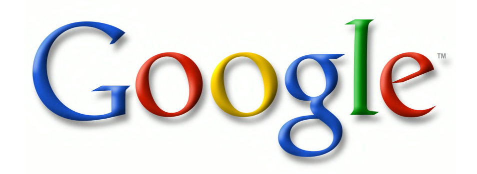
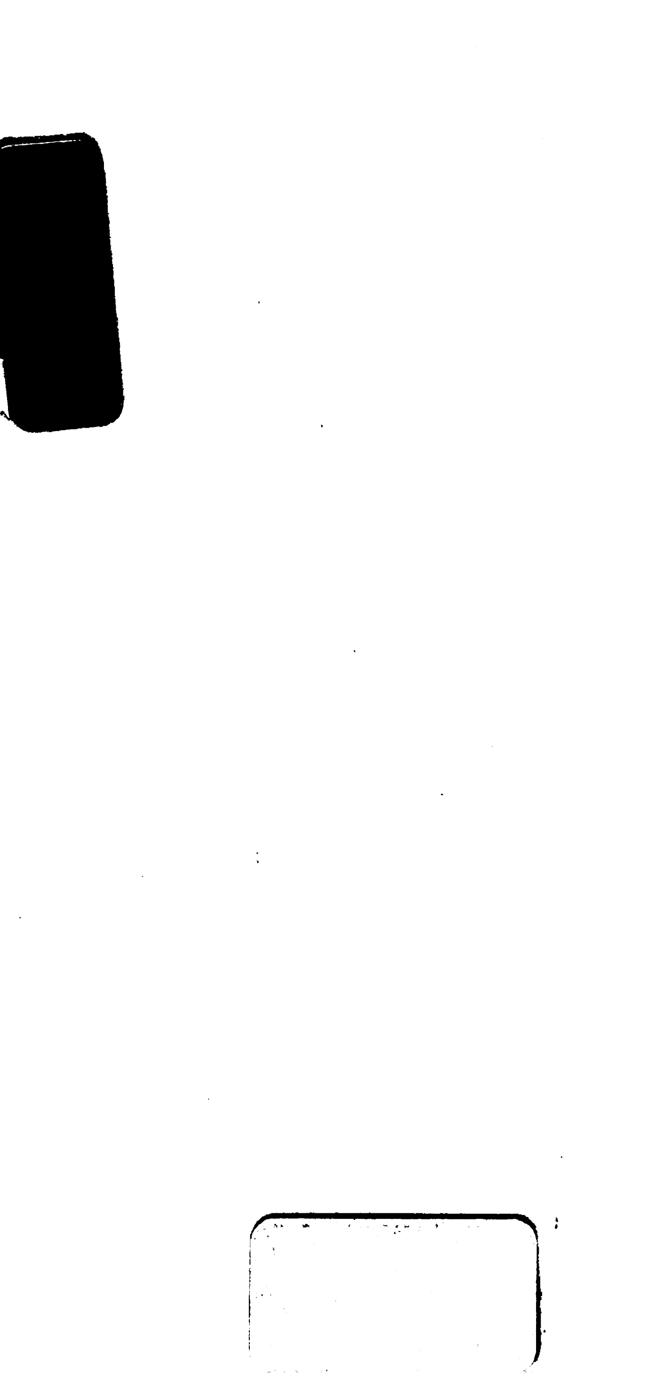
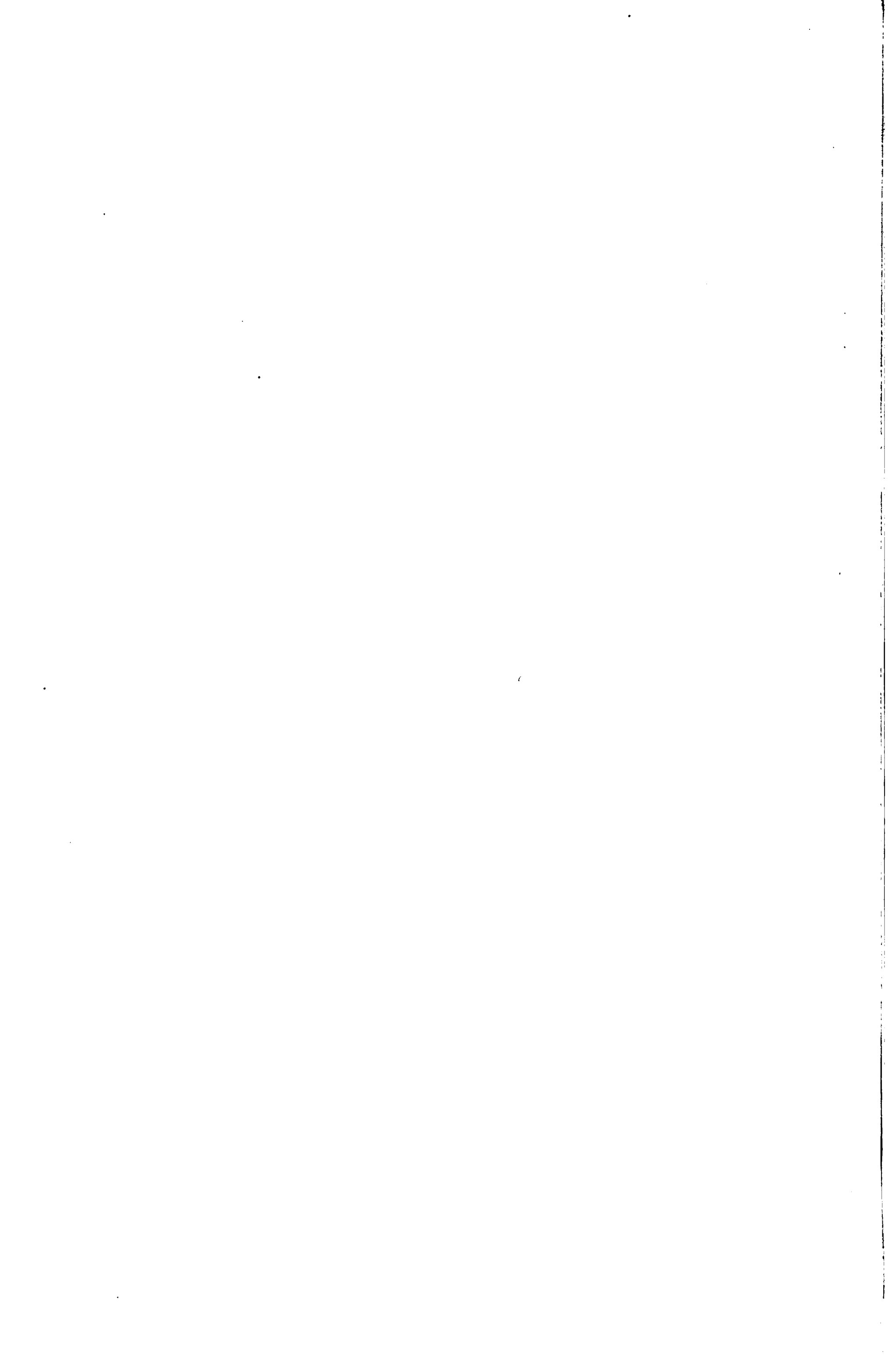
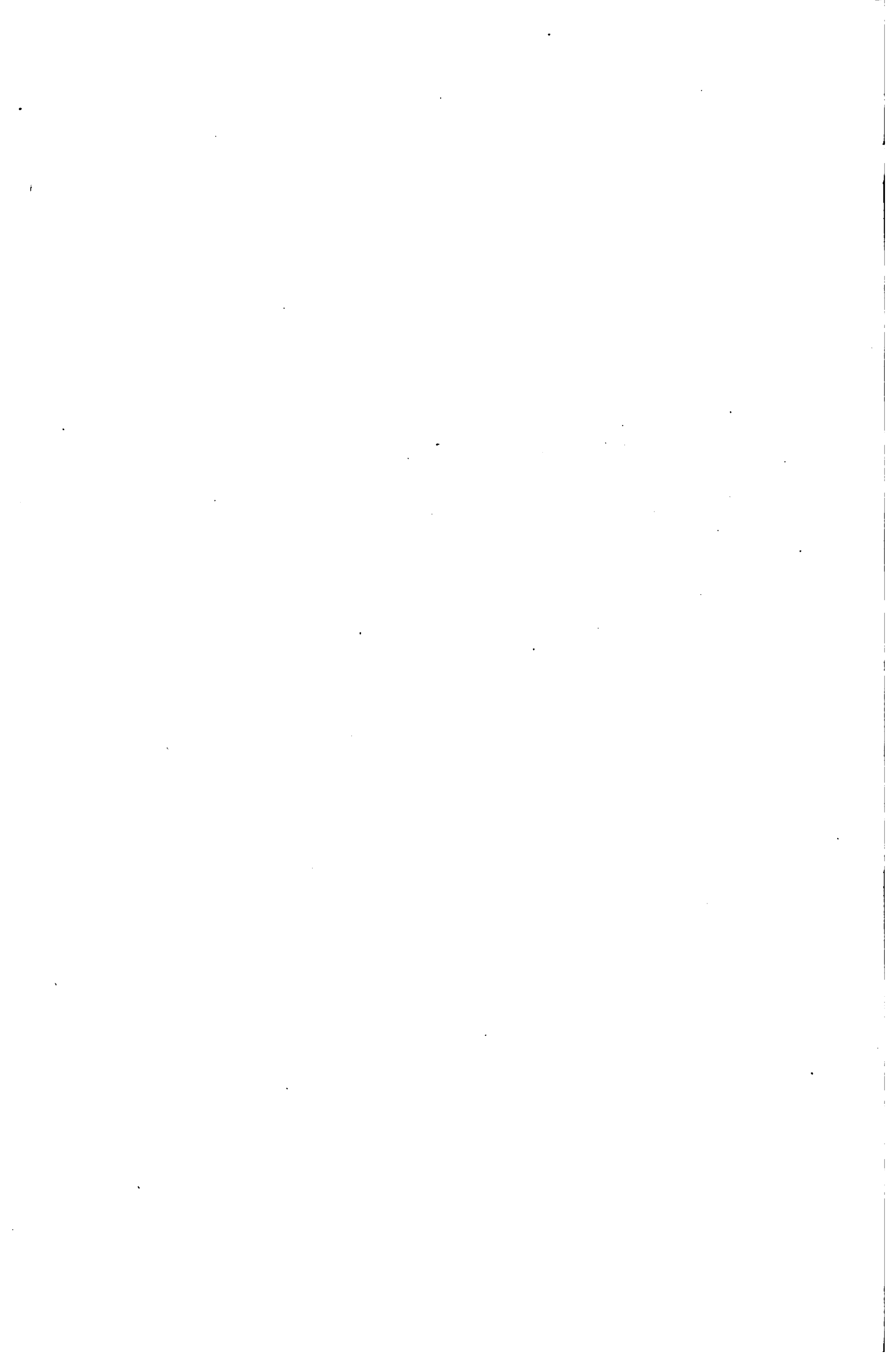



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08168953 5



HAY
WILDA







Porfirio Diaz
Präsident der Vereinigten Staaten von Mexiko.

Amerika-Wanderungen eines Deutschen

Von

Johannes Wilda

II.

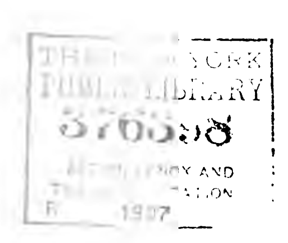
Auf dem Kontinent der Mitte

(Zwischen Alaska und Peru)

Mit 26 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen und einer Karte

Zweite  Auflage.

Berlin
Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur
1907


YORK
LIBRARY
1907



Inhalt



Vorwort

Die freundliche Aufnahme, die dem ersten Bande meiner „Amerika-Wanderungen" zuteil ward, wird sich hoffentlich auch auf den zweiten und später auf den dritten erstrecken.

Für das vorliegende zweite Buch bin ich zu dem im Ratzelschen Sinne schon früher gebrauchten Untertitel zurückgekehrt, weil gerade dieses mithelfen soll, den Begriff des „Kontinent der Mitte" verständlich zu machen.

Der rein wissenschaftliche, rein fachmännische, rein parteipolitische oder auch nur überwiegend lehrhafte Vortrag erreicht einen weiteren Kreis verschieden gearteter und vorgebildeter Leser schwer, besser gelingt dies der schildernden Form des persönlichen Erlebnisses, an das politische, wirtschaftliche, geographische oder allgemein volkspädagogische Hinweise sich anschließen und auch wohl, wie beiläufig, zwischen den Zeilen heraustreten. Die Erfüllung dieser Aufgabe, die ich auch hier wieder versucht habe, dürfte ein kaum minder ehrenvolles und national ersprießliches Ziel sein, als das des Forschers, der Bausteine für seine Spezialwissenschaft herbeiträgt. Die wirklichen Forscher bauen zwar das Haus, wir ernsthaften Schilderer aber sorgen dafür, ihm Bewohner zu schaffen.

Beide Kategorien werden wiederum nicht überflüssig gemacht durch einzelne Große, die sowohl als Meister der forschenden Wissenschaft, wie des künstlerisch wirkenden Wortes begnadete Lehrer ihrer Nation und der Menschheit sind.

Lübeck gegen Ende 1906.

Johannes Wilda.





Erste Eindrücke in den Vereinigten Staaten von Mexiko.

Passagiere der „Serapis". — Auf der Reede von San Benito. — In Salina Cruz. — Freuden der Gepäckaufgabe bei der Tehuantepec-Bahn. — Zugbedeckung. — Tehuantepec. — Volkstrachten. — Zweite Gepäckschlacht in Lucretia. — Die neue Bahn durch den Urwald nach Los Naranjos. — Die Stadt Córdoba und der Orizaba. — Die Stadt Orizaba. — Interessante Fahrt hinauf zum Mexikanischen Hochland. — Bei Maltrata. — Vegetationsbetrachtungen. — Auf der Randhöhe. — Hochsteppencharakter. — Volkstypen. — Ankunft in Mexiko-Hauptstadt.

Das erste Buch meiner „Amerikawanderungen" schloß bei dem Verlassen Guatemalas im Hafen von Champerico.

Dieses zweite Buch beginnt mit dem Besuche einer der interessantesten und gern möchte ich sagen: einer der zukunftsreichsten Staaten der Westhemisphäre, mit Mexiko!

Wegen gewaltiger Hitze nebst heftigen Gewitterböen litten wir an Bord des Kosmosdampfers „Serapis" doppelt unter der Passagierüberfüllung. Eine ganze Reihe von Bekannten war aus Guatemala mitgekommen, darunter eine Familie, bei deren Baby die Masern ausbrachen. Der deutsche Familienvater, ein englischer

Bürger, übrigens ein braver Mann, schien mir ein Beispiel, zu welcher blindenglischen Voreingenommenheit selbst ein sonst deutschfreundliches Gemüt durch die systematisch deutschfeindliche Arbeit der englischen Publizistik gelangen kann. Eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit war mein Kammergenosse, der alte nordamerikanische Oberst Thistle aus Guatemala, ein Kollege des dortigen Eisenbahndirektors Mr. Hodgeson.

Als ersten mexikanischen Hafen liefen wir die Reede von San Benito an. Auch hier gewahrten wir einen zerstörten Pier und eine hohe Brandung, durch welche die Landungsboote fährenartig an starken Trossen hindurchgezogen wurden. Hinter dem Busch des Vorlandes und dem nur aus wenigen armseligen Häusern bestehenden Landungsplatz ragte das Gebirge machtvoll in die weißen Wolken. Südlich bot sich die ganze Kette der Vulkane Guatemalas bis über den Santa Maria hinaus dem Auge dar; vor uns erhob sich der an der mexikanisch-guatemaltekischen Grenze höchste Vulkan, nach der nordamerikanischen Küstenkarte 14000 Fuß, der Tacana. Diese nach Vermessungen der Schiffe „Tuscarora“ und „Ranger“ 1878 bis 1884 angefertigte Karte erscheint sehr verbesserungsbedürftig. Die Änderungen durch den Santa Maria-Ausbruch beträfen auch die neuere englische Admiralitätskarte von 1887. Deutsche Karten haben wir hier ja leider nicht, auch kein gesammeltes Handbuch, als deren erstes bisher nur die von der Deutschen Seewarte bearbeitete „Ostküste Südamerikas“ erschien.

Von San Benito hatten wir das Glück, unsere drangvolle Enge noch durch einige Mexikaner, die durch den ihnen ungewohnten Biergenuß sehr lärmend wurden, vermehrt zu sehen.

Am 5. Mai, einem der zahllosen Festtage, die vernünftigen wirtschaftlichen Verhältnissen Hohn sprechen, langten wir auf der Reede von Salina Cruz, meinem und dem Ziele von 24 Leidensgefährten, an.

Salina Cruz an der Tehuantepec-Küste ist ein werdender Platz, eine Art von mexikanischem Tsingtau und daher technisch höchst interessant. Aber von der Natur weit weniger vorbereitet, soll es zum mexikanischen Haupthafen am Stillen Ozean werden, zum westlichen Endpunkt des schmalsten Verkehrsgürtels zwischen den Ozeanen, dessen atlantischen Aufnahmepunkt Coatzacoalcos bildet. Die Tehuantepecbahn verbindet beide.

Bekanntlich befindet sich hier die Senke zwischen den Hochländern von Guatemala und Mexiko. Sie ist nur 210 Kilometer breit, bei einer Höchsterhebung von 203 Meter. Der hier bereits von Cortez angeregte, von Mexikanern, Engländern und Nordamerikanern versuchte interozeanische Kanalbau dürfte der Technik mindere Schwierigkeiten bieten, als Nicaragua- und Panamakanal. Für das vom Mississippi ausstrahlende, zentrale nordamerikanische Wirtschaftsgebiet würde er von ungeheurem Werte sein. Wirtschaftlich käme die Bedeutung des strategisch wichtigen Nicaraguakanals nach dem Bau des Panamakanals gegen den Tehuantepeckanal gar nicht in Betracht. Das Eads'sche Schiffseisenbahnprojekt hätte heutzutage überhaupt keinen Sinn mehr, aber wohl der Kanal, und man darf es zuversichtlich aussprechen: auch der Tehuantepecdurchstich wird noch zur Tatsache werden!

Die nicht hohen Küstenberge treten hart an die sandige Tehuantepecbai heran. Zwischen den Höhen zieht sich eine von Tümpeln durchsetzte, sonst trockene Talbucht etwa zwei bis drei Kilometer landwärts. In sie hinein

wird mit Erdbaggern der Hafen ausgehoben, den nach See zu einer Reihe riesiger Betonwürfel, der Kern der künftigen Kaimauern, begrenzt und schützt. Die Brandung spritzte noch gehörig an ihnen empor, obwohl die beiden gegen die Hauptwindrichtungen schützenden Molen sich bereits ziemlich weit vorbauten. Es wird mit Dampf und elektrischem Betrieb gearbeitet; fahrende Kräne bringen die Betonblöcke heran und schütten sie an die Molenkerne. Die Regierung hat der englischen Pierson-gesellschaft den Bau übertragen. Mehrere deutsche Ingenieure und Bureaubeamte waren bei ihr beschäftigt.

Wir wurden von den mexikanischen Bootsleuten unter geringster Anspannung ihrer Kräfte an den großen, unbedeckten Pier gebracht; der heftigen Bootsbewegung halber hatte ich das kranke Baby der erwähnten, von Kindern und Gepäck hart bedrängten Familie, die nach England überzusiedeln gedachte, an mich genommen. Zunächst lagen wir mit allen Siebensachen lange am Pier und der Zollbude, noch entfernt von den großen hölzernen Verwaltungsgebäuden, herum. In einer Sandbucht sah man unscheinbare hölzerne Gebäude, in denen es von in Quarantäne befindlichen, pockenverdächtigen Chinesen wimmelte. Hätte der Vormittagsregen angehalten, wäre unsere Lage trostlos gewesen. Endlich wurde unser Gepäck nach und nach auf Ochsenkarren zu der rückliegenden Stadt und dem Bahnhof der Tehuantepecbahn geschafft. Jeder hatte durch persönliches Zupacken so gut für sich zu sorgen, als er es konnte. Wir selbst holperten oben auf den Karren mit, hinauf und hinab durch das Chaos von Eisenbahndämmen, Schienen, Wasserkuhlen und den steinbesäten Sand des künftigen Hafenbodens; glücklicherweise polterten nicht wie sonst die Kies- und Steinzüge pfeifend

und fauchend dazwischen. Seitwärts im Gestrüpp lagen Arbeiterkolonien, teils unglaubliche Niederlassungen, die an das seinerzeit berüchtigte Mattendorf bei Tsingtau erinnerten, teils neue, nüchterne Arbeiterhausreihen. Das dahinterliegende Salina Cruz selbst ist heute noch ein öder, der Sonnenglut preisgegebener, staubiger Ort, dessen Gesundheitsverhältnisse nicht gerühmt wurden. Die beträchtliche Ausdehnung, die mannigfachen neuen, villenartigen Häuser an den breit angelegten Straßen weisen auf eine glücklichere, nicht unbedeutende Zukunft hin. Das Gepräge ist weit europäischer, als das der Küstenorte, die wir bisher besucht hatten. Eine Markthalle und sehr viele Kneipen sind vorhanden. Ich bedauerte die armen bleichen Kinder der europäischen Beamten, die in schattenlosen, dürren Gärten spielen mußten. Die Gepäckabfertigung auf dem Bahnhofe hatte bereits nachmittags für den nächsten Tag stattzufinden. Etwas Umständlicheres als diese war mir noch nicht vorgekommen. Für meine vier Stücke waren zwölf Buchungen auf dreiteiligen Pappzetteln notwendig, dazu ebensoviele Stempel, dann kam das Versehen mit Stempelmarken und das Zerreißen der Zettel hinzu, von denen mir vier Drittel überliefert wurden. Man kann sich denken, daß Stunden auf Stunden über dieser Beschäftigung vergingen, besonders der unglückliche Familienvater, für den eine Reihe von Ochsenkarren mit endlosem Gepäck heranrollte, arbeitete noch bis tief in die Dunkelheit hochroten Antlitzes auf dem Bahnhofe umher. Man hatte nämlich jedes Stück selber mitzuwiegen, da bei gänzlichem Mangel an Fixigkeit es mit der Richtigkeit um keinen Deut besser bestellt war. Ein Billett gab es nur bis Santa Lucretia, einer Station der von Veracruz kommenden Bahn, dort hatte man

Aussicht, dieselben Bahnverschiffungsfreuden noch einmal zu genießen. Die Tehuantepecbahn gehörte bis jetzt einer englischen Gesellschaft, sie wird oder ist aber nebst anderen wichtigen Bahnen in die Hände des mexikanischen Staates gebracht, der mit dieser Eisenbahnpolitik dem wachsenden nordamerikanischen Eisenbahneinfluß zielbewußt einen Damm entgegengesetzt hat.

Die malerische Tracht der Weiber fiel auf; sie besteht in einer farbigen, greller geränderten Weste oder Tunika über farbigem Rock, während ein buntes Tuch um das schwarze Haar sich schlingt. Beim Gehen, und sie schreiten famos, zeichnen sich die oft sehr schön geformten Busen leichtzitternd unter dem enganschließenden Gewand ab. Bei den Männern macht sich bereits der fabelhaft riesige, landesübliche Hut bemerkbar.

Unser Hotel — es gab deren mehrere — befand sich in völlig unfertigem Zustande. Nach spanischer Art niedrig, umschloß es einen noch wüsten Patio. Der Wirt war ein braver, alter Chinese ohne „pigtail". Ungeachtet eines Diplomatengesichtes verstand er nicht, zu rechnen. Ehrlicherweise gab er mir für 10 Dollars Gold 22 mexikanische, während die einheimischen Geschäftsleute und Beamten uns mit 20 abspeisten. Die Bewirtung war verhältnismäßig gut, die Bedienung, aus lauter Chinesen bestehend, nicht schlecht. Leider hatte das Haus bei meinem Wiederkommen einen andern, besser rechnenden, aber minder angenehmen Sohn des Himmels zum Leiter oder Besitzer.

Colonel Thistle hatte ein Zimmer mit drei Schlafeseln beschlagnahmt, wovon zwei für einen andern Deutschen und mich bestimmt waren. Bald nach 3 Uhr früh war ich bereits auf den Beinen, um die einzige

Waschschüssel als erster genießen zu können. Um 6 Uhr dampfte der Zug nach Lucretia ab. Obwohl Präsident Diaz das unausrottbar scheinende mexikanische Übel des Brigantenwesens wirklich mit eiserner Hand ausgerottet hat, müssen in diesem Teile Mexikos doch Vorsichtsmaßregeln noch ratsam erscheinen, denn unser Zug führte einige, selber ziemlich abenteuerlich aussehende Soldaten als Bedeckung mit sich. Später im Norden habe ich von einer Bedeckung nichts mehr bemerkt, und wo sie am allernotwendigsten wäre, notwendiger als in Mexiko, in gewissen Weststaaten Uncle Sams, dort fehlt sie leider überhaupt.

Niederes Gestrüpp begleitete uns bis zur Stadt Tehuantepec. Ich habe sie das zweitemal eingehender besucht und werde ihr später noch eine Schilderung widmen. Diesmal fuhren wir nur durch. Zuerst gewahrte man ärmliche, dorfartige Häuser, dann einen etwas besseren, städtischen Teil, mit Kirche und von buntem Treiben erfülltem Markt, der im Schatten breiter, herrlich purpurfarben blühender Bäume lag. Blühende Büsche und Bäume verdeckten überhaupt so manches Öde und Häßliche. Die Frauentypen von Tehuantepec bezaubern. Weiber trugen auch die Pilzhüte der Männer; die seltsamen weißen Spitzenmäntel und Spitzenkapuzen zu bewundern, fand ich erst im Herbste Gelegenheit. Eigenartigeres an Tracht dürfte es in ganz Amerika kaum geben.

Allmählich stieg die Bahn ein wenig, um nun etwas reizvollere Anblicke in dem sonst große Naturschönheiten bietenden Staate Oaxaca zu bieten. Übrigens entbehrt auch das breite Tal des Rio Tehuantepec bei Tehuantepec selbst nicht der landschaftlichen Vorzüge.

Die Weiden der offenen Gegend verschwanden, der

Busch trat an ihre Stelle. Urwald war's, mehr wie eine zweite Auflage Urwald erscheinend, lange nicht so hoch und üppig, wie der in Costarica bewunderte. Zahlreiche Corozopalmen aber breiteten ihre Kronen über die Platanilla, deren silberne Unterblätter ich häufig schimmern sah. An der Bahn ward noch gearbeitet; wir fuhren mit großer Vorsicht. Mittags erreichten wir in glühender Hitze Lucretia in dem Staate Vera Cruz. Hier kam es dann zur zweiten Gepäckschlacht, bei der ich eigenhändig jedes meiner Gepäckstücke zum Wiegen heranschleifte. Nach leidlichem Frühstück saß man endlich, wieder aufatmend, im Zuge der funkelnagelneuen Strecke, die als einzige Straße durch den Urwald von Lucretia über Perez nach Los Naranjos am Rio Paraloapan führt, von wo sie nach Córdoba weitergehend auf die Bahn trifft, die sich von Vera Cruz zu dem Hochland der Landeshauptstadt hinanzieht. Dies ist zurzeit dorthin der kürzeste Weg vom pazifischen Süden aus. Freilich, wann man abführe, wußte man annähernd, keineswegs aber, wann man anlangen oder ob man überhaupt anlangen würde. Das wird sich inzwischen wohl schon gebessert haben. Auch diese Linie ist Staatsbahn.

So ging es immer durch Wald und Dschungel. Zeitweilig lagen am Bahnkörper Arbeiterhäuser aus Holz oder Gras. Manchmal standen auch bewohnte Waggons auf Seitengeleisen. Unter den Arbeitern befanden sich Weiße, Halbweiße, mexikanische Indianer, Neger und namentlich Chinesen. Viele hatten ihre Familien bei sich. Brennholz und Wasser wurden häufig eingenommen, warum man sonst so oft hielt, erfuhr man in den wenigsten Fällen; gewöhnlich geschah es wohl wegen Unzuverlässigkeit der Strecke. Zumal, nachdem es dunkel geworden, merkte man

an dem Arbeiten und Knistern der Wagen die Schwierigkeiten des Bahnkörpers. Wir waren alle beständig auf eine Entgleisung gefaßt. Der Oberst führte zur Entschuldigung an, die Bahn habe eine Menge jungfräulichen Gebietes erschlossen und die Mängel wären unvermeidbar, da sie „entirely new“ sei. Deutsche würden solchen Betrieb nicht gestatten; aber ich muß auch sagen, in wilden Ländern führt wilder Betrieb oft zum Ziel, während deutsche Ordnung vor unlösbaren Aufgaben stände. Die deutsche Venezuelabahn soll z. B. sich nicht rentieren, weil sie für dortige Verhältnisse zu musterhaft, d. h. zu teuer gebaut wurde. Der zum Freilegen der Strecke niedergebrannte Wald brannte stellenweise noch. Einmal schlug mir glühende Hitze ins Gesicht. Von weitem glaubte man brennende Städte zu gewahren. Mit mehreren Stunden Verspätung erreichten wir vor Mitternacht die Station Pérez. Schon vorher ward das Sitzen sauer, jetzt das Liegen auf den kurzen Bänken erst recht; es war eine Qual, zumal die Schwüle ganz matt und schläfrig machte. Bis Tagesanbruch hatten wir auf dem Geleise zu warten. Ich bereitete mir mit Hilfe von Koffer und Hutschachtel ein knappes, hartes Lager, auf dem ich zusammengeringelt ein paar Stunden zu schlafen trachtete, wobei ich blinzelnd eine Katastrophe beobachtete, die über die ganze Familie aus Guatemala hereingebrochen war. Wahrscheinlich hatte sie zuviel Mangos und dazu Milch, vielleicht schlechte Milch genossen. Genug, sie hatte schrecklichen Brechdurchfall, am schlimmsten der geplagte Familienvater. Vorher war ich auch noch über den Steg zu einer Chinesenbude hinabgeklettert, um eine Tasse Kaffee, das erste, was es an diesem Tage wieder gab, zu trinken. Zur nächtlichen Comida mit fettem Fleisch und schmierigem Gemüse konnte

ich mich nicht mehr entschließen. Bei Morgengrauen war alles wieder auf den Beinen. Unter heftigem Gewitter begann es unendlich zu regnen. Die Fahrt ging noch immer nicht glatt von statten. Hinter der Brücke der Station Agua Fria hatte der brüchige Damm nachgegeben. Wir mußten wieder zurückdampfen. Es wurde wohl eine Stunde lang gearbeitet, wobei unser nordamerikanischer Kondukteur, ein Kernmensch und Original, wacker die Schaufel mit handhabte. Mit höchster Vorsicht ward die gefährliche Stelle, an die sich eine wenig Vertrauen erweckende Brücke schloß, passiert. Die Flora war interessant durch Sumpfpflanzen und Passifloren. Jetzt lichtete sich das Waldgebiet, weite Potreros, Ananaskulturen, brachten Wechsel. Bei El Hule wurde eine lange Brücke über den breiten, zurzeit wenig Wasser führenden Rio Grande Paraloapan, der dem Campéchegolf, also dem Atlanticgebiet zuströmt, und dann die Station Los Naranjos erreicht. Berittene Hirten gaben eine famose Staffage. In dem nordamerikanischen Bahnrestaurant speisten wir reinlich und gut, namentlich gab es vortreffliches Gemüse. Bei Regen hatten wir abends auf der Station Tezonapan Aufenthalt. Hier befand sich eine bedeutende französische Rumfabrik. Mit dem ausgepreßten Zuckerrohr wurden die Maschinen geheizt. Mit geringerer Verspätung, als wir erwartet — etwa 1½ Stunden — trafen wir, nachdem wir offenbar prächtige Szenerien, mit schäumenden Wildflüssen voller Steinblöcke, durcheilt hatten, in der Stadt Córdoba ein. Hier übernachtete ich. Eine Menge von hilfreichen Gepäckjungen mit hübschen Gesichtern, aber wegen der gleichen großen Hüte von verwirrender Ähnlichkeit, war hier vorhanden, unter deren Leitung man einen völlig lichtlosen und unebenen weiten Platz zu durch-

stolpern hatte. Indem ich mir nur die große Zehe dabei verrenkte, kam ich noch günstig gegen eine Dame fort, die bis zu den Knien in den Schlamm sank, wobei ihr außerdem der Koffer abhanden kam. In dem kümmerlichen Hotel traf ich zwei jüdische Kaufleute aus Berlin, ein dritter Berliner Glaubensgenosse war aus Guatemala mitgekommen. An das primitive Hotel hätte wahrscheinlich keine europäische Feuerversicherungsgesellschaft einen Groschen gewagt. Im oberen Stockwerk reihte sich an schmalem Korridor eine winzige hölzerne Zelle an die andere. In der angenehmen Aussicht, bei ausbrechendem Feuer rettungslos verbrennen zu müssen, fand ich das Hotel Papi in Corinto noch übertrumpft. Aber elektrisches Licht war vorhanden, und zwar immer eins in der Holzwand für zwei Zellen, so daß man seinem Nachbarn das Licht vor der Nase ausmachen konnte, respekt. dessen Beleuchtungsdrange preisgegeben war. Der Gedanke an Kurzschluß berührte hier natürlich besonders angenehm. Um das Moskitonetz krochen viele Spinnen, für die ich, als die besten Moskitovertilger, eine geradezu zärtliche Freundschaft hege. Nach dem Frühstück nahm ich am nächsten Morgen bei strahlendem Sonnenschein in dem Maultiertram und zu Fuß eine Stadtbesichtigung vor. Im Tageslicht bot der Ort, trotz vieler greulich gepflasterter Kleinstadtstraßen mit ehrbaren Kleinbürgern, viel Interessantes an alten Baulichkeiten, erschien verkehrsreich und gewann durch die schöne Vegetation der Umgebung sehr an Reiz. Unbeschreiblich herrlich stand die über Palmen und Blumen in schneeweißer Keusche in den blauen Himmel ragende, mächtige Pyramide des Orizaba hinter der Stadt. Mit seinen 5582 Metern ist er der höchste Berg Zentralamerikas. Die Schneegrenze liegt auf 4292 Meter. Als Vulkan scheint er nicht mehr tätig werden zu

wollen. Wenige Berge der Welt gewähren ein gleich prachtvolles und großartiges Bild. Córdobas Plaça und Kathedrale, mit ihren Palmen, sind auch sehenswert. Lockende Früchte sah man überall feilgeboten.

Nach neuer Gepäckschlacht fuhr ich vormittags in der Ferrocaril Mexicana weiter. An den Stationen verkauften Frauen die schönsten Buketts, namentlich von weißen Kamelien sowie Orchideen, ein Beweis des paradiesischen Charakters des Landes. In wundervollem Anstieg umrandeten wir einen tiefen, üppig grünenden Talkessel, passierten eine Flußbrücke, keuchten langsam bergan und erreichten, nach einem Tunnel und kurzer Kehre, das sonnige Orizaba. Die 1280 Meter hohe, bergumschlossene Lage dieser etwa 25 000 Einwohner zählenden, schönen Stadt ist überaus prächtig. Zahlreiche Kirchen und Kapellen beleben das Stadtbild. Eine bedeutende Industrie, mit vielen Baumwollfabriken, hat sich hier entwickelt. In der blühenden Ebene wuchs saftiges Zuckerrohr in Menge.

Ein großer Andrang fand hier zum Zuge, der vorzüglich fuhr, statt. Wir rollten an hohem, trachytischem Gebirge entlang und durch weite, hübsche Bergtäler. Dann wurde es etwas kahler; von der langen Trockenzeit her herrschte ein überhandnehmender vergilbter Ton. Das Wesen der Leute in den dichtbesetzten Coupés machte einen guten Eindruck; endlich sah man doch wieder höhere Zivilisation, wirkliche Damen, saubere eingeborene Dienstmädchen und Frauen aus dem Volke in seidenen Sonntagsgewändern. Nach starker, sich windender Steigung genossen wir prächtige Rückblicke auf das im Tal zurückbleibende Orizaba, durchfuhren enge Klausen und Tunnels und überflogen Schluchten auf Viadukten. Bei 1700 Meter bemerkte ich viele Kiefern, Wasserkaskaden, Rhizinus-

stauden, dann zwischen lößartigem Ton Gemüsekulturen. Auf der von spärlicher Vegetation umgebenen Station Maltrata nahmen wir Holz ein; Frauen des Bergdorfes verkauften minderwertiges Obst, unreife Apfelsinen, Mandarinen, Pflaumen, Brombeeren und wiederum Orchideen. Als „Inglese" wurde auch ich von den armen Weibern beschwindelt.

Immer wanden wir uns noch an dem Citlatepetl — dem Orizaba — herum. Ein Tiefblick auf Maltrata folgte, dann ein Hochtal mit Kirche, und wieder mehr Vegetation; wir sahen den steilen Anstieg vor uns, den wir jetzt zu überwinden hatten. Auf niedrige Eichen und Weidenbäume trafen wir bei 2100 Meter; ein kühler Wind machte sich auf, am Wege blühten wilde Fuchsien. Niedere Farne gab es noch, während die Baumfarne verschwunden waren. Bei 2240 Meter ward eine Brücke passiert, Nachtschatten wuchs seitlich des Geleises, und noch einmal genossen wir einen Tief- und Fernblick auf Orizaba. Ich kaufte mir einige wundervolle Passionsblumen: weiße Blätter mit blauem Strahlenkranz, grünen Griffeln und fünfteiligen Staubfäden (Passiflora incarnata). Bei 2380 Meter gewahrte ich Pflanzen, die ich für Berberitzen hielt, und purpurrot blühende Disteln. Durch mehrere Tunnels gelangten wir bei 2450 Meter zu einer Brücke. Hier blühten mir unbekannte Blumen, mit langen, roten Staubfäden, Agaven und Myrten gleichenden Büsche, deren Blätter sich gelbrot färbten. In schiefrigen Gesteinschichten fuhren wir 2540 Meter über einen Viadukt; am Absturz zum Tale gaukelte ein Zitronenfalter. Auf 2600 Meter sah ich Mais; unten zogen sich waldige Schluchten. Bei 2780 Meter erreichten wir eine Weide voll grasendem Vieh und niederen Wald. Ein entgegenkommender Zug

passierte; die Randhöhe der mexikanischen Hochebene, die sich im Süden und Südosten so steil über das atlantische flache, dann hüglige Vorland erhebt, schien erklommen zu sein. In dieser südlichen und südöstlichen Bruchspalte sind die das Hochland imponierend kränzenden Vulkane emporgestiegen.

Abwärts senkte sich das Geleise zwischen Feldern und Agavenstauden.

Nun eilten wir in beschleunigter Fahrt durch die endlos scheinende Ebene. Welcher Gegensatz der Landschaft zu der des Anstieges! Ungeheure Sandmengen wirbelte der starke Wind uns entgegen. Ähnliches sah ich seit Peking nicht mehr. Alles erschien steril; doch im Fluge erkannte man, daß etwas wüchse, wahrscheinlich Mais. Eintönige, fast festungsartig von weißen Mauern umgebene Gehöfte hoben sich da und dort gleich Inseln aus der weiten, graubraunen Fläche; neben ihnen schichtete sich wie Häuser, sauber geschnittenes Maisstroh. Vor Hütten erhoben sich einzelne Bäume, namentlich Hängeweiden, mit seltsam von der dürren Umgebung abstechendem, frischem, grünem Laube. Zeitweilig müssen diese endlosen Ebenen, ähnlich denen des chinesischen Tieflandes, fruchtbar sein. Dann wieder gestaltete sich der Plan hügliger, niedrige und niedrig bewachsene Bergzüge schoben sich dazwischen; in der Ferne ragten höhere, ja sehr hohe Berge, vielleicht Randvulkane. Ein lila blühendes, kriechendes Unkraut bedeckte streckenweise den Sand, Kakteen und Opuntien wuchsen dazwischen, mais- und ährentragende Getreidefelder dehnten sich aus; vor allem aber häuften sich die charakteristischen Agavenkulturen, deren stachlige, dickfleischige und steif aufstrebende, wie stilisiert erscheinende Blätter in langen, graugrün schimmernden

Zeilen die Äcker liniierten. Auch um die Getreidefelder bildeten sie Zäune. Aus ihnen bereitet der Mexikaner seinen Nationalschnaps, die Pulque. Der Boden schien meist lehmig zu sein; die Bestellung machte einen durchaus günstigen Eindruck. Inzwischen gelangten wir in ein Regengebiet; die Kälte machte sich unliebsam bemerkbar. Auf den Stationen sah man die Menschen vermummt in rote Wolldecken, ihre Ponchos. Ganz auffallend viele Bettler drängten sich an die Reisenden heran, je mehr man sich der Hauptstadt näherte. Auf der großen Station Apizaco stürzten sich Scharen von Händlern auf uns. Sie boten Brot, Kuchen, Eis, Früchte und allerlei Schnurrpfeifereien an, so Figürchen in Schalen und kunterbunte Stöcke, darunter die dicksten Knittel, hauptsächlich in der Tönung der Nationalfarben, grün-weiß-rot, gehalten.

Zwischen abschüssigen Lehmwänden fuhren wir langsamer, dann wieder schneller durch steiles Feld, eine im ganzen wieder baum- und schattenlose Ebene, die von niedrigen Cerros, mit aufgesetzten höheren Bergen, durchzogen ward. Im Zuge und auf den Stationen zeigten sich viele Soldaten und Polizisten; letztere stramme, wenn auch manchmal zerlumpte Burschen. — Ich freute mich, wieder in einem Lande mit deutlichen Stationsinschriften zu weilen; so befand ich mich denn auch in der Lage, die Station Apam festzustellen, wo sehr stattliche Menschen, die Damen durch lange Boas gegen die Maikälte gewappnet, die Herren in kleinen Sommerpaletots, im Zuge erschienen. Wieder bemerkte ich Polizeimannschaften mit Messingschildern um den offenen Hals.

Wir schienen in der kahlen Kette der Cerros etwas gestiegen zu sein; Steinbeschwerung der Hüttendächer ließ auf heftige Windwirkungen schließen. Die sich häufenden

elektrischen Lichter kündeten bald die Nähe der Hauptstadt. Nach Einfahren in den Bahnhof fischte ich mir im Gedränge sofort einen Mozo*) und glaubte, nach Merken von dessen Nummer alles getan zu haben, um ihm ruhig, nachdem er mir einen Wagen verschafft, das Nachbringen meines Gepäcks überlassen zu dürfen. Die Gepäckauslieferung geht hier eben nicht so rasch vor sich, wie etwa in Berlin. Da man mir im Hotel sagte, daß auf den Bahnhöfen in Mexiko häufig Gauner mit falschen Legitimationsnummern arbeiten, so hatte ich später einige sorgenvolle Stunden, allein am nächsten Tage erwies sich mein Mozo doch als ein berechtigter, ehrlicher Kofferträger.

*) Der Mann aus dem Volke, Arbeiter, Träger, Diener.



Fensterln in Mexiko.



Unter dem großen Hut.

Allgemeines über den großen Hut. — Landestracht. — Chapultepec. — Erinnerung an Kaiser Maximilian und das französische Abenteuer. — Ich bin der einzige Fußgänger. — Strolchtum. — Kutscherhüte. — Etwas über Uniformen. — Die mexikanische Armee unter der Pickelhaube. — Erste Eindrücke im Hotel und auf den Straßen von Mexiko-Hauptstadt. — Besuch bei Herrn v. Flöckher in Coyoacan. — Die Plaça de la Constitucion. — In der Kathedrale. — Im Nationalmuseum. — Das Collegio in San Angel. — Der Palast und die Kadettenanstalt von Chapultepec. — Nordamerikanische Invasion. — Paseo-Denkmäler. — Guanthémoc und eine neumexikanische Fiktion. — Der Wagenkorso nach Chapultepec. — Kirchenfest in der Basilika von Guadelupe. — Ein großes deutsches Elektrizitätswerk in nordamerikanische Hände übergegangen. — Das Deutsche Haus und der Deutsche Verein. — Das Lavafeld von Coyoacan. — Beim Minister des Äußeren und beim Kriegsminister. Ich erhalte einen militärischen Begleiter. — Vorstellung beim Präsidenten. — Porfirio Diaz die bedeutendste Persönlichkeit des zentralen Westens. — Gespräch über den Hafen von Topolobampo (Port Stillwell). — Der Präsident verehrt mir seine Photographie. — Ein nordamerikanischer Reporter.

Der große Hut ist dasjenige, was jedem Besucher Mexikos zunächst auffällt. Es ist etwas ganz Ungeheures, von keinem andern Lande der Welt, selbst von Korea, wo der Hut ebenfalls in bedeutendem Ansehen steht, über-

botenes. Ich möchte den Hut geradezu als das Wahrzeichen Mexikos hinstellen. In Guatemala hat man ihn noch nicht in seinem vollen Aufbau gesehen, dagegen findet er sich auch in den ehemaligen Gebietsteilen Neu-Mexikos und Texas auf den Häuptern der Rancheros und derjenigen Jünglinge, die etwas Besonderes vorstellen wollen. Man wird ihn oft auf den Bildern des Landes geschaut haben, allein dieser Eindruck verwischt sich wieder; der wirkliche Anblick ist so überraschend, daß er der Erinnerung verbleibt.

Diese Riesenhüte werden vom Zivil wie vom Militär getragen. Sie können aus Filz oder Stroh sein, Männer, Weiber oder Kinder schmücken, immer stehen sie im Mißverhältnis zu der Figur des Trägers, dem sie, soweit es sich um Männer handelt, fast immer etwas Rinaldo-Rinaldinihaftes und zugleich Pilzartiges verleihen. Würde es jemand wagen, mit derartiger Kopfbedeckung durch eine deutsche Stadt zu spazieren, so hätte er sofort die Straßenjugend hinter sich und würde auf die lebhafteste Mißbilligung der Schutzleute stoßen. Das Charakteristische der mexikanischen Sombreros besteht im chimborassohohen, kegelförmigen Kopf, der an der Vorderseite bemerklich abgeschrägt ist und über einer Krempe sich erhebt, die dem großen nach oben zu aufgebogenen Blatte der Victoria regia ähnelt. Vielfach besteht er aus Stroh, auch aus gemustertem oder teilweise gefärbtem, sogar rot gefärbtem Stroh; jeder Indianer läuft in solchem Ding herum. Fast ebenso oft aber kann man ihn als Filzgebäude antreffen, und das fordert bei der Hitze die höchste Verwunderung des Fremden heraus. Dieser Filz ist nämlich keineswegs leicht, sondern dick und schwarz, gelegentlich rauhaarig, und zuweilen scheint der Hut aus gewichtigem, schwarzen

Samt gemacht zu sein. Es hat ja etwas für sich, wenn behauptet wird, gerade der dicke Hut schütze gegen die Sonnenstrahlen am besten, aber wer würde deshalb im Hochsommer bei uns eine Pelzmütze tragen? Auch die Höhe hängt, ebenso wie die Randbreite, vermutlich mit Schutzabsichten zusammen, sicherlich mit dem Charakterfehler der Eitelkeit und Prahlsucht. Nichts mehr als dieser Hut beweist einen Grundfehler des ganzen Volkes. So ein Bursche will teufelsmäßig forsch aussehen; er will häufig zugleich zeigen, daß er einer ist, der Geld in der Tasche hat, denn die Hüte strotzen oft von Gold- und Silberstickerei.

Freilich ist es nicht der Hut allein, mit dem der Mexikaner prahlt. Viele und große Silberknöpfe gehören noch dazu, nebst ungeheuren Sporen. Diese silbernen oder eisernen Kilosporen kennen wir ja auch aus den Bildern, die nicht übertreiben. Ich habe sogar im Museum in Mexiko ein Paar altmexikanische Sporen gesehen, die ich beim ersten Hinblick ernstlich für Ofenvorsetzer hielt.

So ganz sinnlos ist auch diese Übertreibung nicht, oder wenigstens ist sie immerhin eine logische Folge einer andern Übertreibung. Unter dieser verstehe ich den mexikanischen Sattel.

Der mexikanische Sattel hat Bügelriemen mit breiten Kappen und mächtigen Steigbügeln. Eine derartige Bügelvorrichtung läßt sich schwer mit dem Fuße bewegen, infolgedessen der Sporn eben lang sein muß, um an der Pferdeweiche seine Schuldigkeit zu tun; zur Harmonie des Ganzen ist dann auch die entsprechende Dicke erwünscht.

Die Nordamerikaner haben den großen Bügelschuh der Mexikaner für ihre Kavallerie übernommen — natürlich ohne die sonstigen Übertreibungen. Er hat seine be-

deutenden Vorzüge: Der Fuß rutscht nicht durch und wird gegen Sonne, Regen und Dornen geschützt.

Hinten und vorn ist der mexikanische Sattel hoch, namentlich vorn, wo er sich fast wie ein venezianischer Gondelsteven aufbiegt und in einem breiten Knopf endigt. Dieser Knopfsteven verdankt wiederum einem landesüblichen, praktischen Zweck seine Entstehung: Er ist zum Herumschlingen des Lassos bestimmt, mit dem man ein Pferd oder einen Stier eingefangen hat. Selbst die heutige mexikanische Kavallerie führt diesen Lasso am Sattel, und gewiß wird er in allerlei Fällen in geübter Hand von bedeutendem Nutzen sein. Bei der großen Viehzucht des Landes hat die Sattelform überhaupt ihren wohldurchdachten Zweck. Ich bin auch nicht ungern im mexikanischen Sattel geritten, außer wenn es ein alter Bauernsattel war, an dem man sich die Schenkel wund scheuerte und der vorn statt des Knopfes, der abbrach, nur noch eine höchst bedrohliche Spitze besaß. In vielen Fällen dient dieser oft prächtig durch Punzarbeit, Stickerei und Silberbeschläge verzierte Sattel aber ebenso nur zur malerischen Prahlerei wie der Hut.

Nun kommt aber eine andere, an sich lächerliche und doch wieder nicht lächerlich wirkende Übertreibung — ein Gegensatz zum Hut: die knappe Kleidung!

Die Tuch- oder Lederhosen liegen so eng an, daß jemand schon gut ausgebildetes Beinfleisch besitzen muß, um unter der Hutkrönung nicht nach unten zu spindeldürr zu verlaufen. Darüber sitzt ein besonderes, nach hinten zu möglichst kurzes Tuch- oder Lederjäckchen. Hellgraues Tuch oder weiches, gelbes Leder wird bevorzugt. Ein breiter Gürtel umschließt den Leib, Weste oder Schärpe sind auch beliebt, offenbar nach spanischen Vorbildern.

Die Jacke ist mit Knöpfen besetzt, diese laufen auch an den engen Schenkeln herunter. Zuweilen sind Ledergamaschen im Gebrauch, zuweilen öffnet und weitet sich die Reithose am Unterschenkel wie die der Indianer und pflegt dann mit Fransen bedeckt zu sein.

Das Ganze wirkt ungemein malerisch, vom Riesenhut bis zum Riesensporn, zumal wenn dabei ein prächtiges Pferd, das andalusisches Blut in sich hat, geritten wird.

Auf der Promenade von Chapultepec, dem Stolz der Hauptstadt, bildet eine solche Reitererscheinung, selbst wenn das Stutzerhafte zu gewollt erscheint, einen erfreulichen Gegensatz zu den modern gekleideten Reitern, die hier völlig überwiegen. Ganz andern Eindruck macht natürlich noch der urwüchsige Reiter draußen auf den Landwegen und den Viehweiden. Er schaut mit blitzenden, dunklen Augen in dem bräunlichen Gesicht ganz ungekünstelt schneidig unter seiner gigantischen Hutkrempe hervor.

Chapultepec war schon der alte Palast Montezumas. Mag auch der lange Paseo de la Reforma, der hinausführt, noch ein wenig zu sehr zwischen unordentlichen Feldern, an zu dünnen Eukalyptuswäldchen liegen, mögen die an Donnerstagen und Sonntagen hinausrollenden Equipagen und Mietswagen noch so sehr vom Staube umwirbelt sein, schön bleibt doch der parkumgebene, blumenbedeckte Fels — mit Recht von den Hauptstädtern als Glanzpunkt geschätzt. Oben erhebt sich im italienischen Stil die weiße Sommerresidenz des Präsidenten; von ihren Terrassen genießt man einen wunderschönen Rundblick auf die weite Hochebene mit ihren seltsamen Bergindividuen und auf die geschlossenen Ketten der umgebenden Berge, hinter denen wieder die weißummantelten

Riesen Popocatepetl und Iztaccihuatl sich noch höher in den Fernnebel erheben.

Und dort vor uns, wo flache Seeflächen, die Reste der ehemaligen grandiosen Wasserbecken glitzern, erheben sich aus dem Grün der Ebene die Kathedral- und Kirchtürme; dort, wo einst die Stufentempel der Azteken sich in Kanälen und Seen spiegelten: Tenochtitlan, Mechico! Mexico-City, wie es jetzt durch nordamerikanischen Einfluß im Munde des business man lautet.

Einst schwebte eine Kaiserkrone darüber, die sich aber als höchst unzureichende Kopfbedeckung erwies. Vielleicht würde sie ohne die Machenschaften des nordischen Nachbarn, der kein starkes Kaiserreich neben sich erstehen lassen wollte, besser gepaßt haben. Die Welt hätte sich ohne diese nachbarliche Arbeit wohl nicht so über das Abenteuer Napoleons III. entrüsten können.

Als ich nach Chapultepec, für das einst Kaiser Maximilian so viel getan, hinausging, war ich, glaube ich, der einzige Mensch auf der breiten Straße, der sich keines großen Hutes erfreute. Ich bitte, den Ton auf das „Gehen" zu legen. Der Kreole geht prinzipiell keine weiten Wege, und der Europäer entwöhnt sich dieser Liebhaberei des Germanen baldigst. Allerdings besitzt Mexiko sehr viel Fuhrwerk, dazu ein sehr ausgebildetes System elektrischen Bahnverkehrs; man braucht also nicht zu laufen, wenn man für dieses Vergnügen keine Schwärmerei hegt. Ich habe sie aber, sogar auch in Tropenstädten, wo das nicht für „fein" gilt.

Diese herumlungernde Spezies von nichtarbeitenden Arbeitern ist eine zweite Eigentümlichkeit der mexikanischen Hauptstadt. Ich glaube, es gibt keine zweite Großstadt der Erde — Neapel kaum ausgenommen —, in der sich

so viel beschäftigungsloses Volk umhertreibt. Man sieht eine unermeßliche Fülle von großen Hüten, billigen Strohhüten, auf allen öffentlichen Plätzen, auf allen Promenadenbänken, vor allen Kirchen, in allen elektrischen Wagen, vor allen Auslagen der glänzenden Ladenstraßen. Überall drängen sie sich durch das fashionable Publikum in den fashionabelsten Straßen. Die öffentlichen Konzerte kann man kaum vor dieser Menge genießen. Wenn sie nur große Hüte trüge! Aber sie wäscht sich auch nicht, sie macht ihr Haar nicht, sie kennt keine Reinigung der Kleider, in denen sie auch wahrscheinlich schläft. Kurzum, sie riecht schlecht! Die meisten dieser in allen Stellungen herumlungernden Massen sind wohl Indianer und Mischmaschlinge der Vororte und der Umgegend, zeitweilige Arbeiter, Landleute, Ganznichtstuer, Bettler und Diebe. Mit Kind und Kegel läuft das herum, hockt auf Treppenstufen, belagert die Lottobureaus, die den Gewinn der gezogenen Nummern verkünden, und ist eine Plage für alle andern Leute. Die Männer tragen meist weiße oder weiß gewesene Anzüge, die Weiber haben wenig Charakteristisches an sich, außer langen schwarzen Haaren unter dem großen Hut. Notabene wenn sie überhaupt einen besitzen.

Zum ersten Male in meinem Leben bin ich unter dieser Gesellschaft einem Taschendiebe zum Opfer gefallen. Er vergriff sich aber zu meinem Heil und holte nur mein Zigarrenetui aus der Brusttasche, während die Brieftasche anderswo untergebracht war. An demselben Abend wurden zwei deutsche Herren bestohlen, die abends einem Feuer zuschauten, und zwar empfindlicher.

Wie mir erzählt wurde, hat man früher in Buenos Aires ähnliche Verhältnisse gehabt. Dort habe die Be-

hörde die Energie besessen, alles schmutzige, in den Anlagen usw. herumlungernde Volk solange einzustecken, bis zugunsten des übrigen Publikums eine dauernde Säuberung erzielt worden wäre. Ganz vollkommen habe ich übrigens später in Buenos Aires dies Resultat nicht gefunden. Leicht ist so etwas in einer Republik natürlich nicht, denn die großen Hüte sind Wähler und werden als solche zeitweilig sehr geschätzt.

Der Präsident wird vielleicht seine Gründe haben, warum er sie gewähren läßt; die Energie, mit ihnen aufzuräumen, hätte er wohl schon. Man muß immer aufs neue erstaunen, was er überhaupt mit oder trotz solcher Elemente, die eine bedeutende Kopfzahl darstellen, aus dem Lande gemacht hat: Nach zentralamerikanischen Begriffen einen Musterstaat, der den europäischen Ländern wenig nachsteht.

Wie überall, so sitzen die großen Hüte auch auf den Häuptern der Droschkenkutscher, wie der Kutscher überhaupt. Mexiko verfügt über eine stattliche Zahl von Rosselenkern, die starke Politiker sind und, wie ihre Berliner Kollegen, eifrig ihr Parteiblatt studieren. Der Hut verleiht ihnen durchaus die für den Kutscher besonders nötige Würde, er überflügelt den Zylinder, mag dieser schwarz- oder weißlackiert sein. Der Hamburger herrschaftliche Droschkenkutscherhut fällt daneben gänzlich ab. Es gibt Droschken mit gelben, roten und blauen Fähnlein. Letztere sind die feinsten. Der Rote hat Mittelpreise und wird am liebsten benutzt. Je nach der Feinheit steigert sich auch die Einfachheit des Hutes bis zum höchsten Luxus. Diesen kann man an den reich mit Gold verzierten Hüten der Privatequipagenkutscher anstaunen.

Da die Sonne in Mexiko sehr unangenehm sticht, so

pflegen die Kutscher auf den Haltestellen Sonnenschirme über sich zu halten, und zwar sind dies schwarze Regenschirme, nicht selten von feiner Seide.

Nach dem Gesagten wird man sich nicht wundern, eine auffallend große Zahl von Hutläden zu finden. In der Markthalle oder auf dem „Diebsmarkt“ oder in den kleinen Läden kauft der Mozo seinen billigen Strohhut, den er dort in großer Auswahl findet. Die größte Augenweide bilden die dicht über- und nebeneinander prangenden Filzhüte; das funkelt und gleißt nur so an ihnen! Gern wird auch das Monogramm an der Kopfseite eingestickt. Eine schöne Aufgabe für liebende Mädchen!

Unter den Soldaten pflegt die Regimentsnummer an dieser Stelle angebracht zu werden. Das reguläre Militär trägt das Käppi, eine recht ungeschickte Kopfbedeckung für Tropen- und Bergländer; doch habe ich die Gendarmerie, wie ich schon anfangs erzählte, im immerhin praktischen Landeshut gesehen. Selbst wenn sie zerrissene Hosen und Stiefel dabei haben, reißt der Hut ihr militärisches Ansehen wieder völlig heraus; es bedürfte hierzu gar nicht einmal der gewaltigen Sporen nebst entsprechendem Schleppsäbel, Revolver, Karabiner, Patronengürtel usw. Mit Vorliebe tragen diese Soldaten brennend rote Schlipse zu ihren grauen Anzügen. In Deutschland würde solche wilde Farbe einen Gendarm sofort um sein Amt bringen, aber in Mexiko kennt man die Gefahren der Sozialdemokratie glücklicherweise noch nicht.

In dem sehr sehenswerten neuen Militärmuseum, das dem Publikum merkwürdigerweise ganz unbekannt zu sein schien, habe ich etwas gesehen, was mich besonders rührte: unsere gute preußische Pickelhaube! Diese Pickelhauben sind Modelle für die mexikanische Armee. Es

bestand oder besteht noch in der Tat der Gedanke oder der Wunsch, die braunen Soldaten, wörtlich gemeint, unter die Pickelhaube zu bringen. Ein seltsamer Gegensatz zum großen Hut! Ich muß sagen, so freundlich mir ein solch eventuelles Zukunftsbild lacht, für praktisch könnte ich diese Änderung nicht halten. Mag das Käppi, das beinahe die Größe eines alten Tschakos hat, noch so schwerfällig sein, die Pickelhaube schickt sich für die Tropen ebensowenig. Ich glaube auch nicht, daß es zu diesem Wechsel kommt. Aber ebenso fraglich erscheint es, ob das Käppi vom nordamerikanischen Militärhut verdrängt wird. Man hält diesen offenbar nicht für militärisch, mag ihn auch vielleicht nicht, gerade weil er Jonathans Attribut ist, und verschließt sich deshalb gegen seine praktischen Seiten. Überhaupt plante man die Einführung einer reicheren, bunteren Uniform, als der jetzigen dunklen und ziemlich einfachen, und zwar genau aus denselben Gründen, die bei uns zur Beibehaltung mit maßgebend sind.

Wenn man meint, daß Bruder Jonathan gänzlich frei von diesen Anwandlungen der Eitelkeit und der Spekulation darauf wäre, so irrt man sich auch. Ich habe in Privatvereinigungen wahre Prachtfinken in Uniform in den nordamerikanischen Staaten gesehen. Die Militärverwaltung der Union indessen zeigt besseren Geschmack.

So bin ich denn vom großen Hut zur Pickelhaube und zum nordamerikanischen Universalfilz gelangt. Mexiko wird, figürlich geredet, niemals unter die Pickelhaube gebracht werden, was wir auch nicht wollen und wünschen. Aber der bürgerliche Hut des deutschen Kaufmanns und Ingenieurs sollte dort nicht verschwinden. Wenn wir ihn

nicht recht fest aufsetzen, wird er es, und — wir hätten es gar nicht nötig!

Der Universalhüte werden es immer mehr von Jahr zu Jahr — Mexiko-City!

* * *

Das Hotelwesen der mexikanischen Hauptstadt ließ noch immer zu wünschen übrig. Einige stattliche, zumal den Einheimischen genehme Häuser wie das originelle Hotel Iturbide gab es; für Europäer kam besonders ein nicht allzu großes und recht geräuschvoll gelegenes, neues und modernes Haus, das Hotel Palacio, in Frage. Dorthin hatte ich mich auch begeben.

Die abendliche Fahrt hatte mir schon einige elegante, großstädtische Straßen mit elektrischer Beleuchtung, schöne, von Spaziergängern erfüllte Anlagen, Asphaltpflaster und glänzende Ladenauslagen gezeigt. Ein gewaltiger Unterschied gegen die bisher gesehenen Städte Zentralamerikas! In einigen Teilen mag Mexiko-Hauptstadt sogar schon heute alle der gesamten Westhemisphäre in städtischer Schönheit überbieten. Allein solcher Teile sind es doch zu wenige, die Gegensätze sind zu starke, als daß man sie schlechthin für die schönste Stadt Amerikas erklären dürfte. Dank freilich der großzügigen Anlage und der herrlichen, wenn auch etwas weitläufigen Umrahmung dürfte sie einst in der Tat zu den allerschönsten Großstädten zählen, welche die Erde trägt. Daß öde Spekulation gerade in Neubauten auch hier viel gesündigt hat, ist nicht verwunderlich.

Man denke sich nun eine prächtige Stadt von ungefähr 400 000 Einwohnern 2265 Meter über dem Meer! — Schade, daß diese imponierende Höhe nicht unmittelbar

neben ihr abfällt; leider aber liegt Mexiko im alten Becken des Texococosees und gewährt von den kleinen Cerros nur Flächenanblicke.

Zunächst begab ich mich zum kaufmännischen deutschen Konsul, Herrn Kosidowski, dem ersten Direktor der Deutschen überseeischen Bank, und dann mit der elektrischen Bahn hinaus in den Vorort Coyoacan, wo der zurzeit stellvertretende deutsche Gesandte, der Geschäftsträger Dr. v. Flöckher, wohnte. Auch in Mexiko wurde ich bald auf die sattsam gerügten Mängel im Zusammenleben deutscher Kolonien aufmerksam und auf die nicht leichte Stellung, die den amtlichen Vertretern daraus erwächst.

Ich sagte schon, daß das elektrische Bahnnetz sehr ausgedehnt sei. Wie in ganz Amerika wird enorm rasch gefahren, auf den Außenstrecken sogar in automobilartiger Rücksichtslosigkeit. Die Fahrt nach Coyoacan dauert etwa 40 Minuten. Man durcheilt höchst mittelamerikanisch, d. h. unansehnlich und schmutzig aussehende Straßen, schon nicht weit vom eleganten Zentrum entfernt; dann hübsche Wiesengründe mit vielem weidenden Vieh, gesäumt von fernen Wäldern und Cerros. Die hohen Gipfel blieben vorläufig immer verhüllt. Agavenkulturen wirkten auch hier charakteristisch. Der Vorort Coyoacan ist gar nicht übel; die Villenstraßen zeigen einige allerliebste Besitzungen inmitten üppigen Pflanzen- und Blumenschmuckes. Dabei deuten die nahen Berge auf eine Fülle von lockenden Ausflügen. Im ganzen erhält man den Eindruck, daß auch der verwöhntere Europäer hier ein recht freundliches Leben genießen könne.

Beim abendlichen Spaziergang durch die Alameda sah ich ein riesenhaftes und originelles Gebäude im Ent-

stehen begriffen. Es ist die neue Oper, die voraussichtlich sehr schön wird. Gebaut wurde nach New Yorker Art: ein Eisengerippe, wie bei Schiffen, und Stein- oder Zementausfüllung. Der verwendete Haustein sah prächtig aus. — Obschon es nicht so übermäßig kalt war, hatten sich viele Leute aus dem Volk bis an die Nasenspitze in Wolldecken gehüllt. Am nächsten Vormittag besichtigte ich die imponierende Kathedrale mit dem anstoßenden, architektonisch verblüffend reich ornamentierten Sagrario Metropolitano an dem Hauptplatz, der Plaça de la Constitucion. Das Kathedral-Innere machte mir, trotz mächtiger Kuppel, Wölbungen und Pfeiler, durch Einbauten beengt und überall goldgleißend, mit Schmuck überladen, mehr den Eindruck des Pomphaften, als des Erhabenen; es wirkte aber doch, besonders heute, wo das Sonnenlicht durch die runden Seitenfenster auf die bunten Gewänder oder schwarzen Tücher und Schleier der Betenden fiel. Eine durch die hohen Schiffe ziehende Prozession erhöhte das farbige Gepräge.

In dem Nationalmuseum, das ich gleich nach der Kathedral-Besichtigung besuchte, sind die Reste der untergegangenen aztekischen Kultur natürlich das Interessanteste. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, auf Einzelheiten einzugehen. Ich sah den berühmten Steinkalender, die Altäre mit Blutrinnen, den „Steintiger“ (sehr bekannt ist auch das Steinbild von Chac-Mool), die polierten Steinskulpturen, Opfermesser usw. Steife, aber charakteristische Darstellungen führen Kämpfe zwischen Spaniern und Eingeborenen vor.

Die anspruchslose Gemäldegalerie enthält einige gute Bilder. Mich fesselten die eigentlich mexikanischen Werke, die man in europäischen Galerien selten sieht, ihrer Dar-

stellungsgegenstände halber, z. B. Landschaften aus der Umgebung der Hauptstadt von J. M. Vélasco; dann Historienmalereien, wie das Bild von Felix Paras: Fray Bartolomé de las Casas, Protektor des los Indios, und „Episodio de la Conquista"; ferner die Feuermarterung des Guanthémoc und das anziehende Porträt der Juana de la Cruz.

Das schmutzige Straßenvolk pflegt sich auch ungehindert durch die Museen zu drängen; einige brave Mozos vom Lande aber interessierten mich. Sie betrachteten aufmerksam, was ihnen im Bilde über das jammervolle Geschick ihrer Vorfahren hier gezeigt ward, machten sich auch gegenseitig auf Einzelheiten aufmerksam; indessen wahrhaft angezogen wurden sie offenbar nur durch die Märtyrer- und Heiligenbilder.

Außer Dom und Sagrario, die übrigens auf dem Platze des Gran Teocalli, des ältesten Tempels des alten Mexikos, oder vielmehr der Aztekenhauptstadt Tenochtitlan errichtet sind, erscheint die Fassade der Kirche La Santissima durch den seltsam überladenen, aber wiederum malerischen — Steinschnitzstil, möchte ich sagen, — dem Estilo Churriguera, betrachtenswert.

In dem Vorort San Angel, der gleichfalls hübsche Landhäuser aufweist, bewunderte ich die Stimmung, die über der Kirche eines alten Colegios lag. Die gelbglasierten Kuppeln ragten hinter hohen, von prachtvoll purpurnen Blüten umrankten Zypressen auf. In dem verfallenen Hofe fand ich einen schönen, alten Brunnen aus blauweißer Majolica. Auf gleichem Wege gelangt man zuvor nach Chapultepec. Ich kann nicht sagen, wie sehr ich diesen Schloßbergfelsen bewundert habe, der bedeckt ist von dunkel- und hellroten Geranien, gelbem Rittersporn

und sonstigen Blumen und edlen Bäumen, in dessen Park sich die ehrwürdigsten Zedernalleen hinziehen. Selbst der „Poetenweg" fehlt hier nicht. Der hochthronende Sommerpalast wurde bereits am Ende des 18. Jahrhunderts errichtet; Maximilian gestaltete nur aus, was er vorfand, sonderlich auch den mit Blumenrondels und Statuen geschmückten Paseo de la Reforma. Unmittelbar an den Palast stößt die Kadettenanstalt. Unter einem Dach mit ihm befindlich, hat sie ihn auch schon energisch verteidigt. Unten am Fuße des Cerros steht das Grabmal mit den Namen der armen, tapferen Knaben, die im Kampfe gegen die Invasion nordamerikanischer Soldaten in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts ihr Leben lassen mußten. Zum Gedächtnis und zur Warnung ist es errichtet. Als ich es sah, befand sich gerade eine friedliche nordamerikanische Invasion davor, und — ließ sich photographieren. Damen und Herren, weder feine noch schöne waren es, die in fürchterlichen Nasallauten sich unterhielten und lustig kicherten. Manche Typen aus Zentralpark und der Fifth Avenue fand ich übrigens in Mexiko-Hauptstadt wieder: so die riesenhaft und doch herrlich gewachsenen Frauengestalten und die ohne Kopfbedeckung reitenden Jünglinge.

Unter den Paseo-Denkmälern, meist militärischen, erschien am bedeutsamsten die im Kriegsschmucke den Speer schwingende Gestalt des Aztekenfürsten Guanthémoc. Zwei Reliefs daran zeigen (gleich dem Bilde im Museum) die Gefangennahme sowie die Feuertortur des Fürsten und eines andern Häuptlings durch die Spanier; die Modellierung läßt zu wünschen übrig, dennoch wirken sie ergreifend durch die glückliche Wiedergabe der edlen Ruhe in Guanthémocs Zügen. Wie die spanische Inschrift lehrt,

wurde das Denkmal den indianischen Fürsten wegen „heroischer Verteidigung ihres Vaterlandes" gewidmet. Seltsam! Die Grausamkeit der Spanier wird hier dargestellt, und zwar von Spaniern oder spanischen Abkömmlingen. Ersichtlich wird die Fiktion aufrecht erhalten, als ob das heutige mexikanische Volk insgesamt nichts mit den damaligen Spaniern zu tun habe, sondern im Gegenteil eins sei mit jenem der indianischen Heroen. Die heutigen reinen Indianer mögen etwa ein Drittel aller Mexikaner ausmachen, von welchem Drittel viele allerdings aztekische Nachkommen sind. Herrschender aber ist die Rolle der halb so starken spanischen Kreolen und des weitaus stärkeren Mischmasches der Rassen. Die Statistik, die zirka 80 Prozent Indianer ausrechnet, schließt die Mischlinge wohl mit ein.

Der ungeheure Wagenkorso, der sich, an Sonntagen zumal, von Chapultepec durch die Reforma nach der Stadt hinein, vornehmlich durch die ziemlich enge Hauptladenstraße San Francisco bewegt, findet in Berlin kein Gegenstück. Dann drängen sich auch gewaltige Menschenmassen an den geschlossenen, aber erleuchteten Läden vorbei. Das Sichbewundernlassen der Damen, die geduldig im Wagensitze verharren, während schlechte, heiße Luft sie bedrückt, erschien mir als „Vergnügen" etwas rätselhaft.

Von Kirchen außerhalb der Stadt möchte ich noch die in dem nahen Städtchen Guadelupe befindliche berühmte dreischiffige Basilika (nicht eigentlich Basilika) erwähnen. Sie gilt für die schönste Mexikos, ist auch die Kirche der Aristokratie. Es war Himmelfahrt und außerdem ein großer Festtag, der den Klerus des ganzen großen Landes versammelte, und dabei eine wahnwitzige Hitze, als ich mit der elektrischen Bahn zum erstenmal dorthin

fuhr. Scharen weißgekleideter kleiner Mädchen, die gefirmt wurden, strömten durch die geschmückten Kleinstadtgassen. Die Kirche stellt ein Kreuz mit achteckiger Kreuzungskuppel dar. Im Innern ist sie wirklich eine der schönsten, die ich je gesehen habe. Man sieht eine Reihe von auf mächtigen und doch schlanken Pfeilern ruhenden Kuppeln sich von der Mitte nach dem Eingang zu abstufen, wodurch eine ungemein malerische Perspektive erzielt wird. Zu beiden Seiten des im Zentrum befindlichen Tabernakels streben edle Treppenaufgänge empor; dahinter schließt vornehm eine schöne Apsis. Die Polychromie — die Kuppeln blau mit goldenen Sternen — wirkt reich und geschmackvoll. Der hintere Teil des Hochaltars aus weißem Marmor enthält das Bild der Jungfrau von Guadelupe. In Seitengängen wimmelte es von Votivbildern für die rettende „Nostra Señora di Guadelupe“: Szenen vom Überfahrenwerden durch Wagen, elektrische Bahnen, Eisenbahnen (inzwischen wird das Automobil hinzugekommen sein), von Schiffsunglücken, räuberischen Überfällen, Fensterstürzen, Krankenlagern usw. Übrigens befindet sich an der pittoresken Mauertreppe hinter der Kirche eins der eigenartigsten aller Votivdenkmäler: ein von Segeln bedeckter, fast turmartig hoher Mast, alles aus Stein, von einem dankbaren Seefahrer gestiftet. — Heute war die Kirche prachtvoll mit frischen Blumen geschmückt worden; um die Portale schlangen sich wahrhaft kunstvolle Blumengewinde von ungeheurer Größe. Während der Gottesdienste bot das Volk im bunten, durchfallenden Lichte wieder prächtige Bilder, Pilgerscharen, darunter weibliche in blauen Mänteln, erhöhten durch ihre funkelnden Kerzen die Feierlichkeit des Vorganges.

Durch Empfehlung lernte ich einen Österreicher, Herrn Horner, kennen, Generalagent der bedeutenden Elektrizitätswerke; ein anderer Österreicher, Herr Neugebauer, war technischer Direktor. Bisher waren diese Werke deutsche Gründung von Siemens & Halske gewesen, rentierten auch gut, wurden jedoch nur vorsichtig mit einem verhältnismäßig kleinen Kapital, ich glaube von 1½ Millionen Dollars, betrieben. Da kam ein junger Universitätsdozent aus Boston, sah das Unternehmen, brachte die Fusionierung mit einer nordamerikanischen Gesellschaft fertig, die es nun als hauptsächlich nordamerikanisches Unternehmen großartig erweitert und mit entsprechendem Erfolge fortbetreibt. Der junge Doktor kaufte die Wasserkräfte von Neaxa an, von denen bereits 80 000 Pferdekräfte ausgenutzt wurden, nach denen des Niagara vielleicht die ersten der Welt, ließ einen Stausee bauen, kaufte eine Ortschaft auf, gründete eine neue Stadt usw. Er stand auch noch andern Unternehmungen vor und sollte Geschäfte im Betrage von 18 Millionen Dollars Gold pro Jahr machen. — Warum haben Deutsche, die doch den Mut zum Beginn und das Heft in Händen hatten, nicht ebenso unternehmend und weitschauend sein können? Wenn wir auf solche Art verdrängt werden, muß man billigerweise sagen: der Nordamerikaner verdient seine Erfolge, und wir verdienen das Schicksal, von ihm auf unser kleines Europa zurückgeworfen zu werden. Ich weiß wohl, daß dies noch nicht überall und auf allen Gebieten der Fall ist; wir haben ja in Mexiko auch sehr bedeutende deutsche Firmen, z. B. im Import von Eisenwaren.

Von Herrn Horner wurde ich in den Deutschen Klub, das „Deutsche Haus“ eingeführt, wo ich, wie der Nordamerikaner sagt, mein Hauptquartier aufschlug. Das

Deutsche Haus entspricht den Anforderungen, die an einen deutschen geselligen Mittelpunkt gestellt werden dürfen. Dennoch befriedigt er nicht alle Landsleute, und zwar wahrscheinlich wieder der Gesellschaft halber nicht, also aus sozialen Gründen. Ansprüche, hauptsächlich von Chefs auf der einen Seite, und Verstöße minder gebildeter Elemente auf der anderen gerieten in Zwiespalt und führten so zur Bildung eines zweiten Klubs, des Deutschen Vereins. Vielleicht mag solche Trennung in ganz großen Kolonien unvermeidlich und auch nicht so schlimm sein, nur sollte gemeinsames nationales Wirken nicht darunter leiden. Hoffentlich ist dies hier nicht der Fall gewesen. Konsul Kosidowsky führte mich in den Deutschen Verein, dessen weit kleinerer Mittagstisch sehr gute Dinge bot. Mit einer deutschen Familie Daudistel aus Cayoacan machte ich einen lohnenden Spaziergang zu dem benachbarten Lavafelde, wie man mir versicherte, dem umfangreichsten, welches man überhaupt kennt. Man kann sich leicht in dem weiten, hügeligen Gelände verlieren. Hübsche Blumen, vor allem aber Kakteen, sprießen aus dem wilden Geröll.

Herr v. Flöckher stellte mich zunächst dem Präsidenten vor. Herrn v. Mariscal, den Minister des Auswärtigen, dem ich bereits in Berlin vorgestellt gewesen war, einen klugen, alten Herrn von echt mexikanischem Typus, besuchte ich allein und fand so Gelegenheit für flüchtigen Einblick in eine einfache, doch vornehme Häuslichkeit, wo es kein steifes Zeremoniell gab. Zum Besuch beim Präsidenten traf Herr v. Flöckher mit mir im Nationalpalast zusammen. An der wirkungsvollen Palastfront hängt eine Glocke, die zur Feier des Unabhängigkeitstages jährlich geläutet wird. Zuerst wurden wir vom Kriegsminister,

derzeitig auch Chef des Generalstabes, empfangen. Den Mexikanern war er dadurch populär geworden, daß er dem Glücksspiel im Jockeyklub ein Ende bereitet hatte. Ein junger Generalstabsoffizier, Hauptmann Martinez, ward gerufen und erhielt den Auftrag, mir alles zu zeigen, was ich an militärischen Einrichtungen zu sehen wünschte. Hauptmann Martinez, ein Nordmexikaner, war ein Jahr nach Deutschland kommandiert gewesen, hatte erst in Berlin, dann bei dem Artillerieregiment in Marienburg gestanden und sprach recht gut deutsch. Er war ein kluger, netter Mensch, kam dann fast täglich zu mir ins Hotel und suchte eifrig den erhaltenen Auftrag zu erfüllen.

Im Vorzimmer lernte ich noch mehrere Minister, darunter den des Innern kennen, der mir später soviel gedruckte Statistik zuschicken ließ, daß ich einen gelinden Schreck über diesen Embarras de richesse an Arbeitsmaterial bekam. Das war aber doch wieder charakteristisch für die Freundlichkeit der mexikanischen Gesinnung! Der jüngere Sohn des Präsidenten und dessen Adjutant, ein hübscher, adretter Soldat, schon im Besitz des Roten Adlerordens III. Klasse, führte mich zum Vater hinein. Nepotismus soll dem alten Herrn übrigens fern liegen. Dem älteren Sohn, einem einfachen Privatmanne, wird keinerlei Protektion zuteil.

Porfirio Diaz, wohl zweifellos die bedeutendste lebende Persönlichkeit des zentralen Westens, trat mit jugendlicher Elastizität in den eleganten, mit rotem Teppich und grünen Möbeln ausgestatteten Salon. Zum Empfange schüttelte er mir freundlich die Hand. Seine militärisch straffe Erscheinung, das kurze, graue Haar und der kurze, graue Schnurrbart gaben ihm — ich möchte sagen: etwas Preußisches. Sein Zivilanzug zeigte tadellosen Sitz. Das

nur wie sonnengebräunt, dunkle Gesicht war vornehm und sympathisch; mit seinen braunen, scharfen Augen musterte er mich aufmerksam. Diaz ist Indianer und stolz darauf, es zu sein; die starken Backenknochen und der Mund verraten es auch ein wenig, man würde dies freilich ohne Kenntnis seiner Abstammung kaum bemerken. Wie mir später erzählt wurde, habe seine aus den ersten mexikanischen Kreisen stammende Gemahlin, die in Nordamerika und Paris ihre Bildung empfing, in die Heirat mit dem unter einfachsten Verhältnissen aufgewachsenen, tapferen Soldaten nur gewilligt, wenn er sich ihrer gesellschaftlichen Erziehung unterwerfen wollte. Darauf soll Diaz eingegangen sein, und das Resultat war ein in Manieren vollendeter Gentleman; ja, ich kann sagen, er schien gerade seiner Natürlichkeit halber etwas von angeborener Majestät an sich zu haben.

Ungeachtet der Energie seines Ausdruckes, glich er nicht einem Manne, der so manche seiner Feinde über die Klinge hat springen lassen oder lassen mußte. Kein Unparteiischer bezweifelt es, daß ohne Diaz Mexiko, statt des heutigen aufblühenden und geachteten Staates, ein von ausbeutendem und verkommenem Gesindel beherrschtes, sich selbst zerfleischendes Mißgebilde eines Kulturlandes geblieben wäre. Nicht ganz einwandfrei ist seine wiederholte Wahl zur langen Präsidentschaft vielleicht gewesen, doch ein wahrer Segen für das früher so unglückliche Land!

Diaz ist, abgesehen von seinem Aufenthalt in Nordamerika, niemals über Mexiko hinausgekommen; er spricht auch nur spanisch. Herr v. Flöckher mußte die Unterhaltung verdolmetschen. U. a. kam sie auf den Hafen von Topolobampo, gegenüber der Halbinsel Nieder-Kali-

fornien. Die Nordamerikaner nennen diesen Hafen, den der Präsident für vorzüglich und sehr zukunftsreich hält, Port Stillwell, welchen Namen die Mexikaner aber nicht anerkennen. Die Hamburg-Amerika-Linie hat sich verpflichtet, von Topolobampo aus einen Dampferdienst über den Pacific einzurichten, und zwar im Anschluß an die neue Bahn von Kansas City nach Mexiko, die von einer nordamerikanisch-englisch-deutschen Gesellschaft — mit dem Hauptsitz in London — als kürzeste Verbindung von Europa durch Nordamerika nach Ostasien und Australien geplant wird. Auch eine Konkurrenz gegenüber dem Isthmus-Kanalwege! Mr. Stillwell in Kansas City scheint der Vater des Projekts gewesen zu sein. Damals hieß es, die Schiffe sollten nach zwei Jahren ihre Fahrten aufnehmen. Das ist nicht geschehen; der Bahnausbau ist inzwischen auch nicht genügend gefördert worden. Die mexikanische gebirgige Strecke bietet große Schwierigkeiten; außerdem war der Hafen der heute noch sehr abgelegenen Bai von Topolobampo, wie mir mitgeteilt wird, gänzlich rückständig im Bau. Eine Abkürzung des Weges nach Ostasien gegenüber der Route über San Francisco ist mir nicht recht wahrscheinlich; für Australien mögen die Prospektangaben zutreffen. Die Dampfer haben nämlich nach Japan und China zunächst südlichen und dann nach Passieren von Kap San Lucas auf Nieder-Kalifornien erst nördlichen Kurs einzuschlagen. Dadurch werden die wenigen Stunden, welche die Bahnlinie gegen andere Pacificlinien gewinnen wird, wieder verloren gehen. Da aber anderseits ein so weitsichtig geleitetes deutsches Unternehmen, wie die Hamburg-Amerika-Linie, an der Sache beteiligt ist, muß sie dennoch Vorzüge haben, denen ein Erfolg zu wünschen wäre.

Ebenso freundlich, wie er mich empfangen, verabschiedete sich der Präsident wieder von mir. Später schickte er mir einen Adjutanten mit seiner mit eigner Unterschrift versehenen Photographie ins Hotel. Auch diese freundliche Gabe verdankte ich Herrn v. Flöckher. — Einen unbequemen Reporter des nordamerikanischen „Mexican Herald“, der nach schlechter Heimatsitte jedermann aus der Fremde überfallen läßt, wollte durchaus meine Ansichten über den russisch-japanischen Krieg und dessen Folgen erfahren, wobei er Mandschurei und Mongolei vollständig miteinander verwechselte.



Militärisches und Sonstiges aus Mexiko-Hauptstadt.

Hauptmann Martinez begleitet mich. — Eine Pionierkaserne. — Kasernenunterricht und Volksbildung. — Die Artillerie-Schießschule. — Besuch der Kadettenanstalt von Chapultepec. — Ein jugendkräftiges Beispiel des Präsidenten. — Über Erziehung und Einrichtungen. — Die Leistungen im technischen Zeichnen. — Offiziere als Architekten. — Ein Offizierskasino. — Offiziersreiten und der Deutsche Reiterverein. — Die Artillerie-Reparatur-Werkstätte, Zeughaus und Militärmuseum. — Besichtigung der Gewehr- und Munitionsfabrik. — Hochöfen in Monterey. — Mexiko exportiert Patronen. — Bei der Sanitätskolonne. — Eine Kavalleriekaserne. — Ausflug in die Kanäle von Xochimilco. — Ausflug nach Amecameca. — Ein Indianerbegräbnis. — Beim Handelsminister Limantour. — Mexiko wünscht billiges Silber. — Der Popocatepetl zeigt sich. — Der Diebsmarkt. — Volksleidenschaft. — Curiosity Shops. — Schlechte Aussichten für den Flottenverein. — Die Deutsche Zeitung. — Deutsche Organe im Ausland. — Die Bilses und Beyerleins. — Zeitungskontrolle in Washington. — Wirtschaftliches.

Der Generalstabshauptmann Martinez führte mich zunächst in eine Pionierkaserne. Die Offiziere vom Dienst tragen halbmondförmige Messingschilder um den Hals. Der diensttuende Hauptmann, ein unverfälschter Mexikaner mit klugem Gesicht und in etwas schadhaftem, doch sauberen Waffenrock führte uns. Bei unserem Passieren standen

die Mannschaften stramm, wennschon nicht ganz so wie deutsche, sahen auch im Durchschnitt weniger gut aus. Martinez bedauerte, daß Mexiko nicht den deutschen Parademarsch eingeführt habe, der doch ein vorzügliches Mittel sei, dem Mann die Herrschaft über seine Glieder und Strammheit beizubringen. Viele Indianertypen befanden sich darunter. Die allgemeine Wehrpflicht wird nicht durchgeführt. Der Ersatz wird durch Freiwillige, Werbung und Pressung, die Diebe und Landstreicher mitnimmt, gewonnen. Dennoch darf die Truppe nicht unterschätzt werden; für ihre Tauglichkeit im Buschkampfe gilt dasselbe, was ich bei Costarica, Nicaragua usw. sagte. Schließlich kommt auch mehr darauf an, mit einem Gewehr gut zu schießen, als gut mit ihm Griffe zu machen. Dabei kann man in Mexiko von einer wirklichen Armee reden.

Die Mausergewehre, mexikanisches Modell, mit kurzem Haubajonett waren befriedigend gehalten, die Tornister nicht schwer, die Eßgeschirre praktisch. Im Felde werden Mützen getragen; außer Dienst statt Stiefeln die landesüblichen, mit Schnüren befestigten Sohlen. Die Marschleistungen scheinen außerordentliche zu sein, bis zu 45 und 60 Kilometer am Tage, ja einzelne Indianer sollen es auf 70 bis 80 Kilometer bringen. Die Friedenspräsenz des Bundes soll 80 000 Mann, die Kriegspräsenz das Doppelte an ausgebildeten aktiven und Reservetruppen betragen. Dazu treten die Milizen der einzelnen Staaten. Die Bataillone können im Kriegsfalle sofort in doppelter Formation aufgestellt werden; der Offiziersstamm dafür ist bereits im Frieden vorgesehen. Neuerdings ist die Altersgrenze für Offiziere durchgeführt worden. Der Mobilmachungsplan wird als einfach und praktisch

gerühmt. An Geschützen können, wie ich meine, 80 Batterien, davon ein Drittel Bergbatterien, ins Feld gestellt werden. Bespannung sind sechs Maultiere bei nur zwei Fahrern.

Die Pioniere schienen es in der reinlich gehaltenen Kaserne recht gut zu haben. Ich wohnte dem durch einen Zivillehrer erteilten Unterricht bei. Die meisten Soldaten treten nämlich noch, ungeachtet des auf dem Papier stehenden unentgeltlichen, allgemeinen Elementarunterrichtes, als Analphabeten ein. Unterrichtet wurde im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geographie und vaterländischer Geschichte. — Die Ordnung der Küche erweckte Vertrauen; die Güte des Fleisches konnte ich nicht beurteilen, Suppe und Gemüse waren aber offenbar sehr gut. Wenn man die Straßenelemente gesehen hatte, bekam man eine Vorstellung, wie schwierig solche Resultate zu erreichen sind und welcher Segen diese militärische Schulung für das Volk bedeutet; schade, daß sie nicht noch allgemeiner ist! Jeder Mann erhält jeden Tag Löhnung, etwa 80 Pfennige, wovon ein Viertel für das Essen abgezogen wird. Die Mannschaften speisten an einzelnen Tischen, die sogar mit reinlichen Tischtüchern versehen waren. Die Unteroffiziere beköstigen sich selbst außerhalb. Die Dienstzeit beträgt, wie ich meine, vier oder gar fünf Jahre. Die gezeigten Kleiderschränke sahen musterhaft aus. Die Leute schlafen auf dem platten Bretterboden, nur zuweilen mit Strohunterlage und schlagen sich dabei in ihre Decken ein. Dieselbe dunkelblaue Uniform, mit weißen Aufschlägen, wird im Gebirge und in den tropischen Tiefländern getragen, nur findet der Drillichanzug hier ausgedehntere Verwendung.

Trommeln und Signalhörner ertönten, die Wache

trat ins Gewehr, der Oberst, ein tadellos aussehender Offizier, kam zur Besichtigung. Auch er bot mir in verbindlicher spanischer Höflichkeit seine Dienste an. Darauf besuchten wir eine Artilleriekaserne und die Artillerie-Schießschule. In Gebrauch befanden sich französische Geschütze von Creusot-Schneider, angeblich mexikanisches Modell. Im Wettstreit mit Kruppschen Geschützen wurden sie vorgezogen, weil die Artilleristen an ähnliche Konstruktionen gewöhnt gewesen wären und die Reserveteile leichter im Inlande herzustellen seien. Es waren 7,5 cm-Geschütze mit Rohrrücklauf und Schutzschilden. Ebenso modern waren die kleinen Berggeschütze, die in 1½ Minuten auseinandergenommen oder zusammengesetzt werden. Wie Martinez sagte, seien die Schießresultate die besten. Ich glaube das schon; denn hier kommen die scharfen Indianeraugen zur Geltung, dieselbe Erscheinung wie bei den Japanern und allen mehr mit der Natur lebenden Völkern, die dadurch, im Verein mit Marschleistungen, Klimagewohntheit und Genügsamkeit, bei guter europäischer Bewaffnung sich europäischen Truppen gegenüber oft so verhängnisvoll überlegen zeigen. Sämtliche Geschütze waren vorzüglich gehalten. Zur Schießschule werden besonders ältere, noch nicht in Chapultepec ausgebildete Artillerieoffiziere geschickt, die hier die Kurse durchmachen und eine Schlußprüfung bestehen müssen, um ihren vorläufig gewährten Rang zu behalten. In Zukunft sollen alle diese Offiziere die Ausbildung in Chapultepec empfangen.

Auch die Kadettenanstalt von Chapultepec besuchte ich mit Martinez. Der mich empfangende General, der Kommandeur der Schule, machte einen ganz vorzüglichen Eindruck. Präsident Diaz, der mit ihm befreundet ist, inter-

essiert sich in besonderem Maße für die Anstalt. Vor einiger Zeit hatte ein Schüler beim Turnen nicht ein Tau erklimmen können, worauf der siebzig und einige Jahre alte Herr den Rock abwarf und an dem Tau bis zur Höhe hinaufkletterte. Die Kadetten brachen in einen begeisterten Beifallsruf auf ihren Präsidenten aus. Während meiner Anwesenheit noch — so wurde mir erzählt — habe Diaz gegen die dringenden Wünsche seiner Umgebung ein Pferd bestiegen, das sich nicht reiten lassen wollte, und dieses durch einen wilden Ritt mürbe gemacht. Aber auch der Eisenkörper dieses, in einigen Zügen an Roosevelt erinnernden, alten Soldaten wird natürlich bald dem Alter seinen Tribut zollen müssen. Ich glaubte, zu bemerken, wie er ein leichtes Zittern seiner Glieder mit starker Willenskraft unterdrückte.

Der meist aus netten, frischen und starken jungen Leuten bestehende Offiziersersatz hat mir ganz besonders gut gefallen. Man sah viele europäische, feine und vornehme Züge, doch auch indianische und recht dunkle. Hierin wird aber kein Unterschied gemacht. Der Kursus für die Front dauert fünf, mit Einschluß der Selekta sieben Jahre. Die jungen Leute treten als Offiziere bei der Armee ein. In der Schule haben sie alles frei, Kleider und Wäsche eingeschlossen, und erhalten dazu Taschengeld. Jedes Jahr findet eine Prüfung statt, an die sich ein Dienst in Truppenteilen und beim Manöver anschließt. Den Dezember über gibt es Ferien, sonst wenig Urlaub. Rauchen ist während der Freizeit gestattet. Die jungen Leute müssen um 5 Uhr früh der Reveille folgen; abwechselnd wäscht sich dann die eine Hälfte im Hofe, die andere badet im Schwimmbassin, alles kalt. Die Betten sind durch einige große Säle ver-

teilt. Neben jedem befindet sich ein Kleiderschrank und eine zum Schreiben benutzbare Tischklappe, dazu ein Schemel. Jeder Gegenstand (ein Besuch war nicht bekannt) war militärisch ausgerichtet und peinlich sauber. In der Nacht ist Aufsicht; unten befindet sich auch ein ständiges, von den Kadetten selbst besetztes Wachtlokal. Zu den Mahlzeiten wird unter Trommel- und Hörnerklang flott in den Speisesaal marschiert; das macht einen ganz famosen Eindruck. Alle sitzen gruppenweise, an einzelnen makellos gedeckten Tischen; als Getränk wird nichts als Wasser gereicht. Die zur Anstalt kommandierten Offiziere speisen zur selben Zeit an einem eigenen Tische, sonst genau so, ebenfalls nur beim Wasserglase. Auf Herkunft der Jungen wird nicht so großes Gewicht gelegt; später verkehrt eben jeder Offizier privatim in seiner Gesellschaftssphäre. Es scheint aber doch, daß Chapultepec auch in diesem Punkte allmählich größerer Homogenität zustrebt. Kein Zögling ist gezwungen, Berufssoldat zu werden, wer aber nicht zur Armee abgeht, muß sämtliche Kosten nachzahlen. Bis auf die üblichen Neckereien sollen Mißhandlungen untereinander und durch Vorgesetzte kaum vorkommen. Alle hingen sehr an der Anstalt, vorzeitiger Abgang gehöre zu den seltenen Ausnahmen. Die fröhliche Haltung der Jungen ließ mir dies glaublich erscheinen, besonders gefiel mir die zutrauliche und gleichzeitig doch respektvolle Art, wie Martinez von einigen seiner Schüler begrüßt wurde. Wir besichtigten dann noch die Unterrichts-, Arbeits-, Zeichnen-, Turn- und Fechtsäle. Ich sah, daß vorzüglich geturnt wurde. Ferner: den Saal mit mechanischen Modellen, den Artilleriesaal, die Bibliothek usw. Französischer und englischer Unterricht ist obligatorisch, deutscher fakultativ. Auf das Zeichnen schien besonderer

Wert gelegt zu werden; an den nach Jahrgängen gesammelten mathematischen, geographischen, topographischen, fortifikatorischen und den Zeichnungen nach der Natur erkannte man erstaunliche Leistungen. Ich habe mehrere Jahrgänge durchgeblättert. Besonders überraschte mich das architektonische Zeichnen, das für eine Militärschule sicher viel zu weit geht. Ganz komplizierte Baupläne mit genauen Kostenanschlägen kamen zum Vorschein. Man wundert sich dann nicht mehr, zu hören, daß eine ganze Reihe der modernen öffentlichen und privaten Gebäude Mexikos von Offizieren und Schülern von Chapultepec gebaut wurden. So konstruierte u. a. ein bisheriger Oberleutnant das großartigste Kaufhaus à la Wertheim in der Hauptstadt, wofür er ein Honorar von 80 000 Pesos erhielt.

Das Offizierskasino in der Stadt war ziemlich einfach; am meisten schien dessen Fechtsaal benutzt zu werden.

Seit einiger Zeit gab es auch einen Offiziersreitverein, der gegründet sein soll, um in Wettbewerb mit dem angesehenen deutschen Reiterverein zu treten. Was Wettrennen betrifft, so scheinen die sonst so pferdesportfrohen Angelsachsen sich in Mexiko-Hauptstadt nur schwach zu beteiligen. Man stellt sich die Mexikaner bei uns als geborene Reiter vor; beim Rennsport scheint diese Annahme nicht Stich zu halten, denn aus den bisherigen Rennen sind die Deutschen — meist junge Kaufleute — in der Regel als Sieger hervorgegangen.

Ein andermal nahm ich mit Martinez die Artillerie-Reparaturwerkstätte, das Arsenal und Zeughaus in Augenschein. Nirgend vermißte man eine gute Ordnung. Die Werkstätten beschäftigten ungefähr 280 geschulte Arbeiter. Die Aufsichtsoffiziere und Beamten gingen meist in Zivil.

Im Militärmuseum des Zeughauses sah ich die Gewehre, aus denen die Todessalve auf den unglücklichen Maximilian gefeuert wurde, auch dasjenige, mit dem ihm ein Unteroffizier den Gnadenschuß gab. Das Militärmuseum enthielt ferner sehenswerte Modelle aller Art, eine Bibliothek, eroberte mexikanische, nordamerikanische, Texasfahnen und englische Flibustierflaggen. Das Banner von Cortez befand sich mit dabei. Sodann kamen Schußwaffen und Geschütze, von den ältesten der spanischen Erobererzeit bis zu den allerneusten; seltsame Steigbügel, von denen ich den „Ofenvorsetzer" schon erwähnte, Reliquien von berühmten Generalen usw.

Mehr noch beschäftigte mich die Besichtigung der Gewehr- und Munitionsfabrik; sie übertraf in der Tat bei weitem das, was ich in dieser Beziehung in Mexiko erwarten zu können geglaubt hatte. Die Fabrik hatte bereits Remingtons neu hergestellt; jetzt machte man dort Mauser, die durch größere Leichtigkeit und leichteres Öffnen der Kammer das neue deutsche Modell übertreffen sollten. Geschützteile zum mexikanischen System Mondragon (wohl nur geändertes französisches) wurden ebenfalls verfertigt. Fesselnd war die Bereitung von Patronenhülsen mit Karlsruher Maschinen. Man war aber dabei, derartige Maschinen selber zu bauen. In Monterey im nordöstlichen Staat Nueva Leon, wo es Kohle und Eisen gibt, sind Hochöfen und eine ganz ansehnliche Eisenindustrie, deren Produkte man schon benutzte, entstanden. Der Geschützstahl muß allerdings noch vom Auslande bezogen werden: Frankreich und die Schweiz lieferten billiger als Deutschland. Seitengewehre verfertigt die Fabrik gleichfalls. Nach dem Remingtonmodell wurden von mexikanischen Ingenieuren die Maschinen zur Herstellung des Mauser-

gewehrs geändert. Das eigne Mondragongewehr sei seinerzeit nicht angenommen worden, weil wegen eines mit Guatemala drohenden Krieges bereits zu große Posten von Mausergewehren in Deutschland gekauft gewesen seien. Bereits hätte die Patronenfabrik angefangen zu exportieren, und zwar nach San Salvador.

Schließlich wurde mir noch eine Sanitätskolonne und eine Kavalleriekaserne gezeigt. Pferde und Maultiere sind nordamerikanischer Zucht; mittels Prämien beabsichtigt man, die zurückgegangene mexikanische Pferdezüchtung wieder zu heben. Bei den Kavalleristen gefiel mir der Major, der ein hervorragend tüchtiger Herr sein soll, ganz besonders. In der freilich im Umbau begriffenen Kaserne sah es nicht völlig so nett aus, wie bei den Pionieren. Als „Gesunderhalter" der Pferde fanden sich in den Ställen Schafe untergebracht.

* * *

Ich hätte in Mexiko-Hauptstadt noch bedeutend mehr Militärisches genießen können, allein ich wollte auch andere Dinge sehen; schade nur, daß ich in eine schreckliche Regenperiode hineingeraten war, die mich schließlich dazu zwang, auf geplant gewesene weitere Ausflüge völlig zu verzichten. Von denen, die mich in die Nachbarschaft führten, will ich kurz die nach Xochimilco und Amecameca schildern.

Xochimilco liegt an einem der halb trockenen, halb mit Wasser gefüllten umfangreichen Seereste in der Nachbarschaft von Mexiko-Hauptstadt, und zwar im Südosten, nahe dem großen Lago Chalco. Dank der vielen Eisenbahn- und elektrischen Linien kann man fast überall ohne Schwierigkeit in die interessante Umgebung gelangen.

Ich fuhr mit der elektrischen Bahn nach Huipulco, von wo ich, zwei Indianerdörfer passierend, aber meist auf einsamen Wegen, in etwa zwei Stunden bei glühender Hitze zu Fuß nach Xochimilco wanderte. Die charakteristische mexikanische Hochsteppenlandschaft, diese Agaven, hängenden Weiden, die wie große Dächer, dann wieder spitzen Kegeln ähnlich geformten, isolierten Berge und Berggruppen, die freundlichen Potreros — alles konnte ich jetzt in der Nähe betrachten. Das eine große Dorf — Mauern wie Häuser — schien aus grauen Lavasteinen zusammengetragen und wieder halb verfallen zu sein. Aber über abgebröckelten Trümmern nickten gelbblühende Opuntien, Bougainvillien und andere schöne Blumen. Am Wege wuchs nicht selten Wacholder. Einige Schenken glichen hübschen Genrebildern, einzelne Gehöfte zeigten wie Tennen sauber gefegte Böden. Eine wandernde Familie rührte mich durch die zärtliche Sorgfalt des Indianervaters gegen seine Frau und sein kleines Mädchen. Bei abwärts steigendem Wege ward die Vegetation noch reicher. Brunnen, Teiche, fließende Gräben, Ruinen, Viehweiden, und überall Zeug waschende oder ihr eigenes langes Haar seifende Frauen und Mädchen; viele hübsche Gesichter sah man unter ihnen.

Von einem Maultierzug sauste ein durchgegangenes Tier, das heruntergefallene Sattelzeug hinter sich herschleudernd, hart an mir vorbei und überschüttete mich mit Staub. — Xochimilco ist ein etwas größeres, hübsch im Grünen liegendes Indianerdorf. Ich hatte meinen Orientierungszettel verloren und konnte den Leuten nicht klar machen, wohin ich eigentlich wollte. Es handelte sich um irgend ein Gewässer. Glücklicherweise kam

ein intelligenter Schuster auf den Gedanken, mir ein Kanu anzubieten, und eine intelligente Schankwirtin daneben gab mir zu verstehen, daß ich wahrscheinlich nach dem „Loch" zu fahren wünsche. Loch, natürlich! Das war ja eine vollkommen schottische Bezeichnung. Später erfuhr ich, daß die gute Frau mit Gutturalbetonung „Ojo", d. i. Auge, gesagt hatte. Aber einerlei, wir hatten uns gründlich verstanden, und auf einem Schusterschemel im Kahn sitzend, trat ich eine so reizvolle Wasserfahrt an, wie ich sie selten gemacht habe. Wirklich höchst zufrieden, in Hemdsärmeln, mit Sonnenschirm, Camera und Doppelglas, thronte ich auf meinem Schemel, während der indianische Fährmann mich mit der Gewandtheit eines Gondoliere durch das Wassernetz beförderte. Es war der reine mexikanische Spreewald, manchmal wie die Lühe bei Hamburg, manchmal ein Stück Japan oder ein Stück Siam. Die Bauernhütten lugen überall aus dem Gebüsch unter den hängenden Fahnen der Weide, die der weibliche Baum sein soll, während die noch zahlreichere edle Pappelform keine Pappel, sondern die männliche Weide wäre. Die Blumenzucht in den Bauerngärten bietet dem Blicke den buntesten Teppich, in dem Nelken und Rosen vorherrschen. Hier drängt sich hellsaftiges Zuckerschilf ans Ufer, dort wölben sich Holzbrückchen, zuweilen im Bogen, über einen Wasserarm; darunter wiegen sich Binsen und schneeig leuchtende Callas. Nun reihen sich wieder prächtige Gemüsefelder aneinander: Bohnen — auch meine liebe Saubohne — Kartoffeln, Salat, Zwiebeln usw. Streckenweise verengen sich die Wasserläufe, unter tiefer Beschattung kaum Raum für zwei Kähne lassend, dann wieder erweitern sie sich seeartig. Von allen Seiten kreuzen Wasserwege, die schönsten Durchblicke nach den

Bergen zu gewährend. Fortwährende Begegnungen mit andern Kähnen finden statt, ganz wie in Venedig. Malerische Gestalten, unter großen Hüten, in roten Hemden oder mit roten Gürteln über weißen Kleidern, treiben sie teils mittels langer Stangen, teils mittels Schaufeln in sanftem Gleiten vorwärts, indem sie einander Begrüßungen zurufen. Die Kähne sind mit Gemüsen, manchmal auch mit geschnittenem Gras beladen. Dazwischen lachen und plätschern braune Kinder im Wasser; zuweilen sieht man auch eine harmlose Schlange hocherhobenen Hauptes in anmutig gewellter Linie von Ufer zu Ufer schwimmen. Eine farbenberauschende Fülle wilder Blumen quillt zuseiten aus dem Wiesengrün, ganze Teppichstraßen von rotglühendem und buntem Mohn, Felder roter und weißer Wicken, lila Orchideen, gelber Wasserrosen, Irisarten und Callas; dann auch Blumen, die wir in Feld, Wiese und Garten haben, wie Tausendschön und Butterblumen. Und dazu überall diese pittoresken Weiden und Pappeln, die hier in natürlichen Alleen, dort in Wäldchen zusammenstehen und hohe grüne Mauern bilden. Weite, blanke Seeflächen sind von Binsen bedeckt. Auf den Wiesen gewahrt man Vieh und Hirten, einen Kirchturm vor einem vulkanisch gerippten und begrünten Bergzuge, und dahinter die höheren Häupter im Himmelsblau. Teilweise war es heute himmelschwarz, denn von Anfang an türmte ein gewaltiges Gewitter sich auf, hinter dem die Sonne verschwand, während ein tiefer Donner unablässig rollte und grollte. Allein zum Umkehren schien mir's zu schade. Ich erinnerte mich an einen furchtbaren Gewittersturm, den ich, auch im Kahn, im fernen Siam auf dem Menamstrom erlebt hatte, wo ich mich in eine schwimmende Chinesenbehausung flüchten mußte. Diesmal gab es glück-

licherweise nur ein paar Tropfen, und dann zog das Wetter vorbei.

Das im Beginn der Fahrt trübe, von schwimmenden Pflanzenresten erfüllte Wasser ward immer klarer, und schließlich rundete es sich zu einem binsenumrahmten Becken von kristallklarer, wunderbar schöner Bläue, deren Ursache mir unerklärlich blieb: ein Märchenteich. Das war das Ziel, das gesuchte Ojo di Agua! In dem recht tiefen Gewässer vermochte man jedes Blatt und Schilfstück auf dem Grunde zu unterscheiden, und zwar schillerten die Stücke oft wie blaugrüne und orangenfarbene Flecke, wo sie vom durchfallenden Lichte getroffen wurden, oder sie phosphoreszierten. Kein großartiges Stück Natur war es, aber doch herrlich und höchst eigentümlich. Die Rückfahrt der etwa einstündigen Wasserpartie, die aber noch viel, viel weiter hätte ausgedehnt werden können, bereitete mir denselben Genuß, und höchst befriedigt bestieg ich einen alten Ackergaul, den mein Schuster mir gleichfalls verschafft hatte, und sprengte in plumpem Galopp nach der Bahnstation zurück. Hier traf ich zum zweitenmal einen alten Nordamerikaner, der mir sagte, er fühle sich erleichtert, mich gesund wiederzusehen, denn für den einzelnen Fremden sei es auf den Kanälen nicht ganz sicher.

Ein anderer Tag führte mich in hübscher Eisenbahnfahrt nach Amecameca, einem Orte südöstlich der Hauptstadt. Meine Absicht ging dahin, das gewaltige, erlöschende Vulkanmassiv des 4200 Meter über der Ebene und bis zu 5452 Meter absoluter Höhe ragenden Popocatepetls sowie des Ixtaccihuatls in der Nähe zu sehen. Leider taten sie mir nicht den Gefallen, ihre dichte Wolkenhaube abzunehmen. Gegenüber dem Orte, in dem ich später in einem gutgehaltenen spanischen Wirtshaus,

gleichzeitig eine Pension für Sommergäste, recht befriedigend speiste, ragte ein baumbewachsener Kalvarienberg, von dessen Rücken eine Wallfahrtskirche ins Tal schaute. Der hinter einem Steintor, unter herrlichen Cedern und längs einer Mauer sich hinaufwindende, gepflasterte Weg rief wiederum ähnliche Bilder aus dem japanischen Nikko in meiner Erinnerung wach. Ein indianischer Leichenzug bewegte sich gerade langsam vor mir, der unter den dunkelgrünen, hängenden Zweigen und zwischen den braunen, ehrwürdigen Stämmen, zwischen Licht und Schatten, ein höchst stimmungsvolles Bild bot. Ein Konvent und eine zweite Kirche erheben sich auf dem Sacromonte. Der um die eine alte Kirche sich breitende, gelichtete Waldfriedhof bietet dem Landschaftsmaler ebenfalls einen sehr dankbaren Vorwurf. Wenn ich auch nicht die blendenden Schneegrate und Häupter des gegenüberliegenden Ixtaccihuatls und des Popocatepetls zu sehen bekam, so wirkte das an den Hängen hinabsinkende Gewittergewölk kaum minder ergreifend. Die hinaufgetragene Leiche ward in der Kirche eingesegnet und später vor ihr begraben. Dichte Scharen von Leidtragenden und Kindern standen und saßen umher, vielfach mit Blumen in den Händen. Das Grab war ungemein sorgfältig gemacht worden. Um den abgewischten hölzernen Sarg stellte und legte man gewölbeartig Steinplatten. Dann kam eine Sandschicht, auf welche die in Säcken gesammelten Blumen der Trauernden ausgeleert und verteilt wurden. Nun erst ward Erde aufgeschüttet und dann alles mit Ziegelsteinen zugemauert und darüber der Erdhügel erhöht. Das losbrechende Gewitter trieb uns dann alle ins Tal hinab.

* * *

Der Handelsminister Limantour, ein feiner, kluger Herr französischer Abkunft und von englischem Habitus, gewährte mir eine längere Unterredung, die er in einem sehr guten Englisch führte. Im Vorzimmer hatten französische und nordamerikanische Herren auf ihn gewartet. Dem Minister werden französische Sympathien nachgesagt, während ein anderer Präsidentschaftskandidat, der für sehr tüchtig geltende General Reyes, gleich dem Präsidenten viel für die Deutschen übrig haben soll. Reyes hatte sich aber infolge seines Eintretens für Verstöße seines Sohnes leider mit Diaz veruneinigt und war als Gouverneur einer nördlichen Provinz entfernt worden. Minister Limantour erwartete die Fertigstellung des Isthmuskanals bereits nach acht Jahren; er glaubte, der Hafen von Salina Cruz, der in zwei Jahren ausgebaut sein sollte, werde eine sehr bedeutende Zukunft haben. Er meinte ferner, die Entwicklung Chinas würde neben dem indischen Markte für den Silberbedarf sehr wichtig werden; Mexiko habe kein Interesse am teuren, sondern im Gegenteil am billigen Silber. An Goldwährung in Mexiko sei auf lange Jahre hinaus nicht zu denken. Ferner meinte er, die übrigen zentralamerikanischen Staaten vergeudeten in Versäumung ernsterer Interessen vielfach ihre Zeit. Vorsichtsmaßregeln nach außen hin bedeuteten für Mexiko eine Existenzfrage. Von anderer Seite wurde mir übrigens gesagt, daß der erst kürzlich stattgefundene Aufkauf der meisten Aktien der bisher in nordamerikanischen Händen befindlichen Zentralbahn ein Meisterstreich gewesen sei.

Da sich fast alle Familien zurzeit auf dem Lande befanden, bekam ich nur wenig Gelegenheit, die mexikanischen Gesellschaftssitten zu studieren. Der Präsident wohnte noch in seinem einfachen Stadthause, das die Frau

Präsident dem Aufenthalt im Palais von Chapultepec vorziehen soll.

In den letzten Tagen meines ungefähr dreiwöchigen Aufenthaltes in Mexiko-Hauptstadt gab es nichts als Regen. Keinen einzigen Abend konnte man im Freien sitzen. Nur ein paarmal tauchten abends wie durch Zauber die Schneeketten des Popocatepetls und des Ixtaccihuatls (5110 Meter) prachtvoll als Randbegrenzung der Hochebene auf, so daß ich doch eine gute Vorstellung der wirklich schönen Lage der Hauptstadt erhielt. Um die höchste Stufe der bei Nachbarschaft von solchen riesigen Bergen gewissermaßen erwarteten Schönheit der Stadtlage zu erreichen, sind jene jedoch ein wenig zu fern.

Interessant war mir der Besuch des im Zentrum versteckt liegenden Voladors, des Diebsmarktes, auf dem eine Fülle gestohlener Dinge unter den Augen der Polizei verkauft wird. Wie man mir sagte, würde dem Dieb nach Erreichung des Voladors, der eine usuelle Freistätte des Gaunertums sei, die gestohlene Beute nicht mehr abgejagt. Manche aus Einbrüchen stammende Sachen würden dort von ihren Besitzern wiedergefunden und zurückgekauft. Wie rabiat das Volk ist, bewies eine Bluttat, die während meiner Anwesenheit in der Hauptstadt passierte. Ein etwa zwölfjähriger Junge, der von einem schwer bewaffneten Polizisten festgehalten wurde, stieß diesem sein Messer in den Leib, so daß der Mann tödlich getroffen zusammenbrach. Der Junge entkam. Die Polizeimannschaften sieht man abends mit brennenden Laternen am Gürtel ihrem Dienste nachgehen. — In den vielen „Curiosity Shops“ sind sehr hübsche Dinge des mexikanischen Kunstgewerbes, vor allem der Weberei und der prachtvollen billigen Handstickerei zu erwerben. Welchen armseligen Lohn mögen

die überaus geschickten Sticker, die aus ganzen Familien, die Kinder eingeschlossen, bestehen und Indianer und Mischlinge sind, wohl erhalten!

Für den Flottenverein zu wirken, wie ich es mir vorgenommen, fand ich in Mexiko-Hauptstadt, wie fast überall drüben, keinen geeignet vorbereiteten Boden. Vorübergehend hat wohl eine Agitationstätigkeit bestanden, die auch Geld zusammenbrachte, allein das rechte Verständnis der Wichtigkeit und Bedeutung der Flottenvereinssache, die man mit allen möglichen Vereinsmeiereien, für die man beitragsmüde geworden ist, auf eine Stufe stellte, schien mir kaum vorhanden zu sein. Es sollte mich freuen, wenn das inzwischen besser geworden ist. Ich schickte der „Deutschen Zeitung von Mexiko" später einen Artikel, in dem ich auf den Flottenverein als Sammelpunkt, als nationale Basis des dem Mutterlande und allen überseeischen Deutschen gemeinsamen Interesses dringend hinwies; ob er zum Abdruck gelangt ist, erfuhr ich nicht. (Die La Plata-Zeitung in Buenos Aires hat ihn später gebracht.) Hier wie überall, wo deutsche Zeitungen im fremden Lande erscheinen, klagte mir der Herausgeber über die zu geringe Teilnahme, die ihm durch die Kolonie zugewendet werde. Die deutschen Leser pflegen gern über ihr „Käseblatt", in dem man alles verspätet zu lesen bekomme, zu spotten, viele tun aber nicht genug dazu, um die Mittel für bessere Blätter zu beschaffen. An einigen deutschen Organen, die von Deutschland selbst kommen und den Zwecken der überseeischen Deutschen besonders dienen wollen und zum Teil auch wirklich dienen, fiel mir das ewige Loben nebst schlechter bildlicher Reproduktion jeden Vereinsquarkes wenig angenehm auf. Sollten sich solche Unternehmungen

nicht auch ohne starke Abonnentenschmeicheleien erhalten lassen? Wir beweihräuchern uns ja auch daheim leider viel zu viel und sind beinahe schon zu dem albernen französischen „Sichbeglückwünschen" bei jeder Gelegenheit gelangt. Noch viel betrübender fand ich freilich die beständige Versorgung so mancher deutschen überseeischen Blätter mit ungerechten und unpatriotischen Nörgeleien der heimischen Oppositionspresse und vor allem die starke Verbreitung gerade derjenigen satirischen Blätter des alten Vaterlandes, die das Nationalgefühl lächerlich, die deutsche Gesellschaft als verrottet, die deutsche Armee als brüchig hinzustellen versuchen. Die Bilses, Beyerleins und ihre Nachfolger sind drüben ungemein gelesen worden, ja, es scheint, sie wurden auch den Ausländern geradezu systematisch zugeführt. Wenigstens waren sie mexikanischen Offizieren, die sonst wenig Ahnung von deutscher Literatur besaßen, wohlbekannt. Und darin hat ihre Gefährlichkeit gelegen, zumal wenn sie wie Beyerleins „Jena oder Sedan" gut geschrieben sind und die Tendenz verhüllen. Diese unberechtigte Pessimismuserweckung im eigenen Kreise, diese systematische Meinungsstärkung in dem im allgemeinen ohnehin deutschfeindlichen Auslande, daß sich der deutsche Apfelbaum bald ungestraft werde schütteln lassen, wirken landesverräterisch, selbst wenn möglicherweise diese Absicht nicht bestand. Es hat mich immer wieder empört, in den Auslagen deutscher Buchhandlungen Amerikas, in deutschen Lesezimmern usw. gerade diesen Büchern zu begegnen, deren auf Täuschung berechneter schwarz-weiß-roter Umschlag der reine Hohn auf unsere Nationalfarben war.

Übrigens sei hier noch angefügt, daß man in W a s h i n g t o n auf sämtliche Zeitungen Zen-

tral- und Südamerikas, also auch der deutschen, abonniert ist. zum Zwecke politischer Verarbeitung. Auch diese Rührigkeit der nordamerikanischen Politik dürfte einen Fingerzeig geben.

* * *

Von unterrichteter Seite sind mir freundlichst Mitteilungen über mexikanische Wirtschaftsverhältnisse zur Verfügung gestellt, denen ich hier einiges entnehme. Sie beziehen sich auf das Jahr 1903, dürften aber von der langsamen Statistik nicht überholt und in der Hauptsache noch heute zutreffend sein.

Die Landwirtschaft befindet sich noch ziemlich in dem Stande, den Humboldt und später Baron Richthofen (Ministerresident 1859) uns geschildert haben. Ein wenig nahmen die tropischen Kulturen zu, allein diese Zunahme entspricht nicht der von nordamerikanischer Seite gemachten Reklame. Auch in den kälteren Strichen bedingte namentlich der Wassermangel nur geringe Zunahme. Mexiko ist sonst die Urheimat des Mais, der hier zuerst von Menschenhand kultiviert wurde. In manchen heißen Strichen gibt er zwei Ernten jährlich und trägt 300fältig. Wenige Güter nur zeigen gute Bewässerung und intensive Bewirtschaftung. Man kennt zwei Klassen der Landwirtschaft: die riesigen, überwiegend fast unkultivierten Großbetriebe, deren Besitzern, die meist in den großen Städten leben, es nur um eine möglichst hohe Rente zu tun ist, und ganz kleine Wirtschaften. Diese ungleiche Verteilung lähmt im Verein mit mangelnden Arbeitskräften die Entwicklung. Die Indianer pflegen lediglich Salz zu kaufen, alles andere wächst ihnen für ihre geringen Bedürfnisse genügend zu. Daher wird für

den Gesamtstaat, ungeachtet eines herrlichen Bodens und einer Urbevölkerung von Millionen, nicht genug an Lebensmitteln produziert. In absehbarer Zeit wird Mexiko, woran einzelne moderne Großbetriebe wenig ändern, sich nicht mit nennenswerten Mengen von Zucker, Getreide oder Vieh durch Export am Weltmarkt beteiligen können.

Was Eisenbahnen anbetrifft, so hat Präsident Porfirio Diaz durch deren Förderung sicherlich den wirtschaftlichen Aufschwung herbeigeführt. Es existierte 1903 ein Netz von 17 756 Kilometern, das jetzt auf annähernd 20 000 gestiegen sein dürfte. Eisenbahndirektoren sind meist Nordamerikaner oder Engländer, durchweg tüchtige Leute. Die Regierung hatte bis 1903 nur auf drei Eisenbahnen Einfluß: auf die Tehuantepec-, National- und die Interoceanic Railway Company. Alle anderen lagen in den Händen von Privatpersonen, hauptsächlich Nordamerikanern. 1903 gab es 58 verschiedene Gesellschaften; internationale Bedeutung besaßen vier Bahnen: die Mexican Central, die Interoceanic, die Mexican- und die National Railway Company.

Die Mexican Central, über deren neueste Phase ich mich schon ausließ, war bisher die einzige normalspurige Linie und hauptsächlichste Verkehrsstraße nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ihre Zweige werden dic pazifischen Häfen von Manzanillo und Acapulco erreichen. Es ihr gelungen, die Kontrolle des gesamten nordmexikanischen Handels in die Hand zu bekommen und ihn durch eine Zweiglinie nach dem wichtigen Atlantichafen Tampico (resp. Ankauf der Monterey & Mexican Gulf R. C.) von der Hauptstadt zu emanzipieren. Tampico hat überhaupt außerordentlich an Bedeutung gewonnen. Nach Rotterdamer Muster plante man hier die Vertiefung

des Flüßchens Panuco zur Aufnahme der größten Ozeandampfer. Sie werden direkt an dem 2575 Fuß langen Kai laden und löschen können. Vielleicht wird das ungeachtet seiner neuen Hafenanlagen unmoderne Veracruz von Tampico überflügelt werden, obwohl man dies von anderer Seite wieder bestreitet. Zweifellos aber dürfte in der zukünftigen enormen Entwicklung des Golfhandels Tampico eine sehr bedeutende Rolle zufallen. Die für 1905 zur Vollendung in Aussicht genommene direkte Zentrallinie Tampico—Mexiko-Hauptstadt dürfte dann wegen ihrer Kürze gegen alle andern Verbindungen zwischen Veracruz und der Hauptstadt eine förmliche Umwälzung im mexikanischen Verkehrswesen herbeiführen. An der einen Linie nach Veracruz, der Interoceanic R. C. ist also die Regierung beteiligt, wodurch sich deren Verhältnisse sehr gebessert haben; die Aktien der zweiten Veracruz-Linie, der Mexican Railway C. befinden sich fast ausschließlich in britischem Besitz.

Von weittragender Bedeutung für die Verbindung mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika verspricht die National Railway C. of Mexico zu werden, deren Aktien eben zumeist in den Besitz des mexikanischen Staates übergegangen waren. Sie war damit beschäftigt, ihre Schmalspurbahn in die Normalspur umzuwandeln. Wenn die Zentral- und die Nationalbahn nicht später einen Verkehrspool machen, was zwar wahrscheinlich ist, dürfte der Verkehr der Zentral- überwiegend auf die Nationalbahn übergehen, da diese nach Fertigstellung bei gleicher Sicherheit einen um 16 Stunden kürzeren Weg nach der Union bieten würde. Für Mexikos Zukunft werden von Bedeutung sein: Die Tehuantepec-Bahn, als kürzeste Verbindung von Ozean zu Ozean, und die Panamerican

Railway C., die, wie ich schon an anderer Stelle schrieb, bis zur Grenze Guatemalas geplant ist, und die ebenfalls besprochene Kansas City, Mexico und Oriental R. C., die in Verbindung mit der Kansas City-New York-Bahn durch die Staaten resp. Territorien Kansas, Oklahoma, Texas, über Presidio nach Topolobampo (P. Stillwell) führt und um zirka 560 Kilometer kürzer als die bisher kürzeste Pacificbahn Nordamerikas sein wird. In Ergänzung zu den auf Seite 14 gemachten Bemerkungen, erfahre ich heute (gegen Ende 1906), daß die Eröffnung von Topolobampo in der Tat im weiten Felde steht. Die Fertigstellung der notwendigen Hafenarbeiten wird von jetzt ab noch mindestens 5 Jahre beanspruchen. Wegen der zu passierenden Barre können bis dahin, wie bisher, nur ganz kleine Fahrzeuge den Zukunftshafen besuchen.

Die Eisenbahnen Mexikos waren zurzeit mehr als sonstige wirtschaftliche Unternehmen durch die Entwertung der Landesmünze in Mitleidenschaft gezogen worden; sie hatten ihren gesamten Bedarf in Gold zu bezahlen, während sie Silber einnahmen. Daher hatten sie ihren ganzen Einfluß aufgeboten, die Regierung zur Einführung einer hinkenden Währung und gesetzlichen Wertfestsetzung des Silberpesos zu bewegen. Bei stabilen Geldverhältnissen sind die Bahnen einer weiteren segensreichen Entwicklung bestimmt fähig.

Die Industrie blieb hinter der Entwicklung des Bahnnetzes zurück; trotz seit 1830 bestehender Schutzzölle und Spezialgesetze konnte sie sich nur in minderem Maße an der wirtschaftlichen Blüte des Landes beteiligen. Die vornehmlichsten Industrieprodukte sind: Zucker, Zuckerbranntwein, Baumwollgarn, gewöhnliche Baumwollstoffe,

Papiere und Glaswaren, in neueren Jahren Tabak und Hennequin (Hanffaser der Agave, die besonders in Yucatan erzeugt wird). Der in Monterey in Verbindung mit Kohle und Eisen entstandenen Industrie ist bereits Erwähnung geschehen, desgleichen der elektrotechnischen und der erwachenden Waffenindustrie. Geflechtwaren, Töpfereien und Hutindustrie usw. sind nennenswert. Die mexikanischen Zigarren erfreuen sich zunehmender Wertschätzung. Bei dem natürlichen Geschick der Indianer zur Industriearbeit bleibt die bisher langsame Entwicklung verwunderlich. Moderne Hilfsmaschinen wurden wiederholt eingeführt und wiederholt aufgegeben, da die indianischen Arbeiter die Arbeit besser und billiger als die Maschinen machten. Allein der andauernde Arbeitsdrang und das Streben zur Verbesserung ihrer Lebenslage fehlt ihnen. Vielleicht fand Porfirio Diaz, nachdem zwei Menschenalter hindurch sich Revolution mit Revolution abgelöst hatte, vor den sonst dringenden Aufgaben des nach innen zu befestigenden Friedens nicht die genügende Zeit zur Hebung seiner sonst von ihm so geschätzten Stammesgenossen. Jetzt scheint man aber doch ernstlicher an diese Erziehungsaufgabe herantreten zu wollen, und dann würde bei der großen reinen Urbevölkerung deren Intelligenz, manuelles Geschick, Kunstsinn und militärische Tüchtigkeit voll zur Geltung gelangen können.

Der Industrieaufschwung der Republik wird also mit Verbreitung des Volksschulunterrichtes Hand in Hand gehen; schon jetzt kann man beobachten, wie die Steigerung der Arbeitstätigkeit in direktem Zusammenhang mit der Neuerrichtung von Schulen steht. Der Unterrichtserteilung in Kasernen erwähnte ich; ebenso gute Erfahrung hat man mit dem Unterrichte Erwachsener in Gefängnissen

gemacht. Die ganze Wirkung wird natürlich Zeit in Anspruch nehmen, dann aber dürften mit den sich mehrenden Arbeitskräften die Industrien Mexikos mächtig voranschreiten. Zu den Industrien, die das Land bereits vom Auslande ziemlich unabhängig gemacht haben, zählen die Textilindustrie, Tabakfabrikation, Zuckerraffinerien und Bierbrauereien. Einige ansehnliche Industrieorte führe ich später noch an. Sie sind bei uns wenig gekannt. Wie viele Leute wissen z. B. viel mehr als den Namen der bedeutenden und zweitgrößten Stadt Mexikos Guadalajara, die 140 bis 150000 Einwohner zählt? Die Exportfähigkeit ist freilich noch sehr beschränkt. Die seinerzeit aus Südamerika zurückgekehrte mexikanische Handelskommission, die zum Zwecke der Erweiterung des mexikanischen Absatzgebietes dorthin entsendet wurde, machte vollständig Fiasko und berichtete selber, daß Handelsbeziehungen erst möglich seien, wenn die Schiffsverbindungen schneller und billiger und der Panamákanal benutzbar geworden wäre. Die eigentliche mexikanische Schiffahrt liegt ja auch noch ganz im argen und kann gegen die nordamerikanische, englische und deutsche gar nicht aufkommen. Im Export der Productos manufacturados der letzten Jahre nimmt der Sisalhanf (Hennequin) die weitaus erste Stelle ein, dann folgen Tabak und hierauf Baumwollsaatmehl, dann im weiten Abstande Häute und ganz zuletzt Zucker. Im Ex- und Import nimmt England gegenüber Frankreich, Deutschland und den übrigen Staaten den Vorzug größeren Anwachsens in Anspruch, alles aber verschwindet gegen das enorme Anwachsen des Handelsaustausches (sonderlich Export) mit Nordamerika. Daß dies politisch befördert und auch politisch zu den größten Folgen führen muß, ist ohne weiteres klar.

Für den inneren Verbrauch beginnen die einheimischen Industrien dem fremden Import, zumal dem europäischen, in der Tat schon gefährlich zu werden. Es gibt Baumwollspinnereien, Webereien, Bierbrauereien, Glasfabriken, Zuckerraffinerien und Dampfmühlen, die mit jedem europäischen oder nordamerikanischen Betriebe den Vergleich aushalten. Allerdings kommt der Gewinn aus diesen Industrien zunächst noch in erster Linie wiederum dem Ausland zugute, das sein Kapital in ihnen arbeiten läßt. Nach zuverlässigen Schätzungen waren an fremden Kapitalien in mexikanischen Industrien angelegt, und zwar in Millionen mexikanischer Dollars, von: Frankreich 30, Nordamerika 18½, Deutschland 13½, Spanien 7¾ und Großbritannien 4½.

Die gute Verzinsung des Anlagekapitals in fast allen Industrien des Landes macht trotz dieser verhältnismäßig schon bedeutenden Kapitalien die starke Weiterentwicklung wahrscheinlich. Wir würden also mit ständiger Abnahme der Aufnahmefähigkeit des mexikanischen Marktes für ausländische Erzeugnisse zu rechnen haben, während vorläufig die Möglichkeit einer Konkurrenz mexikanischer Industrieprodukte nach außerhalb nicht zu befürchten wäre.

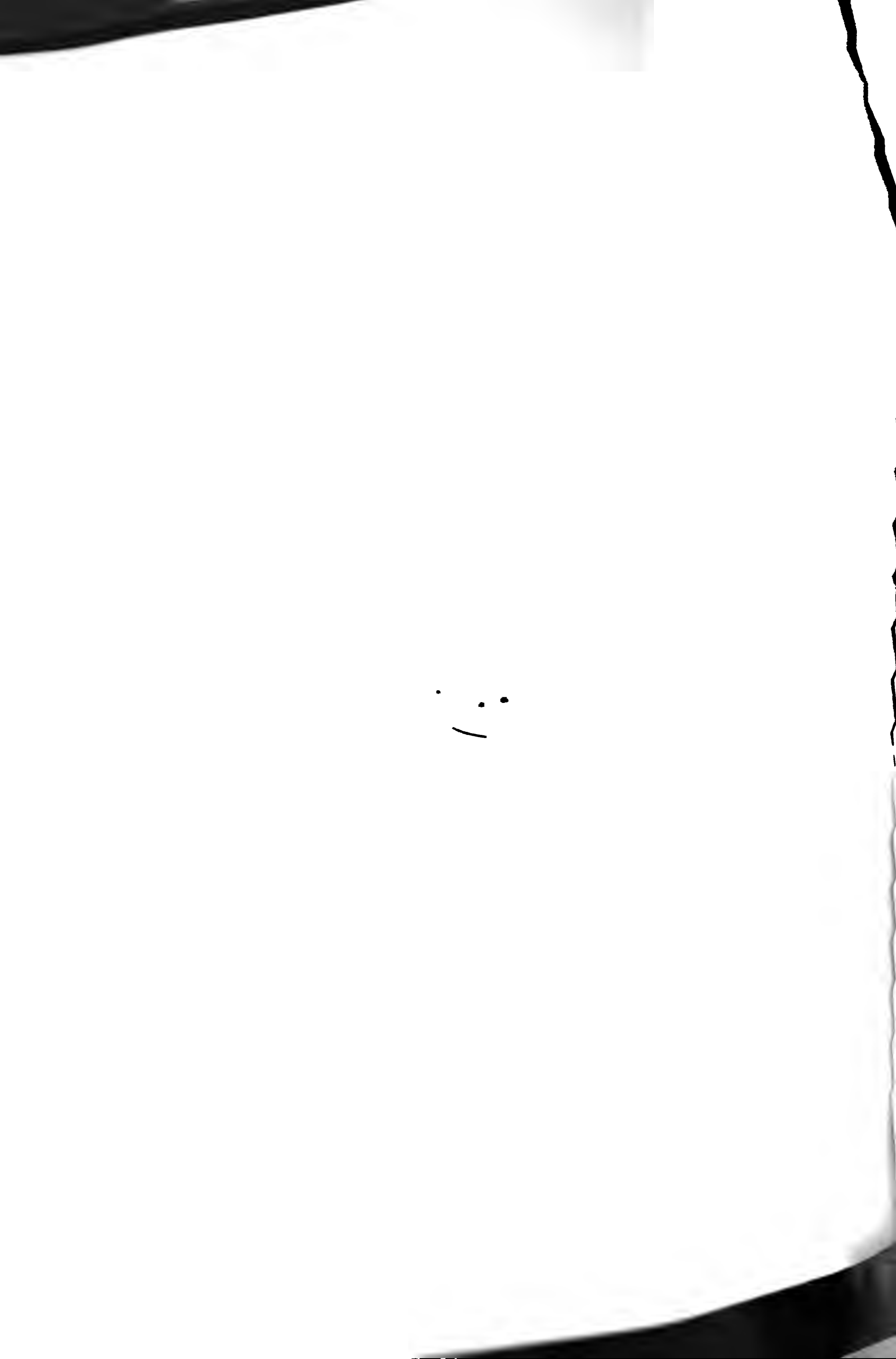
Über den Bergbau fehlen mir neuere Daten. Es gibt ein paar tausend Bergwerksunternehmen mit Hunderttausenden von Arbeitern; auch hier spielen nordamerikanische und englische Ingenieure die Hauptrolle. Der weitaus größte Metall- und Mineralexport geht nach Nordamerika. Gold und Silber dürfen nicht exportiert werden.



Ein Landhaus in Mexiko.



Villenstraße in Los Angeles, Kalifornien.





Fahrt durch Nordmexiko nach dem westlichen Nordamerika.

Abreise von Mexiko-Hauptstadt. — Gesundheitspässe. — In der Pullman-Car. — Schwierigkeiten für Damen. — Negerporter. — Industriestädte. — Stickereien. — Zacatecas. — Hüttenwerke. — Vegetation der Hochsteppe. — Zunehmende Versandung und Hitze. — Trostlose Landschaften. — American City of Mexico. — Der Konsul Weber empfängt mich in Ciudad Juarez. — Seine und meine Belastung mit dem „Eintrittsgelde." — Paßverhör und Ankunft bei Uncle Sam. — Die bezaubernde Zöllnerin. — Ins Hotel in El Paso. — Ein wasserloser Strom. Wasserfragen. — Mexiko und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Unterhaltend, doch nicht billig war der Aufenthalt in Mexiko-Hauptstadt gewesen. Das Billett, das ich mir für den Pullmanwagen der Zentralbahn (Nordwestbahn) von Mexiko-Hauptstadt bis Ciudad Juarez an der nordamerikanischen Grenze nahm, das sind 1971 Kilometer, kostete etwas über 300 Mark. Wohl nicht zu viel für die Freude, diese enorme Strecke überhaupt im bequemen Bahnwagen zurücklegen zu können. Die Fahrt dauert ungefähr zwei Tage; jeden Tag werden zwei Züge von Mexiko-Hauptstadt abgelassen und zwei treffen ein. Das Bahnprofil zeigt bedeutende Steigungen und Senkungen,



Fahrt durch Nordmexiko nach dem westlichen Nordamerika.

Abreise von Mexiko-Hauptstadt. — Gesundheitspässe. — In der Pullman-Car. — Schwierigkeiten für Damen. — Negerporter. — Industriestädte. — Stickereien. — Zacatecas. — Hüttenwerke. — Vegetation der Hochsteppe. — Zunehmende Versandung und Hitze. — Trostlose Landschaften. — American City of Mexico. — Der Konsul Weber empfängt mich in Ciudad Juarez. — Seine und meine Belastung mit dem „Eintrittsgelde.“ — Paßverhör und Ankunft bei Uncle Sam. — Die bezaubernde Zöllnerin. — Ins Hotel in El Paso. — Ein wasserloser Strom. Wasserfragen. — Mexiko und die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Unterhaltend, doch nicht billig war der Aufenthalt in Mexiko-Hauptstadt gewesen. Das Billett, das ich mir für den Pullmanwagen der Zentralbahn (Nordwestbahn) von Mexiko-Hauptstadt bis Ciudad Juarez an der nordamerikanischen Grenze nahm, das sind 1971 Kilometer, kostete etwas über 300 Mark. Wohl nicht zu viel für die Freude, diese enorme Strecke überhaupt im bequemen Bahnwagen zurücklegen zu können. Die Fahrt dauert ungefähr zwei Tage; jeden Tag werden zwei Züge von Mexiko-Hauptstadt abgelassen und zwei treffen ein. Das Bahnprofil zeigt bedeutende Steigungen und Senkungen,

in der Hauptsache fällt es von 2400 Meter auf 1000 Meter. Das Billett löst man, wie in den Vereinigten Staaten nicht auf dem Bahnhofe, sondern vorher in einem Stadtbureau der Bahngesellschaft. Da die Blattern in Mexiko herrschen sollten, verlangten die Vereinigten Staaten von den Reisenden aus Mexiko einen Gesundheitspaß. Auf dem Bureau befand sich ständig ein Arzt, der den Reisenden gratis mehr oder weniger untersuchte und den Gesundheitspaß ausstellte. Vor Verabfolgung des Passes erhielt man keine Fahrkarte. Die nordamerikanische Sanitätskontrolle, die überall den Staaten Zentral- und Südamerikas aufgezwungen wird, mag ihr Gutes haben, anderseits dient sie aber auch sicher politischen Zwecken.

In der nordamerikanischen Pullman-Car fand ich die Nahrungsfrage mehr kostspielig als angenehm gelöst. Die Gesellschaft soll auch ihr älteres Wagenmaterial auf die mexikanischen Linien abzuschieben pflegen. Die Schlafverhältnisse sind die in den Staaten üblichen; die Betten werden ohne Unterschied der Geschlechter nach der Reihenfolge der Fahrkarten angewiesen. Wenn man sich an die Unbequemlichkeiten der Entkleidung gewöhnt hat, geht das ganz gut. Man muß sagen, daß die Dezenz ziemlich gewahrt bleibt; öfter sind die Damen auf die Diskretion der Schlafgenossen angewiesen. Ich habe z. B. gelegentlich mit Damen, die sich vollständig zu entkleiden pflegen, hinter einem gemeinsamen Vorhang geschlafen; das Hinauf- oder Hinuntervoltigieren von und nach dem oberen Bett ist dann zuweilen etwas heikel, sonderlich wenn die Trittleiter nicht gerade zur Hand ist. Die in Pullman-Cars ausschließlich verwendeten Negerporter entfalten beim Aufschlagen der Betten im engen, schüttelnden Raum eine große Virtuosität. Die Damen scheinen sich an diese

keineswegs immer sehr angenehmen und oft recht anmaßenden Burschen gewöhnt zu haben. -- Unter meinen Mitpassagieren befand sich ein hübscher, aber recht affiger mexikanischer Junge von zwölf Jahren in gelber, weißgestickter Tracht, mit großem Hut, Revolver, Patronengürtel und einer Menge von glitzernden Ringen an den Fingern.

Beim Erwachen bemerkte ich eine dürre, stauberfüllte Landschaft, die sich erst hinter Aguas Calientes etwas erfreulicher gestaltete. Vorher hatten wir passiert: Tula, wo toltekische Ruinen vorhanden sind,*) das ansehnliche Queretaro, bekannt durch Maximilians Schicksal, durch Opalwerke und die Nähe einer der größten Baumwollspinnereien des Landes, ferner die bedeutende Industriestadt Leon. Aguas Calientes, berühmt seiner heißen Mineralquellen und Bäder und seines San Marco-Festes halber, ist auch als Minen- und Industrieort hervorragend. Wundervolle Stickereien werden hier angefertigt und auch am Bahnhof feilgeboten. Ich kaufte einige Deckchen im Preise von 7 bis 8 Mark, die in Europa mit dem vierfachen Preise bezahlt worden wären. Beim Ankauf der ebenfalls überall feilgebotenen Edelsteine muß man Kenner sein, sonst wird man meistens betrogen. Die Opale sind freilich so billig, daß man bei bescheidenem Einkauf nichts riskiert. Die Gegend blieb doch meist sandig. Opuntien und Weiden bestimmten den vegetativen Charakter; trost- und scheinbar dachlose Lehmhäuser bildeten die Behausungen; die Felder zeigten quadratische Teilung durch Mauern aufgestapelter Steine, wie etwa in Istrien und

*) Die Tolteken waren die südwärts gewanderten Höhlenbewohner aus den Cañons des Colorado.

Dalmatien. Die bedeutende Silber- und auch Goldminenstadt Zacatecas liegt zwischen kahlen Bergen. Hier ward der höchste Punkt der Central, 200 Meter über Mexiko-Hauptstadt, erreicht, der an Höhe nur noch durch die von Cima auf der Zentralbahn südlich der Hauptstadt übertroffen wird. Schade, daß man so wenige Reliefdarstellungen von Ländern sieht, die erst eine richtige orographische Vorstellung gewähren. Sie sollten bei uns im geographischen Unterricht eine ganz andere Rolle spielen, als dies bisher der Fall ist. Die ja sehr vorgeschrittene Kartographie gestattet einem nicht durchbildeten Auge doch bei weitem nicht die gleiche Anschauung.

Zwischen rotgrauem Gestein windet sich die Bahn hinan; viele grünliche Halden deuten auf Kupferhütten. Zacatecas macht, mit seinen flachen Häusern an einer Talmulde ansteigend, einen ganz orientalischen Eindruck. Ein merkwürdig gefältelter, tischartig geformter Felsen krönt die Höhe. Am Bahnhof herrschte viel Leben; eine Maultierbahn führt zur Stadt. Aus Mitleid kaufte ich einer hochgradig schwindsüchtigen indianischen Stickerin, zu einem Spottpreise, gestickte Taschentücher ab; sie hatte damit ihren Rest von Decken, Tüchern und Kragen verkauft, wofür sie mir einen Blick voll ausdrucksvollster Dankbarkeit zuwarf. Alle diese Sachen fanden später eine derartige Bewunderung von Kennerinnen, daß ich bedauerte, aus Sachunkenntnis ein nur so bescheidenes Maß von Mitleid entwickelt zu haben.

Immer wieder folgten Halden von Hüttenwerken und braune Wassertümpel. Jammervoll wurde die Hochsteppe, nur Sand und Steine, durchsetzt von niedrigen, dünnbewachsenen Höhen; stets wieder Wei-

den, Opuntien, andere Kakteen, kleine Agaven und Stechpälmchen oder sonstiges Gestrüpp. In Calera aßen wir bei längerem Speiseaufenthalt sehr gut und billig. Diese Bahnrestaurationen Mexikos könnten manchen deutschen, was Reichhaltigkeit und Güte der Speisen anbetrifft, zum Muster dienen. Chinesische Kellner bedienten. Unsere Neger- und Mulatten-Pullmanbedienung war flegelhaft dagegen. Diese Kerle legten sich neben uns mit den Stiefeln auf die blauen Samtpolster. Einer machte, um besser schlafen zu können, mir ohne weiteres mein Fenster vor der Nase zu, was ich mir natürlich nicht gefallen ließ. Glücklicherweise hatte mein Platz Schattenseite. Allmählich bedeckt der Sand das ganze Wageninnere — vollständig Pekingbahn! Die Nachmittagssonne brennt auf die trostlosen Sandflächen, förmliche Hitzwellen schlagen ins Gesicht. Im Sande sehe ich einige schiefe Holzkreuze — ein erbärmlicher Friedhof, gut genug, um Hunde zu verscharren; elende Hütten, daneben Wurzelholzstapel für Heizung der Lokomotive, zerlumpte Kinder, die um Centavos betteln. So armselig sind die Hütten, daß kein Wilder der Südsee darin hausen würde. Bei Comacho ragt rechts ein höheres braunes Gebirge mit aufgesetztem, ungewöhnlich steilem Kegel. Seltsame konische Bodenschwellungen, gleich Erdblasen, folgen; man sieht da und dort baumartig verzweigte Stachelpalmen, an deren langen, gebogenen Stielen glockenförmige, weiße Früchte hängen. Abends breitet sich eine lila Tönung über die Sandsteppe, während die ferneren Berge blau erscheinen. Das höhere Gebirge zeigt grün schimmernden, kurzen Graswuchs; die scharfen Äderungen und Schründe lassen auf vulkanische Struktur schließen. Auf der Station Jimulco

sprangen Knaben tollkühn auf den fahrenden Zug, um ein Stückchen mitzureisen, wobei zwei beinahe an einer Mauer zerquetscht worden wären. In schimmernden Wolken hob sich der Staub gegen den nun dunklen Berghintergrund ab; alle Fenster mußten geschlossen bleiben, wodurch eine Hitze zum Ersticken herrschte. Lange hielt ich einen Spalt neben meinem Bette trotzdem auf, aber nach geraumer Zeit mußte ich darauf verzichten, da der hereinquellende Sand mich noch rascher umzubringen drohte. Schließlich schlief ich auch unter diesen Umständen ganz manierlich. Am anderen Tage gab es die gleiche verzweifelt öde Landschaft. Im nahezu graslosen Lande watete weidend abgezehrtes Vieh; die kurzen Stachelbüsche schien es nicht zu berühren. Junge nordamerikanische oder englische Minenleute fuhren mit. Ich als älterer Herr saß im Rauchzimmer auf einer hereingeholten Trittleiter; keiner der jungen Burschen verfiel auf die Höflichkeit, mir einen bequemen Sitz anzubieten. Wenn ich gefordert hätte, wären sie aber wahrscheinlich bereitwillig gewesen.

Die über 30 000 Einwohner zählende Stadt Chihuahua sah ungefähr aus, wie die vorher geschilderten Orte, zeigte jedoch einen Wasserlauf zwischen frischgrünenden Bäumen. In der Nähe besehen, bietet sie vielleicht mehr, da sie Mittelpunkt großer Minen und einer recht bedeutenden Industrie ist. Wegen der vielen dort wohnenden Nordamerikaner heißt sie „The american city of Mexiko". Die Kathedrale ist für 800 000 Dollars erbaut worden. — Mitten im Sande stand auf der Mittagsstation Montezuma ein Gehöft im bewässerten, niedlich gehaltenen Garten, unter freundlichen und stattlichen Weidenfahnen. Abermals folgten nur Sand und

Staub; eine Sandhose wandelte vorüber. Wir durchschnitten nun eine Kette richtiger Dünen, die auch weißglitzernd vor einem fernen, beträchtlich hohen Gebirgszuge aus zackigen, nackten Felsen, sich erstreckten. Ein Radbruch verursachte einigen Aufenthalt. Hinter der kümmerlichen Lehmhäuserstation Samalayuca verdichteten sich die Sandschleier zu einem die Sonne verbergenden Nebel; die Berührung eines jeden Gegenstandes im Wagen verursachte ein unangenehmes Gefühl in den Fingerspitzen. Dann war Gott sei Dank das Ende Mexikos bei der Station Ciudad Juarez erreicht!

Hier empfing mich der von Herrn von Flöckher freundlichst benachrichtigte deutsche Konsul Weber aus dem nordamerikanischen El Paso. Es ist nicht so leicht, in die Vereinigten Staaten hineinzukommen, wie man denkt; die Anwesenheit und Hilfe Herrn Webers wurde mir daher sehr wertvoll. Zunächst fand in Juarez eine Untersuchung des Gepäcks auf Gold und Silber statt. Mein Gepäck ließen die Beamten, da es „zu klein" erschien, höflich unberührt. In den Wagen zurückgekehrt, fand ich die nordamerikanischen Beamten bereits an der Arbeit. Zunächst war da der weißbärtige Doktor, der mir meinen Gesundheitspaß abverlangte, wobei er mich mit sehr kritischem Blick fragte, ob ich schon einmal geimpft worden sei. Mit gutem Gewissen konnte ich ihm die Versicherung geben, daß man in meinem Alter in Deutschland bereits mehr als einmal geimpft zu sein pflege. Dann erschien ein zweiter Gentleman, der mir in strengem Ton zwei Dollars Eintrittsgeld abverlangte. Mit dem gleichen Verlangen wendete er sich an Herrn Konsul Weber, der soeben erst El Paso auf ein Stündchen verlassen hatte. Der Konsul richtete hingegen kaltblütig

die Frage an ihn, wie lange er im Amte sei? Diese Frage wurde von dem Mann des Gesetzes sehr übelgenommen. In der Tat muß man immer wieder seine zwei Dollars bezahlen, wenn man über die Rio Grande-Brücke hin- und zurückfährt, was bei der häufigen Geschäftsverbindung nicht gerade angenehm ist. Der Konsul hatte auch bereits Schritte getan, um womöglich die Aufhebung dieser Ungebühr herbeizuführen. Da er schon zweiundzwanzig Jahre in El Paso wohnte, wäre er auch von einem Beamten, der ihn gekannt hätte, unbehelligt gelassen worden. Der Meinungsaustausch endete damit, daß der Beamte erregt rief, das Weitere werde sich schon finden (was es wahrscheinlich nicht getan hat), worauf er sich um so intensiver mit meiner Persönlichkeit beschäftigte: woher ich komme, wohin ich wolle, woher ich stamme, welchem Beruf ich obläge, wie alt ich sei, ob verheiratet, ob ich früher schon einmal bei Uncle Sam gewesen wäre und in welchen Städten; ob ich in Los Angeles, wohin reisen zu wollen ich angäbe, Freunde und Verwandte besäße, und was ich dort zu tun gedächte. Wieviel Geld ich bei mir führe, ob es wohl vierzig Dollars seien? Ich bin in der ganzen Welt niemals einem Menschen begegnet, der so neugierig war, etwas über meine harmlose Person zu erfahren, wie dieser Nordamerikaner. Glücklicherweise kam er nicht darauf, mich auf mein Gewissen zu fragen, ob ich Nordamerika nicht für das freieste Land im Himmel und auf Erden hielte. Wahrheitsliebend wie ich bin, wäre ich sonst wahrscheinlich an der Grenze zurückgewiesen worden. Ich hatte nun das Glück, meine zwei Dollars Gold entrichten zu dürfen, worauf mir die Pforten der Union weit aufstanden. Als Quittung erhielt ich einen

Bleistiftwisch, gegen den man angeblich beim Verlassen des Landes sein Geld wieder erhält, was aber in den wenigsten Fällen gelingen soll, da man sich noch erst eine amtliche Bestätigung der Zahlung verschaffen muß. Nunmehr ward ich durch eine sehr liebenswürdige Begegnung belohnt. Schon vorher hatte ich bemerkt, wie sich eine angenehme, noch jüngere Dame für mein Gepäck interessierte. Sie trug bereits mehrere Zigarrenkisten unter dem Arm und forderte mir, verbindlich lächelnd, auch die meinige ab, die übrigens weniger als 50 Stück enthielt. Also eine nordamerikanische Zollbeamtin! Beim Vorzeigen meiner Stickereien ließ ich die auf ein weibliches Herz berechnete, unsachliche Bemerkung fallen, daß ich sie meiner Frau mitzubringen gedächte. Ob nun Stickereien nicht zollpflichtig sind, weiß ich nicht, genug, mit gewinnendem Gesichtsausdruck legte sie sie mir unverzollt in die Hand zurück. In gleicher Weise setzte sie mich nach der Revision wieder kostenfrei in den Besitz meiner Zigarren. Wer kann es mir verdenken, daß ich besonders erfreut war, als diese bezaubernde Zollbeamtin darauf auch noch den Hotel-Omnibus in El Paso gemeinsam mit uns benutzte.

Als wir zuvor über die Rio Grande-Brücke rollten, bemerkte ich, daß der gigantische Strom so gut wie gar kein Wasser führte. Seit neun Monaten hatte es hier keinen Tropfen Regen gegeben; kein Wunder, daß wir durch ein so entsetzlich dürres Land gefahren waren! Ich erfuhr, die Wasserfrage bezüglich des Rio Grande und einiger anderer Wasserläufe sei eine der zugespitztesten Streitfragen zwischen Nordamerika und Mexiko. Die Mexikaner sollen die von der Union vorgeschlagene gemischte Kommission nicht annehmen wollen, da sie darin

von vornherein gegenüber den Herren des Nordens in Nachteil zu geraten glauben, während diese dagegen einen von Mexiko als Schiedsrichter vorgeschlagenen Souverän nicht wünschten. So blieb einstweilen eine Sachlage zu ungunsten Mexikos bestehen, die im nordamerikanischen Lauf den Flüssen soviel Wasser oberhalb entzieht, als man es für sich nützlich findet. Ein früherer Vertrag besagte, daß nicht mehr Wasser von seiten Nordamerikas beansprucht werden dürfe, wie es die Aufrechterhaltung der mexikanischen Schiffahrt erfordere. Hierüber gingen die Nordamerikaner zur Tagesordnung über, indem sie erklärten, wo überhaupt keine Schiffahrt existiere, hätten sie es auch nicht nötig, dieser Wasser zu belassen. Natürlich übersteigt die Tragweite der Bewässerung der ungeheueren anliegenden, trockenen Distrikte beider Nachbarn erheblich die bloße Frage der Schiffahrt.

Mexiko hat sich freilich, wie geschildert, in seiner Eisenbahnpolitik zu energischem Handeln aufgerafft, und möglicherweise bedeutet das einen dauernden Strich durch die nordamerikanische Rechnung, einen Kristallisationspunkt des Widerstandes, dem andere Widerstände sich angliedern würden. Nordamerikanische gelbe Politiker halten eine radikale Fortschaffung der „verkommenen spanischen Rasse“, wie sie in dünn bevölkerten, ehemals spanischen Distrikten der Union möglich gewesen ist, für erreichbar und notwendig, eventuell durch rücksichtslose Gewalt. Andere wollen vorsichtiger und langsamer operieren und lassen in ihren Organen nur Schmeichelhaftes für die Hispano-Amerikaner verlauten.

Was Mexiko fehlt, ist eine Flotte, um die Häfen, die es sich mit großer Sorgfalt ausbaut, auch zu schützen. An Schaffung einer solchen kann das Land indessen aus

verschiedenen Gründen gar nicht denken. Mexiko würde eventuell lediglich auf Verteidigung durch seine Armee angewiesen sein, unter Benützung der Schwierigkeit, die seine Bodenbedingungen bieten, namentlich auch die ungeheuren wüstenartigen Strecken im Norden, die hohen Gebirge und die Fieberküsten der tropischen Teile. Die Bedürfnislosigkeit eines sehr großen Teils seiner Bevölkerung würde sich lange Zeit hindurch auf die eigenen Erzeugnisse beschränken und der Importe entraten können.

Ich hatte inzwischen Gelegenheit gehabt, mexikanische und nordamerikanische Truppen einigermaßen zu vergleichen. Ihrer äußeren Erscheinung nach zu urteilen, sind die Nordamerikaner fraglos die überlegeneren. Andererseits habe ich ernste Arbeit gerade bei der mexikanischen Armee beobachtet, so daß ich nicht unbedingt auf einen günstigen oder wenigstens schnellen guten Ausgang für die Union einstehen möchte. Man weiß es dort auch sehr wohl, daß es nicht mehr eine so leichte Sache wäre wie ehemals, dem Nachbarstaate riesengroße Provinzen abzunehmen, und deshalb haben gewisse Zettelungen, wie die angeblichen revolutionären Bewegungen des Sommer 1906, in Nordmexiko, einstweilen keine Aussicht auf Erfolg.



Reise von Texas nach Kalifornien; Los Angeles und seine Umgebung.

Erster Eindruck von den Vereinigten Staaten. — In El Paso. — Über Bestechlichkeit. — Weiterfahrt auf der Southern Pacific. — Nordamerikanische und deutsche Bahnen. — Eisenbahnstationen und Landschaftsbilder in Neumexiko und Arizona. — Die Jugend von Tuxon. — Die Gila- und Colorado-Wüste. — Eintritt bei Yuma in Kalifornien. — Kalifornien kein Paradies, aber doch ein beneidenswertes Land. — Was wir beim Abströmen unserer Volksgenossen versäumt haben. — Die Nähe von Los Angeles mit den ersten Orangenpflanzungen. — Allgemeine Züge von Los Angeles. — Die Stadt eine heranwachsende Rivalin von San Francisco. — San Pedro und San Diego. — Nordamerikanisches Hotelleben. — Ein Ausflug nach Avalon auf der Insel Catalina. — Ausflug im Glasbodenboot. — Das Aquarium von Avalon. – Allerlei Angelsport. — Kämpleben. — Nordamerikanisches Badeleben in Longbeach, Santa Monica und Oceanside. — Straßenpredigt der Heilsarmee. — Fahrt nach dem Mount Lowe. — Der Kurort Pasadena. — Aufenthalt auf dem Mount Lowe. — Die zutrauliche Tierwelt. — Besuch der Straußenfarm in Pasadena. — Aufbruch ins Yosémite-Tal.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! Mit diesem Kompliment für Uncle Sam muß ich meine Reisefortsetzung beginnen. Mexiko hatte mir im Vergleich zum übrigen Zentralamerika ja imponiert, allein

an der nordamerikanischen Grenze ist zweifellos ein dicker Strich zwischen einem doch noch rückständigen und einem weit vorgeschrittenen Staatengebilde vorhanden. Trotz gründlicher Verschiedenheit atmet man wieder Europa, germanische Straffheit und freut sich der verwandten Anklänge.

War Mexiko schon nicht billig gewesen, so hieß es bei Uncle Sam erst recht: tu Geld in deinen Beutel! Wenn man bei dem Allerteuersten, d. h. Allerbesten bleibt, hat man auch etwas davon; man darf nur nicht sparen wollen, z. B. in Gasthäusern zweiten Ranges absteigen, dann erfährt man sofort, daß die bürgerliche Güte unserer kleineren Dinge drüben nicht erreicht wird.

In dem verteufelt öden Lande um El Paso wohnen verteufelt reiche Leute: Minenbesitzer. Kein Wunder, daß man auch ein alles bietendes Hotel findet. Am großartigsten fand ich den dreizehnjährigen „Hotelstift", ein smartes und doch grundehrliches Bürschlein, das überall Rat wußte und überall Hand anlegte, ein kleiner Nordamerikaner, wie man ihn sich als idealen Typ vorzustellen pflegt. Sommers, sagte er mir, besuche er die Schule.

Die meist ungepflasterten Straßen El Pasos ließen die Ordnung nicht vermissen. Es gab mexikanische Lehmhäuser, doch auch viele stattliche Bauten mit hohen, roten Dächern, eine hübsche Plaça, deren Pflanzenwuchs mühsam erhalten wurde und die auf den ursprünglich spanischen Stadtcharakter hinwies. Natürlich verfügt die lebhafte, etwa 35000 Bewohner zählende Stadt über alle Neueinrichtungen und ist elektrisch beleuchtet. Im äußeren Teil erheben sich viele Holzhäuser im Cottagestil, teils sehr niedliche, teils etwas langweilig uniforme

Wohnstätten, wie man sie auch in den Oststaaten sieht. Winzige Gärtchen, deren Pflege hier Unsummen verschlingen muß, umgeben sie zwar, sonst aber schließt sich gleich die trostlose Umgebung an: Sand, Sand und abermals Sand! Steingeröll und nackte Felsen. Ein förmliches Aden!

In El Paso rollt das Gold besonders leicht; kein Wunder, daß hier ziemlich die verrufensten Spielratten Nordamerikas hausen. Die Rolle, die Schmuggelwesen und Bestechlichkeit spielen, soll desgleichen noch immer eine recht stattliche sein. Die umfangreiche Bestechlichkeit der Kommunalverwaltungen in den Staaten ist ja bekannt genug, auch die allgemeine, weit darüber hinausgehende Zugänglichkeit durch den Dollar in geschäftlichen und politischen Dingen. Für intakt gelten die Zentralbehörden, sonderlich von Armee und Marine.

Zur Weiterfahrt bestieg ich den von New Orleans kommenden Sunset Limited-Zug der Southern Pacific-Bahn. Ein vorzüglicher Negerporter besorgte meine Einschiffungsangelegenheiten. An Einschiffung erinnert auch der Zugführerruf auf den Stationen: aboard! Die Pullman-Wagen befriedigten mehr als die auf der Mexican Central. Die Pullman-Salonwagen der nördlichen Linien sind ja sehr gut; kosten auch sehr viel. Im Durchschnitt kann ich nicht finden, daß man in Nordamerika angenehmer auf den Bahnen reist als bei uns. Einige Bequemlichkeiten, die naturgemäß, mit Rücksicht auf die der großen Strecken halber mehr nachts fahrenden Züge, eingeführt sind, bleiben anzuerkennen; andererseits ist das lange Fahren zu zweit in den engen Stühlen der Nicht-Pullmans auf die Dauer, vor allem nachts, durchaus keine Annehmlichkeit. In der Be-

ziehung schätze ich noch immer das ältere deutsche System. An Beleuchtung wird (auch in Hotels) gelegentlich wie bei uns gern gespart, so daß man das frühere Öllicht einer einzigen entfernten und hohen elektrischen Lampe, die alles mögliche beleuchten soll und in Wirklichkeit nichts beleuchtet, erheblich vorzieht.

Wenn etwas noch öder als öde sein kann, so waren es diese von uns durchfahrenen Striche von Neumexiko und Arizona. Aber allen Respekt vor der Ordnung auch inmitten solcher Trostlosigkeit! Gerade ausgerichtet standen die Telegraphenstangen mit ihren straffgezogenen Drähten; saubere Holzhäuser bildeten die Stationen, an denen dank fleißiger Bewässerung Weiden und Schilf frisch grünten, manchmal sogar Rasenplätze, voll von sich tummelnden Haustieren. Die Menschen gingen nicht mehr in Lumpen einher und hatten sich alle gewaschen, was zumal bei den Weibern angenehm auffiel. Der Ort Deming, eine der größeren Wassereinnehme-Stationen, auf denen der Sunset-Limited hielt, ließ in seinen weiten sandigen Straßen sogar eine gewisse städtische Fertigkeit erkennen. Man gewahrte das Rathaus oder die Schule (auf beider Ansehnlichkeit legen die nordamerikanischen Siedlungen gleichen Wert), dann Villen, und die für alle diese Orte, die von künstlicher Bewässerung existieren, charakteristischen Brunnenwindmühlen zum Wasserheben. Auf der Veranda des großen, hölzernen Stationsgebäudes saßen einige elegante Damen. Im ganzen erinnerten die kahlen Orte mit dem weiten, von niederen Holzhäusern umgebenen Platze am Bahnhofe, meist doch lebhaft an Sibirien. Nur war dort erfroren, was hier verbrannt erschien.

Auch hier gab es auf unendliche Strecken keine

menschliche Wohnung. Weite, weite Ausblicke öffneten sich auf die nur da und dort mit Gestrüpp besetzte Sandsteppe, aus der Einzelberge und kurze Felsketten insular auftauchten. Durch das Gestrüpp wandelten fernhin die seltsamen Drehgebilde gewaltiger Sandtromben. Und schier verwundert sah man wohl plötzlich im dürftigen Schatten eines dünnen Busches ein dürres Rind im glühendheißen Sande liegen. Wir durcheilten, zwar geplagt, aber sonst doch wohl aufgehoben, diese durch ihre Einsamkeit gefährlichen Regionen.

Erscheint auch zeitweilig zwischen den besenartigen Stechpälmchen eine ein wenig grau-grünliche Grasnarbe, so begreift man doch kaum, wie das Vieh es in der glühenden Hitze auszuhalten vermag. Trotzdem weidet es dort! Man kann dann immer auf die Nähe einer Station schließen. Eine solche, sehr saubere Sandstation ist Wilcox. Vor Deming führte eine Station wirklich den bezeichnenden Namen Aden. Von Deming und später von dem ansehnlichen Lordsburg zweigen Seitenbahnen südlich zur El Paso- und South Western-Bahn ab. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie Nordamerika fast die ganze mexikanische Grenze strategisch umzingelt hat, während Mexiko nur über die einzelnen Vertikalbahnen verfügt und der strategischen Gürtelbahn gänzlich entbehrt, was natürlich den Aufmarsch seiner Armee wesentlich benachteiligen und einer nordamerikanischen Invasion den weitesten Spielraum gewähren würde.

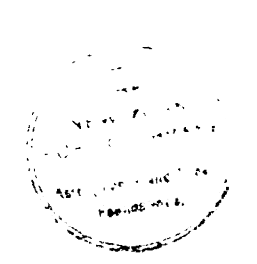
Die ferneren, zuweilen recht hohen Bergrücken, auf denen Kegel oder Doppelkegel bizarr aufgesetzt sind, erschienen am Fuße wie mit grauem Dampf umzogen, der hellweißlich im Sonnenlichte schimmerte. Reiter in mexikanischen Gamaschen sprengten gelegentlich durch die



Sonntägliche Tracht in Tehuantepec,
Mexiko.



Ein Erfolg der Angelkunst
auf Catalina Island, Kalifornien.



Steppe, die ja in Regenzeiten, worauf die Viehhaltung hinweist, sich streckenweise hinreichend begrünen mag. Aber dann durchflogen wir abermals meilenweite Sandflächen, auf denen auch nicht der winzigste Halm sichtbar ward, nichts als Telegraphenstangen und da und dort im Sande bleichende Knochen gefallener Tiere. Die Ursache dunkelgrün erscheinender, seeartiger Flecken konnte ich der Entfernung halber nicht feststellen. Hinter Steinpaß, auf 109° westl. Länge, wurde die Grenze zwischen Neumexiko und Arizona überschritten. Arizona, berühmt durch die Gran Cañons des Colorado, seine alten Höhlenbewohner, durch die kriegerischen Apachen und den Arizona-Kicker, der alle Zeitungen Europas so witzig nasführte, ohne je existiert zu haben. Arizona ward an die Vereinigten Staaten teils mit Neumexiko von Mexiko abgetreten, teils verkauft. Im Arizona-Territorium wohnen auf annähernd $^2/_3$ der Größe des Deutschen Reiches etwa 60 000 Einwohner, darunter 20 Prozent Deutsche.

Wo dürre Grasnarbe erschien, war sie häufig mit Steinen besät; die Lehmschichten der Bodenformation zeigten sich an den Bruchflächen desgleichen mit Steinen durchsetzt. Bei Dragoon erreichte die Bahn den höchsten Punkt. Hier sah ich doppelte Dächer, wie man sie praktischerweise auch in einigen Tropengegenden gegen die Sonnenglut baut; zwischen hartem Büschelgras und Stechpälmchen spielten urgesund aussehende Kinder. In Benson erreichten wir einen ziemlich bedeutenden Knotenpunkt für abzweigende Südbahnen, von denen die eine nach dem mexikanischen Hafen von Guaymas am Golf von Kalifornien führende die bedeutendste Route im Verkehr des schwer erreichbaren Nordwestmexiko darstellt.

Der Boden schien hier härter zu sein, da es bei stärkerem Winde weniger stäubte.

In abendlicher Dunkelheit gelangten wir nach Tuscon, wohl einem der verkehrsreichsten Orte Arizonas. Weiter nördlich an der Strecke führt eine nördliche Zweigbahn nach der Territoriums-Hauptstadt Phoenix, wo prähistorische Kanäle für neue Bewässerungskanäle Verwendung fanden. Am Bahnhofe in Tuscon herrschte ein lebhaftes, höchst unterhaltendes Treiben. Militärschüler, in flotten Khaki-Uniformen, gingen auf Heimatsurlaub. Andere Kameraden hatten ihnen zahlreich das Geleite gegeben; auch die jungen Damen und Backfische von Tuscon schienen vollzählig versammelt zu sein. Eine kräftige, fröhliche und recht ungebundene Jugend. Viele Yails mit dem taktmäßig anschwellenden Rah! Rah! Rah!, das mir einst bei der Begrüßung des Prinzen Heinrich in Harvard so imponiert hatte, klangen in die stille, warme Abendluft Arizonas hinaus, desgleichen ein weniger schönes, unmusikalisches Jodeln. Beim Abrollen des Zuges sah man viele lange Zöpfe im Schwunge, viele wehende Taschentücher und geschwenkte Mützen, aber nur lachende Gesichter und keine Sentimentalität.

Als neuer Gefährte setzte sich ein etwas sonderbarer Deutscher zu mir, der in Stuttgart studiert haben wollte, im übrigen aber ein gefälliger, naiver Mensch war. Mit 21 Jahren sei er ins Land gekommen, sagte er, obwohl er das Deutsche schon erheblich verlernt hatte. Er führte interessante Kupfererze mit sich, spielte mir Geige vor und zeigte mir nach viertelstündiger Bekanntschaft seine sämtlichen Familienbilder und das Porträt seiner künftigen Frau, die er jetzt in San Francisco heiraten wollte. — In der Nacht durchfuhren wir süd-

lich des Gila die Gila-Wüste, an die sich, jenseit von Yuma am Colorado, die Colorado-Wüste anschließt. In diesen Gegenden darf kein blinder Passagier vom Zuge ausgesetzt werden, weil er sonst umkommen müßte. Beim Erwachen erblickte ich denn auch nichts, als rattenkahlen Sand mit fernundeutlichen Felsen, und darüber die Sonne, in gelbliche Schleier gehüllt, dem Monde gleichend.

Seit Yuma befanden wir uns in Kalifornien und „nun wird's wohl bald grüner werden," hoffte ich. Allein die Hoffnung erfüllte sich nur unvollständig, wenn auch die Stationen ein wesentlich anmutigeres Gepräge bekamen. In der Gegend von Salton passiert man eine tiefe Bodendepression, die Salton Sinks, wo ehemals ein Zusammenhang mit dem Golf von Niederkalifornien, der heute beträchtlich höher liegt, gewesen ist. Vor einer Reihe von Jahren ward hier zur Landbewässerung ein Kanal zum Rio Colorado gebaut. Ich bin noch durch diese trockene Senke hindurchgefahren; mittlerweile scheint dort in neuester Zeit eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen zu sein, über die von der nordamerikanischen Zeitschrift „Leslies Weekly" folgendes berichtet wird: „Im vorigen Jahre (also auch 1904) stieg das Wasser so hoch, daß es sich ein neues Bett an der Kanallinie entlang suchte. Jetzt ergießt sich der Colorado in den Salton Sink, statt in den Golf von Niederkalifornien. Das Wasser in der Bodensenkung steigt täglich um einen Zoll, und wo früher die Wüste war, liegt jetzt ein Binnenmeer von 80 englischen Meilen Länge und 30 Meilen Breite. Die Hauptlinie der „Southern Pacific Railroad" geht durch diese Bodensenkung und liegt bei der Station Salton etwa 257 Fuß unter dem Meeresspiegel. Das neue Meer hat die Ge-

leise überschritten und sie endgültig zurückgedrängt, so daß die Eisenbahngesellschaft vollständig neue Geleise um den Rand des Wassers herumlegen mußte. Alle Bemühungen, den Colorado in den alten Kanal zurückzudrängen, haben sich als erfolglos erwiesen, und es scheint, als ob das ganze Land überflutet werden wird. In diesem Falle würde Kalifornien 400 Quadratmeilen weniger Wüste und ein neues großes Binnenmeer besitzen."

* * *

Kalifornien! Welchen Zauberklang hat dieses Wort lange Jahre für deutsche Ohren gehabt. Kalifornien, das noch heute überwiegend für ein Paradies gilt, das durch sein Gold, seine Wälder, seinen Wein, sein Getreide und seine Früchte einst ungeahnte Reichtümer geschaffen hat und immer noch schafft. Ob es wirklich ein Paradies ist? Vieles sollte auch mich dort entzücken, aber ein Paradies fand ich nicht. Vielleicht hätte ich für diese Erfahrung länger verweilen müssen und zu anderer Jahreszeit, nicht jetzt, wo die Dürre mir genau so viel verleidete, wie in Mexiko der Regen. Doch der Umstand allein, daß die Dürre ein sonst schönes Land so weithin verleiden kann, beweist doch wohl schon seinen nicht völlig paradiesischen Charakter. Kalifornien — Caliente Fornalla, Heißer Ofen — heißt es eben nicht umsonst! Und zu diesem Naturmangel haben die Menschen, die auch hierher „ihre Qual" reichlich mitbrachten, in ihrer Habsucht mit beigetragen, vor allem durch elende Waldverwüstungen, die das Klima und die Bodenproduktion betrübend beeinflussen mußten. Sonst wäre es, dank seinem Boden, dank den schützenden beiden Bergzügen,

die es der Länge nach durchziehen, und dank endlich den kühlenden, ausgleichenden Meeresströmungen in der Tat das, was die Kalifornier von ihm behaupten: das fruchtbarste Land der Welt. Aber, was blieb, ist noch immer beneidenswert, und zunehmende Kultur, bei großartigen Bewässerungsanlagen, dürfte viel verloren gegangenen Boden in Zukunft wiedererringen.

Kalifornien ist lange nicht so groß wie das annektierte Texas, das, weit größer als das Deutsche Reich, den umfangreichsten Unionsstaat bildet; immerhin beträgt sein Flächeninhalt ungefähr drei Viertel des Deutschen Reiches. Auch heute noch leben auf dem Gebiet, das bei uns 60 Millionen ernährt, nur etwa 2 Millionen Menschen. Das ist nur ein Staat! Man denke sich, was Uncle Sam einstens bedeuten wird, wenn er überall annähernd zu unserer Bevölkerungsdichtigkeit vorgedrungen sein wird! Und dabei frißt das Ungeheuer den ganzen übrigen, unermeßlichen Kontinent auf und schluckt nicht geringe Gebiete noch in anderen Weltteilen über! Und schon heute kann ihm das eigene Land so ziemlich alles bieten, was die Erde an Boden-, Pflanzen- und Tierschätzen hervorbringt; schon heute besitzt er die mächtigste Industrie, die uns an die Wand zu pressen wünscht, weil wir unsere Produktion schützen, weil wir bitter notwendige Pfennige verdienen wollen, wo er Dollars einheimst!

Und das alles haben wir mit unserem eigenen Blute mit großziehen helfen, ohne zu erkennen, daß mit dem Abströmen unserer Volksgenossen auch unser nationales Fundament für die Zukunft hätte gesichert werden müssen. Nicht die Regierungen allein trifft hieran die Schuld,

sondern das ganze unreife, kurzsichtige, eines echten Nationalgefühls so vielfach entbehrende und meist auf häusliche Zänkereien bedachte Binnenlandvolk — unser Volk!

* * *

Auf der Station Indio bekam ich eine Probe, was der Boden bei Bewässerung hier leistet, zu Gesicht; jene untersetzten subtropischen Fächerpalmen, deren massiger Stamm einer kurzen, ausgebauchten Säule vergleichbar ist; eine ebenso urkräftige Krone bauscht sich über ihm. Man denkt, jetzt muß es wirklich grüner werden! Aber nein! Wiederum vollständige Dünenbildung zwischen zwei Felsenketten. Wir nähern uns der westlichen. Heute ist es ruhig und sonnig; man glaubt an den Sandhäufungen jedoch die Spuren der furchtbaren Stürme, die hier unlängst gewütet haben, noch zu erkennen. Malerisch, obgleich gänzlich vegetationslos, sind diese Felsen wieder. Zwischen den steilen Graten ziehen sich weiße Rinnen hinunter. Man vermeint, mit Geröll bedeckte, schmutzige Kalkaufschüttungen davor zu sehen; hier und da, zwischen flimmerndem Sand und Steinen, verdorrtes Gestrüpp. Alles braun und weiß gegen den leuchtend blauen Himmel.

Unterwegs bekomme ich eine Zeitung. Ich habe sie ja oft gesehen, diese sensationellen Überschriften, mit riesengroßen, verzerrten und schwer leserlichen Buchstaben und die von Geschmacklosigkeiten strotzenden Illustrationen. Hier wieder ein Beispiel! Der Mayor von Baltimore hat sich kurz nach der Verheiratung erschossen. Und nun die Bilder: Wie das Ehepaar zur Trauung geht; wie Mann und Frau vor dem Altar knien; wie er auf dem Gesicht liegt, den Revolver neben sich, und

dann ein großes Porträt der unglücklichen jungen Frau daneben. Welches Maß von weitverbreiteter Roheit enthüllt dies einzige Zeitungsblatt!

Ein paar Stunden vor Los Angeles wird die Gegend angenehmer. Eine ausgezeichnete Plantagenwirtschaft fällt ins Auge. Die berühmten Orangenpflanzungen, deren goldgelbe Früchte aus den in langen, zierlichen Reihen gestellten Bäumen leuchten, treten zahlreich auf. Beim Durchwandeln freilich sind diese Gärten der Hesperiden nicht so lieblich, wie die Phantasie es sich malt, da der Boden unter den rundlichen, dunkelgrünen Kronen grasleer ist. Pomona fällt mir als hübscher Ort mit trefflichen, grünüberwipfelten Anlagen auf. Viele radelnde oder im Buggy kutschierende Damen sorgen für Freudigkeit und Eleganz der Staffage. Außerhalb des Bereiches von fließendem Wasser, der artesischen Brunnen und der ständig besprengten Gärten bleibt das Gras grauer und gelber, als es bei uns in den trockensten Sommern wird; und falb und kahl stehen die Berge. Das Korn — es war am 6. Juni — schien, den Stoppelfeldern nach zu schließen, schon meist geschnitten zu sein.

Ein Agent einer Transfer-Company aus Los Angeles stieg ins Coupé, von dem man das Gepäck „schecken" lassen konnte und ein Omnibusbillett erhielt. Das sind bequeme Einrichtungen, die bei uns fehlen. Ebenso scheckt man zu festen und nicht zu hohen Preisen das Gepäck von den Hotels aus. Wenn zuverlässig gearbeitet wird, was nicht immer der Fall ist, hat man auf diese Weise wenig Gepäcksorgen. Fürs Handgepäck fehlen die Träger freilich oft an den Bahnhöfen, und dann muß man sein eigener Diener sein. Mit nicht geringem Interesse für

das Kommende konnte ich nun endlich in der bei uns noch so wenig bekannten Metropole Süd-Kaliforniens meine Wüstenfahrt beendigen.

* * *

Los Angeles ist das küstennahe, pulsierende Herz eines nicht allzu großen Tales, das im Westen vom Stillen Ozean, im Osten und Norden von hohen Gebirgen, die fast auch noch den Süden abschließen, begrenzt wird. Dies Tal ist von einem Schienennetz überzogen, dessen Fäden alle auf die beherrschende Stadt wie auf eine Spinne zulaufen.

Schon vor ein paar Jahren verkehrten in Los Angeles täglich 225 Eisenbahnzüge und ungefähr 600 elektrische Wagen! Eisenbahnangestellte wohnten 4000 (mit Familie etwa 6000 Köpfe) in der Stadt und etwa 2000 Beschäftigte der elektrischen Bahnen. Der Grund für diesen enormen Verkehr liegt zumeist in dem stets sich steigernden Fremdenbesuch aus dem Osten, der das angenehme Klima aufsucht, und dann in dem Transport der südkalifornischen Bodenprodukte.

Der Besuch von Los Angeles ist immer lohnend, am empfehlenswertesten jedoch, wenn die Wintergäste aus dem Osten noch dort sind, zumal im anbrechenden Frühling. Für den schönsten Monat gilt der Januar.

Los Angeles hat zurzeit ungefähr 160 000 Einwohner (1870 erst 5000); es macht aber, wie die meisten Städte des Westens, durch riesige Ausdehnung, — etwa zwei deutsche Meilen in der Länge und fast ebensoviel in der Breite — durch großartige Bauten und Läden sowie durch lebhaftes Verkehrstreiben einen weit bedeutenderen Eindruck. Die gewaltige Ausdehnung entspringt der

Einzelwohnung im leicht errichteten Holzbau und der großzügigen Anlage des Straßennetzes. Dieses bedingt wieder ein elektrisch betriebenes Verkehrssystem, wie man es bei uns nur in den allergrößten Städten, ja über solche Entfernungen wohl allein in Berlin und allenfalls in Hamburg findet. An dem Hauptkreuzungspunkt in der Stadt werden die Wagen von einem Signalturm aus wie die Züge auf einem Zentralbahnhof dirigiert. Die ganze Umgebung wird auf Meilen und Meilen rings-um von diesen elektrischen Wagen, die überwiegend gut besetzt sind, durchzogen. Dazu kommen aus allen Himmelsgegenden einlaufende Eisenbahnstränge, die wiederum eine Menge Verästelungen von den Hauptlinien aus besitzen. Die Stadt hat daher mehrere weit voneinander entfernte Bahnhöfe. Die über Anhöhen und in dazwischen schneidenden Tälern gewählte Lage bietet im Verein mit der subtropischen Vegetation und den Aus- und Durchsichten auf das malerische, hohe Gebirge ein prachtvolles, abwechslungsreiches Stadtbild. Die imponierenden Hauptstraßen ziehen fast ganz in der Ebene. Bereits 1903 wurden sie von über tausend Bogenlampen erhellt. Während sonst noch manches Dazwischenliegende primitives, unordentliches Werden zeigt, erheben sich hier die stolzesten Steinbauten, unter denen einige „Himmelskratzer" auf den Ehrgeiz der jungen Stadt deuten. Ein Blick von „Angelsflight", einer besonders stattlichen Erhebung in der Stadt, zu der eine Drahtseilbahn hinanführt, bietet ein ungemein reizvolles Panorama. Die hier befindliche Camera obscura zeigt amüsante Bilder des zu Füßen auf den Straßen flutenden Lebens. Der nordwestlich streichende Blick trifft auf eine zwar nicht so schöne, doch eigentümliche und fesselnde Erscheinung.

Wir glauben ein weites Fabriktal mit seiner Fülle von Schloten zu sehen; das Auffallendste darin ist ein kleiner Wald von Pumptürmen. Hier haben wir die Erklärung für die Entstehung der großen Stadt. Es sind die Petroleumwerke, die ebenfalls noch zum Weichbilde gehören. Es scheint viele Einzelbesitzer von Ölquellen zu geben, da die Pumpwerke sogar zwischen den Cottages eines Villenviertels verstreut liegen. Der Ölbedarf wurde gewaltig, nachdem sich die Ölheizung für die Lokomotiven praktischer als Kohlenheizung erwies. Auch die Dampfschiffe gingen mehr und mehr zur Ölheizung über, so daß der frühere bedeutende Kohlenimport aus Britisch-Kolumbien ganz zurückgegangen ist.

Auf einer anderen Höhe fällt uns ein architektonisch hervorragender Bau aus grauem Sandstein auf. Ein energischer Turm flankiert ihn. Es ist das Courthouse — das Gerichtsgebäude. Auf den frischen Rasenhängen vor ihm erhebt sich eine Anzahl prachtvoller Baumexemplare einer Phönixpalme.

Gleich jeder sich entwickelnden nordamerikanischen Stadt legt Los Angeles Wert auf Parks. Es besitzt deren sechzehn. Sie liegen zwar zunächst nicht alle bequem; sie zu erreichen, erfordert eine weite Fahrt, und dann sind es oft noch ziemlich unbearbeitete oder erst teilweise in Kultur genommene, zusammen über 15 Quadratkilometer umfassende Terrains. Diejenigen, deren die Stadt sich schon annehmen konnte, sind vorzüglich gepflegt. Eine Fülle prächtiger Bäume und Blumen ziert sie, überall leuchten die smaragdgrünen Grasflächen, und ein belebtes Gewässer pflegt selten zu fehlen.

Das schönste aber sind hier, wie in allen Städten des Westens, die Villenstraßen. Allerdings haben wir

meist Holzbauten vor uns. Der Holzbau gestattet dafür eine Menge von Motiven und originellen Erfindungen. Hier und da sind sie schlecht gehalten, ja verfallen, auch hat ein Unternehmer wohl ein langweilig gleichartiges Dutzend in Reih und Glied hingesetzt; dagegen finden wir wieder ganze Straßen, die an Geschmack und lieblicher Behaglichkeit unsere Villenstraßen, die besonders an Kleinheit der Grundstücke und damit an zu enger Aneinanderpressung der Gebäude leiden, weit übertreffen. Architekten können hier übrigens nicht so darauf losbauen, wie man es bei uns von Amerika glaubt. Auch hier müssen sie Staatsexamina gemacht haben und sich der städtischen Baupolizei fügen. Die liebevoll gehaltenen Bowlinggreens und Rasenterrassen um die Häuser sind, selbst hart an der Straße, ohne jegliche Einfriedigung; doch fällt es keinem Straßenjungen ein, die Bewohner zu belästigen, ja die Hunde scheinen desgleichen hier einen bemerkenswerten Grad von Zurückhaltung zu besitzen. Anderseits fielen mir auch einzig schöne Hecken aus einer kleinblättrigen, dichtgeschorenen Zypressenart auf.

Poetisch bewachsene Veranden und Giebel, Palmen und ein bunter Blumenflor entzücken uns ringsum. Herrliche Aussichten eröffnen sich immer wieder. Ein ungeniertes, freies Familienleben spielt sich auf Treppenstufen und Veranden ab, ein Verkehr über die Straße wie in einer Kleinstadt; Kinder reicher Leute, große Mädel darunter, sieht man zuweilen auf nackten Füßen in eleganten Straßen herumrennen oder radeln, wie bei uns auf dem Dorfe. Das gilt für gesund und mag es in diesem Klima auch sein.

Freilich zeigen sich diese freundlichen Bilder immer wieder nur dort, wo unablässig das Druckwerk seine

Strahlen über die Gärten schickt, also bei den Wohnungen bemittelter Besitzer. Sonst ist alles jetzt gelb und verdorrt, wie ringsum im Lande. Man kann sich aber vorstellen, wie es zur frischen Jahreszeit sein muß, wenn Korn und Mais auf den Feldern stehen, die Obstplantagen, Feigengärten und zahlreichen Orangenpflanzungen ihre Pracht und ihren Duft entfalten. Jetzt fanden sich draußen außer dem Baumgrün nur noch die marschartigen Viehweiden nach der Küste zu, die das Auge erfreuten.

Los Angeles erkühnt sich, mit der bisher unbeschränkten Fürstin am „Golden Gate", mit San Francisco rivalisieren zu wollen. Und es hat das Zeug dazu. Nur eins wird es dieser Metropole pazifischen Gebietes niemals nachmachen: den großartigen Hafen! Los Angeles liegt noch einige Meilen von der See; selbst wenn es an diese herangewachsen ist, darf es nur mit einer gewissen Begünstigung durch die Natur rechnen. Eine Küste, an der das Weltmeer unablässig donnernd brandet, als Saum seines Vorlandes besitzend, verfügt es lediglich über den Hafen des Städtchens San Pedro. Dieser ist größer und ausgebauter, als es vielfach bekannt ist, und gar nicht unbelebt. Los Angeles führt offenbar noch weitergehende Pläne mit ihm im Schilde. Allein Schiffen sehr bedeutenden Tiefganges wird er kaum je zugänglich werden. Dies gestattet erst der einzige, leider zu entfernte gute Hafen südlich von San Francisco, der Hafen von San Diego. Einstweilen hat sich Los Angeles anders geholfen. Sein eigener „Hafen" besteht aus einem 4600 Fuß langen Pier, der im Schutze eines Vorgebirges direkt in den Pacific hineingebaut ist, angeblich der längste Pier der Welt. Hier können allerdings die größten Fahr-

zeuge laden und löschen, und hierher schaffen die Petroleumzüge ihr Öl. Die Vorzüge eines wirklichen Hafens kann ein solches Hilfsmittel indessen niemals gewähren.

Nichtsdestoweniger wird Los Angeles sich immer mehr zu dem Zentralpunkt Südkaliforniens in merkantiler, industrieller und landwirtschaftlicher Richtung entfalten. Dabei wird es eine große Schulstadt werden — eine Universität hat es schon — und sommers wie winters immer neue Scharen aus dem Osten als Erholungsort anlocken, und zwar ebenso Los Angeles selbst, wie die in seinem Einflußkreise gelegenen beliebten Nachbarorte. So im Innern Riverside, Pomona und Pasadena, und an der Küste Santa Monica, Redondo, Longbeach und andere.

Das ist eben das Begnadigte an dieser Stadt, daß sie sowohl Kuraufenthalt in der Ebene, wie im Gebirge und an der See zu bieten vermag. Von einem Winter kann kaum die Rede sein. Die kühle Küstenströmung und die regelmäßige Seebrise brechen den Einfluß der brutheißen nahen Wüstendistrikte im Sommer. In der Beziehung ist allerdings etwas Idealeres an Klima selten zu finden, und dies macht den steten Fremdenzustrom aus den übrigen Staaten erklärlich. Die Seebade-Saison hört hier überhaupt nicht auf.

Die in Los Angeles befindlichen Vermögen wurden auf 800 Millionen Mark geschätzt; neunzehn größere Banken, deren gemeinsames Clearinghouse 1902/3 nahezu eine Milliarde Mark umsetzte, hatten ihr Domizil in der Stadt von noch nicht zweihunderttausend Einwohnern. Ganz Südkalifornien wird überhaupt von noch nicht 400 000 Menschen bewohnt. Die Handelskammer, deren Gründung die Stadt groß gemacht haben soll, war die

größte derartige Organisation an der pazifischen Küste. Sie hat sich am Broadway einen prächtigen Palast bauen lassen. Dieser enthält auch eine freie Ausstellung süd-kalifornischer Produkte, die für die bedeutendste ihrer Art erklärt wurde. Zitronenfrüchte, die das ganze Jahr hindurch reifen, spielen eine Hauptrolle; dann folgen Petroleum und Edelmetalle. Der Fruchtbau Südkaliforniens, der auch reichlich Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Oliven, Walnüsse, französische Pflaumen usw. zeitigt, wurde an bisher in Benutzung genommenem Kulturland auf über 460 Quadratkilometer berechnet. Unter der Stadtbevölkerung scheint das deutsche Element, obwohl ich fast kein deutsches Wort gehört habe, nicht unbeträchtlich zu sein. An deutschen Kirchen waren eine baptistische, eine lutherische und eine methodistische vorhanden. Auch eine deutsche Missionsanstalt gab es. Sonderbarerweise fehlte noch ein deutsches Konsulat, das aber inzwischen wohl geschaffen sein dürfte. Im sozialen Leben spielen die Geheimgesellschaften, d. h. Logen, nach Landessitte eine große Rolle. Die Stadt zählt deren etwa siebzig; ein paar deutsche sind mit darunter.

Die Schiffahrt von Los Angeles unterhält besonders direkte Verbindungen mit Mexiko, Kanada und Alaska. Das entfernte San Diego mit seinen ungefähr 20 000 Einwohnern entwickelt sich, wie erwähnt, wegen seiner guten Hafenverhältnisse in einer von der Natur gegebenen tiefen und trefflich geschützten Bucht, die immer mehr ausgestaltet werden; es ist befestigt und der südlichste Kriegshafen der Vereinigten Staaten. San Pedro vermittelt besonders die Einfuhr des Holzes aus den nördlichen Häfen und dessen Verteilung über die westlichen Staaten und Territorien. Dann ist es Öl- und Fischereihafen.

Wenn die kostspieligen Hafenbauten beendet sein werden, will man es zum Freihafen machen. Das nördlich von Los Angeles gelegene Seestädtchen Santa Barbara kommt ebenfalls lebhaft voran; berühmt ist sein großes Erholungs- und Touristenhotel, Potters Hotel, ebenso wie auch das Coronado-Hotel bei San Diego.

„The Hollenbeck" in Los Angeles, ein Hotel, das ich seines Namens wegen, in der Meinung, ein gemütliches deutsches Haus zu finden, gewählt hatte, erwies sich als ein geräuschvolles, typisch nordamerikanisches Hotel zweiten Ranges. Beobachtenswert war mir die nicht übermäßig feine Gesellschaft. Im Flur des Hauses saßen die Herren, zeitunglesend, plaudernd, rauchend, spuckend, in etwa vier bis sechs Reihen hintereinander in Schaukelstühlen, natürlich alle mit dem Hut auf dem Kopfe. Daneben befand sich der Ladies Receptionroom. Ein konventioneller Salon, in dem die im Hotel wohnenden Damen, von der Männerwelt strenge geschieden und in größerer Pracht der Umgebung und der Toilette, reichlich bei lebhaftem Geschwätz umhersaßen oder mit ihren Einkäufen beladen aus und ein gingen. Offenbar waren es alle Bürger-, Farmer- und Arbeiterfrauen, die bei uns weder das Geld zu solchem Toilettenluxus, noch die Zeit zu derartiger nachäffender Salonfaulenzerei besitzen. Charakteristisch und warnend sind in diesen Hotels die Maßregeln gegen Feuersgefahr. Überall sieht man die auf „Escapes" hinweisenden Inschriften, Feuermelder, Wassertonnen, Extinkteure, Beile usw. Die Belehrung über Klingelgebrauch lautet manchmal recht ungewohnt für uns, z. B. gibt es besondere Signale für Schreibmaterial und besondere für Eiswasser. Dies Eiswasser ist eine immer zur Verfügung stehende, oft sehr

angenehme Einrichtung. Ich habe nach abgelegtem europäischen Vorurteil dagegen die größten Quantitäten, ohne den geringsten Nachteil zu empfinden, getrunken. In den Restaurants, wo vielfach nett gekleidete junge Mädchen bedienen, ißt man sehr reichlich, relativ billig und gut. Mit den Fleischgerichten wird sich der deutsche Geschmack freilich selten einverstanden erklären. Nur in wenigen der allerersten Restaurants wird man auch hierin mit höherer Einsicht Bereitetes zu genießen bekommen. Wundervoll ist aber die treffliche Sahne. Das ist etwas Großartiges! Warum es in Deutschland in diesem Punkte so kümmerlich aussieht, begreift man gar nicht. Der Nordamerikaner pflegt seine gute Sahne in beträchtlichen Mengen zu vertilgen, sonderlich auch zu den vielen Beerenfrüchten, unter denen die Brombeeren als Tafelgericht eine viel größere Rolle spielen als bei uns. Erdbeeren hat Südkalifornien das ganze Jahr hindurch. Pferde und Menschen erschienen gut genährt; so kräftige Kinder, darunter auffallend viele starke Mädchen, bekommt man in Deutschland weit seltener zu Gesicht. — Als Kuriosum sei noch das sehr teuere und umständliche Rasieren erwähnt, bei dem nicht nur verschiedene wohlriechende Bespritzungen erfolgen, sondern auch feuchte, heiße Tücher einige Zeit auf den geschabten Wangen lagern müssen.

* * *

Eine etwa dreistündige Dampferfahrt brachte mich von San Pedro nach dem Badestädtchen Avalon auf der Insel Santa Catalina. Die mitfahrende Gesellschaft, meist aus Damen bestehend, wurde auf dem kleinen Dampfer in der hohen Pacific-Dünung erheblich seekrank.



Ein kalifornisches „Home“ bei Los Angeles.

Es ist eine Art Helgolandfahrt, wie Catalina auch sonst Vergleiche mit dem weit kleineren Nordseefelsen — vielleicht auch mit Bornholm — herausfordert, die nicht durchaus zu ungunsten Helgolands ausfallen. Catalina bietet viel mehr, hat höhere Berge und Waldbestände, machte zurzeit aber doch einen etwas vergilbten Eindruck, der mit den frischen Farben und steilen Randformen eines sonnenbeleuchteten Helgolands keinen Vergleich aushielt. Die Pacific-Bläue und das milde Klima weisen andrerseits freilich auf Capri-Genüsse hin.

Avalon erinnert ebenfalls sehr an unsere Badeorte. In den Läden bekommt man niedliche Sachen, zumal herrliche Muscheln. Die wenigen Damen — die Saison hatte kaum begonnen — trugen mit Vorliebe eine Art von Helgoländer Kappen. Die Hotels spielen im sozialen Leben des Nordamerikaners eine so große Rolle, daß ich auch hier wieder des hauptsächlichsten Erwähnung tun muß. Es ist das Metropole-Hotel, ein mächtiges, hölzernes, geschmackvolles Gebäude. Der einfach elegante Speisesaal, weiß in Weiß gehalten, stimmte gleich zur Behaglichkeit. Man lebt nach „american plan" nicht allzu teuer. Wie überall findet man auf jedem der blendend weiß gedeckten, vereinzelt stehenden Speisetische einen anmutigen Blumenstrauß. Die bedienenden, sauberen Mädchen tragen zum Frühstück hellblaue Kleider mit weißen Schürzen; abends erscheinen sie ganz weiß, fast wie Damen.

Avalon bietet allerlei Unterhaltungen. Da ist zunächst die tägliche Fahrt durch die Insel mit der stage-coach. Der derzeitigen Dürre halber verzichtete ich auf den Genuß. Dann sind die Fahrten im „glasbottomed boat" berühmt. Sie lohnen sich, wenn man die Schil-

derungen der nordamerikanischen Reklame auch ruhig für übertrieben halten darf. Eine kluge Idee diese Boote! Man sollte sie in einigen klaren Buchten unserer Ostseebäder nachahmen, man würde sicher damit Geschäfte machen. Es sind kleine Dampfboote, deren flacher Boden aus einer starken Glasscheibe statt aus Holz besteht; die Scheibe befindet sich in einer Art Kasten, wie der Kasten der Schwertboote, der hier natürlich länger und viel breiter ist. Ringsherum sind Bänke, auf denen die Passagiere sitzen und das Leben im Wasser durch das Glas beobachten.

Man fährt so eine Stunde und darüber an den Klippen entlang, ohne zu ermüden. Dabei kommt man dicht an Seelöwenfamilien vorüber, die der Brandung entsteigen, sich auf den braunen Felsen lagern und ein weithin schallendes Gebell ausstoßen. Möwen und eidergansartige Wasservögel beleben die höheren Klippenwände. Das grüne Wasser ist nicht so durchsichtig, wie es gerühmt wird; angeblich soll man Gegenstände auf 60 Faden Tiefe, das sind fast 120 Meter, erkennen können. Immerhin ist der Blick in die unterseeischen Felsgründe, aus denen ein dichter Wald von Wasserpflanzen emporstrebt, ungemein fesselnd. Die riesigen Blätter legen sich oft glatt an das darübergleitende Glas. In der reichen Fauna fallen zumal die vielen Goldfische auf; zwischendurch schießen prächtig blau gefärbte kleinere Fische. Ein unternehmender Mann, Kapitän Lyon, fing zwischen diesen strudelnden Felsen, die bei bewegter See an Schillers Taucherszenerie erinnern, Seelöwen lebendig; diese dürften im Schwimmen wohl unbequemer aus dem Strudel zu holen sein, als goldene Becher.

Einen noch besseren Begriff von dem Fischreichtum

Catalinas erhält man in dem höchst sehenswerten Aquarium. Dort konnte man den Schafskopffisch bewundern, einen alten Burschen mit mächtigem, schwarzem Kopf, aus dem die beweglichen, weit hervorstehenden Augen unzufrieden um sich schauen, während aus dem Maule drei blendende Zähne, die Säugetierzähnen gleichen, hervorragen. Blau- und rotäugige Fische, seltsame See-Aale, Goldfische, bedeckt von elektrisch blauleuchtenden, nachts stark phosphoreszierenden Punkten, schweben über reizend bunten Seegewächsen, die nach einer Berührung sich mimosenartig einziehen. Daneben bemerkt man wunderbare Polypen; sie nehmen nach Berührung einen chamäleonartigen Farbenwechsel vor, wobei sie zornig zu erglühen scheinen.

Der Fischfang ist demnach auf Catalina der beliebteste und eigenartigste Sport, und zwar handelt es sich besonders um den Fang von Riesenfischen mit der Angelrolle — rod and reel — also der Hohen Schule des Angelsports. So befindet sich hier auch der Sitz eines Tunaclub. Die Angling Tournament Season ist vom Mai bis zum Oktober. Die zu fangenden Fische werden in verschiedene Klassen geteilt. Da kommen der Leaping Tuna, der Black Sea Brass, der Yellowtail, der Albacore, der Sheephead und der Whitefish. In der Liste der Preisfischer des Klubs befand sich ein Herr mit dem deutschen Namen Schenck, der einen Leaping Tuna von 251 Pfund engl. und einen Sea Brass von 384 Pfund geangelt hatte. Auch die bestausgerüsteten Boote der Saison werden prämiiert. Noch riesiger war der im Sommer zuvor bei Catalina gefangene Sonnenfisch; er wog 1460 Pfund. Auch Damen beteiligen sich erfolgreich am Sport und pflegen sich dann liebreizend lächelnd neben ihrem

gefangenen Ungeheuer photographieren zu lassen. Übrigens zeigen sich bei der Überfahrt nach Catalina häufig Walfischschulen und Mengen fliegender Fische, besonders der Tuna Bait.

Das Kämp-Leben — das in Amerika so beliebte sommerliche Zeltleben (Camping) findet auf Catalina viele Freunde. Das Klima eignet sich ja hier besonders dazu. Die sogenannte canvas city von Avalon, die sich unter Eukalypten versteckt, zeigt eine solche Zeltstadt im Großen. Die blauweißgestreiften Zelte sind mit mancherlei Komfort ausgestattet. Urwüchsiger erscheinen die Einzelsiedelungen an entlegenen Buchten. Hier wohnt der Sommerfrischler ungestört; Angelrute, Segelboot und Büchse verschaffen ihm Unterhaltung. Die Damen kochen und nehmen mit Entzücken Anteil an dieser Robinsonade unter einfachsten Verhältnissen.

Die Touristen zerstreuen sich bei Ebbe in die sandigen Einschnitte zwischen den Felsen, um Mondsteine (Adular) zu suchen.

Der Segelsport schien nicht so stark betrieben zu werden, wie der Angelsport.

Auf dem Festlande an der San Pedro-Bai liegt der vielbesuchte Badeort Longbeach, gänzlich Temperenzort, sonst ein recht angenehmer Aufenthalt. Dicht am Strande befindet sich eine große Schwimm- und Badeanstalt, deren Bassin mit temperiertem Wasser gefüllt ist. Man schwimmt in diesem, läuft dann über den Strand in die Brandung und geht wieder ins Badehaus zurück.

Die Damen sind dabei sehr ungeniert, bedienen sich selten der Bademäntel, wenn sie sich unter dem Strandpublikum umherbewegen; freilich sind die vorschriftsmäßigen, nicht sehr kleidsamen Badeanzüge von undurch-

sichtiger Schwärze. Die Herren pflegen ihre Gliedmaßen noch minder zu verhüllen; auch die watenden Kinder benehmen sich ungenierter als die unserigen. Und doch muß man zugeben, daß es in manchen unserer gemeinsamen Bäder eigentlich weniger dezent hergeht.

Näher Los Angeles, auf dem Wege zur Santa Monica-Bai liegt anmutig das Soldiers Home, ein Ort, der als Heim für die Veteranen des Bürgerkrieges gegründet wurde. Während der Fahrt auf der elektrischen Bahn nach Santa Monica bemerkt man allerliebste, meist hölzerne Landhäuser, viel bebaute Felder, Orangenpflanzungen, Feigenkulturen usw. Das Strandleben hier entsprach ungefähr dem von Longbeach; die Küstenformation ist aber interessanter. Hier ist der erwähnte, gegen Nordwest durch einen Vorsprung geschützte, lange Hafenpier von Los Angeles; von ihm ging ich zu Fuß nach Santa Monica. Von dem lehmwandigen Küstenrand, der sich plateauartig ein- bis zweihundert Fuß steil über dem Sandstrand erhebt, genießt man eine großartige Aussicht über die Bai und die Küstenorte. Nahe Santa Monica beginnt ein stattliches Fliesen-Trottoir, an dem ein reizendes Landhäuschen nach dem anderen hinter Rasen und Blumen liegt. Sie alle haben, zwischen den Blättern der kurzen Fächerpalmen hindurch, jenen prachtvollen Blick. Nur der Staub und die Dürre der Jahreszeit beeinträchtigten die sonst beneidenswerte Lage etwas. Zurück fuhr ich über einen anderen Badeort, Oceanside, der mit seinen einfacheren Holzhäusern zwischen kahlen Sandhügeln mehr den Eindruck eines Dünendorfes erweckte. Die Fahrt auf offenem Wagen wurde recht kalt; ein Beweis, daß selbst in solchem geschützten Klima die Seewinde rauh anfassen können.

Einen großen Genuß verschaffte mir der Besuch des Mount Lowe, wennschon er nicht the grandest scenic trip in the world ist, wie die nordamerikanische Reklame es behauptet. Er erhebt sich ziemlich isoliert nördlich von Los Angeles bis ungefähr zu 1500 Meter. Wieder mit einer elektrischen Bahn fährt man dorthin über das ansehnliche und hübsche Pasadena im Gabriel-Tal, ein am sanften Anstieg der etwa 2000 Meter hohen Sierra Madre annähernd 300 Meter hoch gelegener Kurort. Orangenfarmen, ein großartiges Hotel und schöne Landhäuser erfreuen das Auge, während der eigentliche Ort nüchterne städtische Straßen und eine jetzt vergilbte Umgebung zeigte. Das jährliche Blumenfest am 1. Januar, das Tournament of roses von Pasadena ist in den Staaten sehr bekannt. Die elektrische Bahn steigt über Altadena zum Rubio Cañon, wo die eigentliche Felsauftürmung beginnt und wo man in einer Waldschlucht auf die Drahtseilbahn übergeht. Jetzt wird man auf steilem Geleise zu Höhen mit prachtvollen Talaussichten emporgehoben, bis zum Echo-Berg, auf dessen Plateau ein Observatorium und ein (zurzeit niedergebranntes) Hotel liegen. In kühnen Kehren windet sich die Bergbahn von hier weiter durch die Nadelholzwälder, an tiefen Schluchten entlang oder über verwegene Holzbrücken und endigt schließlich in einer Waldschlucht, noch ein gutes Stück unterhalb des Gipfels. Ganz versteckt unter Bäumen, klemmt sich hier ein niedliches Hotel an die Felswand; dahinter folgen noch ein paar Holzgebäude und ein Platz mit Hütten zum Kämpen.

Ich würde diese Bretterhäuschen nicht zum Bewohnen gewählt haben, da der Boden hier unter den Bäumen keinen Rasen, sondern nur trockenes Geröll zeigte und

es ungeachtet der Wasserlosigkeit und der Berghöhe eine Menge von Moskitos gab. Gegen diese boten die Gazefensterchen der Kämphütten nur ungenügende Sicherung. Weit angenehmer war das Hotel selbst, mit geräumiger Veranda und dahinter einer hübschen Diele nebst Kaminplatz. Dieser ist nicht zu verachten, da hier zeitweilig Schnee fällt und der Thermometer unter 0° sinkt. An guten Wegen und schönen Spaziergängen fehlt es oben nicht, auch nicht an dem üblichen Inspiration Point, den die poesievolle nordamerikanische Reklame in jedem Gebirge für notwendig zu halten scheint. Das Bild, das sich in stimmungsvoller Abenddämmerung, während der Wind durch die malerisch zerzausten Kronen der kiefernartigen Koniferen brauste, mir bot, packte mich in der Tat. Das weite, blühende Tal zu Füßen war nicht sichtbar; das einer flockig-erstarrten Brandung gleichende Wolkengeschiebe bildete darüber eine feste Decke, auf die ich hinunterschaute, und die sich weit gen Westen erstreckte, wo die Kuppen der Küstenberge inselartig und verschwommen herauswuchsen. Rückwärts Kegel auf Kegel, durch Querschluchten getrennt; hier schlug die Sierra Madre wieder ein Meer von stilisierten, einzelnen Riesenwellen. Fledermäuse zickzackten durch die dämmernde Einsamkeit über den Menschen.

Im hornblendehaltigen, schiefrigen und in rascher Verwitterung abbröckelnden Kalksteingebirge fand sich Geröll und Sand überall, doch meist kein Grashalm, kein Tröpfchen rieselndes Wasser! Dabei immer die mächtigen Bäume, buschiges Unterholz und sogar Blumen. Die Unterschichten führen also Wasser. Die Tierwelt ist zahlreich durch Nager und Vogelarten vertreten.

Das rattenartige, graubraune Groundsquirrl sah

man ringsum, den behaarten Schweif nach sich ziehend, über den kahlen Waldgrund huschen. In den Ästen schlüpften Scharen gewöhnlicher Eichhörnchen umher, niedliche graue Tierchen mit braunen Rückenstreifen. In der Nähe des Hotels sprangen sie dreist auf den Schoß und bohrten ihr spitzes Köpfchen in alle Taschen, um das oft von Touristen gebotene Futter mit einer Vertraulichkeit ohnegleichen herauszuholen. Nicht nur hier, sondern auch im öffentlichen Zentralpark des an bösartigem Gesindel wahrlich nicht armen New Yorks ist mir dieses hübsche Verhältnis zwischen Mensch und Tier aufgefallen. Die Berliner Tiergarten-Eichhörnchen sind bei weitem nicht so zutraulich; das läßt keine empfehlende Rückschlüsse auf uns zu. — Im Hotel beklagte sich die Bostoner Kellnerin gegen mich über das wenig umgängliche Wesen der Kalifornier; ein Beispiel dafür, daß man im Volk drüben ebensogut Stammesvorurteile kennt, wie bei uns.

Bei der Rückkehr vom Mount Lowe besichtigte ich noch die bekannte Straußenfarm in Pasadena. Man sieht hier hinter einem reizenden Blumengarten ein Gehege nach Art eines zoologischen Gartens, in dem die Strauße gehalten werden. Es sind vielfach vortreffliche Exemplare der besten Arten. Die zum Kaufe ausgelegten Straußenfedern-Arbeiten würden unsere Damen sehr entzücken. Billig sind sie nicht, immerhin kauft man sie hier, den Zoll eingerechnet, erheblich billiger als in Deutschland. Die hervorragendsten Zuchtvögel führen berühmte Namen. Ein prachtvoller schwarzer Nubier hieß z. B. King Edward VII., ein anderer Theodore Roosevelt und einer, der mich, ungeachtet meines patriotischen Interesses, sehr ungnädig musterte, Emperor William.

Recht befriedigt von dem Aufenthalte in Los Angeles, trat ich am 10. Juni die Weiterreise nach San Francisco an, und zwar mit einem Seitenabstecher ins Yosémitetal (sprich: Josémmiti).



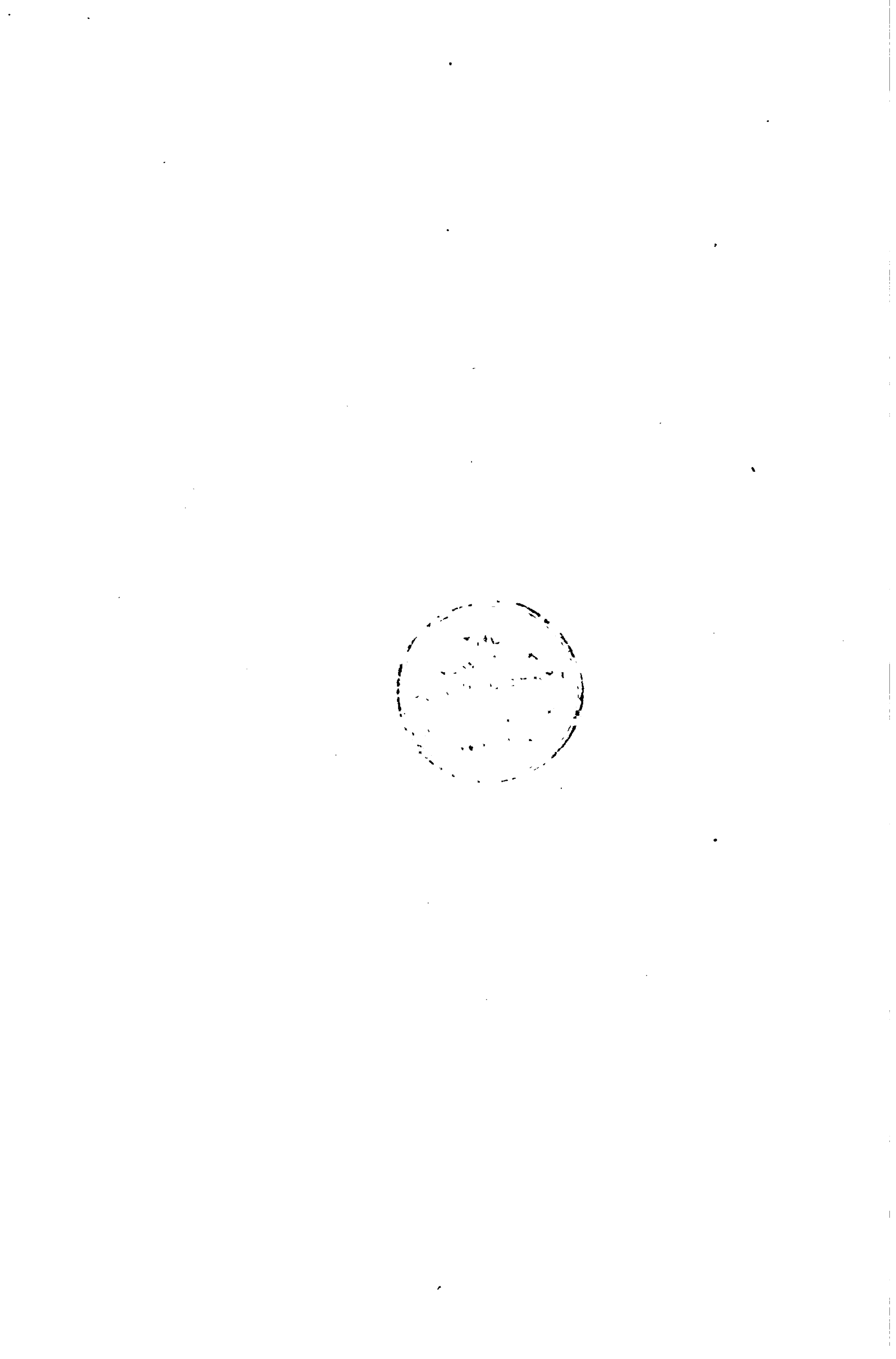
Im Yosémitetal.

Die nordamerikanische Reklame. — Enttäuschung der Fremden. — Die Yosémiteschönheit kein Bluff. — Formlosigkeiten im Verkehr. — Im Stuhlwagen von Reymond aus. — Eine Klapperschlange wird erwischt. — Staubwege und Waldlandschaften. — Rücksichtslosigkeiten. — Das Waldhotel Woywona. — Weiterfahrt ins Yosémitetal. — Das Ölen der Wege. — Das geduldige und disziplinierte Publikum. — Erster Taleindruck. — Sentinel Hotel und Kämp. — Am Kämpfeuer und Erinnerung an China. — Ein Riesenbaum und allerlei Nachdenkliches. — Streifereien auf der Merced-Talsohle. — Der Spiegelsee. — Ausflug zum Glacierpoint mit der Familie Francken. — Ein unangenehmer Führer. — Am Vernall- und Nevada-Fall. — Auf dem Glacier-Point. — Panorama der Sierra Nevada und des Yosémitetals. — Ein gefährlicher Aussichtsplatz. — Steiler, aber schöner Abstieg. — Die big trees von Mariposa. — Snowflowers. — Straßentypen. — Mit der Bahn nach Oakland und über die Bai nach San Francisco.

Heilige Reklame, wie hast du für die Reize des Yosémite Valley, des Tals des „großen Grizzly-Bären“, in das Horn gestoßen und tust es auch fürderhin! Süß wie Honigseim, süßer als jede andere Reklame, berückender, verlogener und frecher weiß die nordamerikanische zu schmeicheln. Man fühlt sich durch ihre Unbildung, ihre bodenlose Naivetät, verbunden mit ebenso bodenloser Raffiniertheit angewidert, und dennoch gibt man ihr Gehör.



Das Yosémite-Tal in Kalifornien.



Damit hat sie natürlich ihren Zweck erreicht. Wie ich schon sagte, fordert sie jedesmal die ganze „world“ in die Schranken und schlägt sie jedesmal um zahllose Yankee-Längen. Kurzum, wir mit unserm bißchen veralteten Europa sind nichts gegen das unerschöpfliche Wunderland Amerika, das will heißen: die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Herrgott müßte sich eigentlich jeden Tag selber beglückwünschen, daß es ihm gestattet ward, dieses Staatsgebilde und diese Menschen zu schaffen!

Nun kommt so mancher Fremde ins Yosémitetal, voll wie ein Schwamm gesogen von den berückendsten Vorstellungen und ist enttäuscht, ingrimmig enttäuscht. Die Berge sind ihm nicht hoch genug, die Wälder zu dünn, das Ganze zu verstaubt — er läßt kein gutes Haar mehr daran und stellt ewig die amerikanische Landschaft tief beschämende Vergleiche mit deutschen Buchenwäldern, italienischen Seen, Schweizer Gletschern usw. an, um dann verdrießlich über das schöne Geld, das er ausgeben mußte, wieder abzureisen. Nicht allen ergeht es so, doch recht vielen.

Nein, das ist auch nicht richtig! Das Yosémite Valley darf in der Tat für eine der allersehenswertesten Gegenden der Erde gelten, das der Unternehmer-Marktschreierei gar nicht bedürfte. Diese ist es, die Verstimmung erzeugt. Dann aber soll der deutsche Amerikareisende, ebensowenig wie er durch landesüblichen Bluff in den Zustand blinder Bewunderung zu geraten braucht, nicht Vorurteile in Dinge hineintragen, die mit jenem gar nichts zu tun haben. Vor allem sollte er nicht inkongruente Größen beständig miteinander vergleichen, so nahe dies der menschlichen Natur, die vom Erfahrungsboden ausgeht, auch liegt. Die Inkongruenz sollte eben zuvor er-

kannt, die Objektivität des wahrhaft Gebildeten erworben werden. Schweizer, italienische, deutsche oder kalifornische Landschaft, jedes ist ein Besonderes, das Parallelen nur unter ganz besonderen Voraussetzungen zuläßt. Man kann wohl sagen, dieser oder jener Landschaftscharakter beeinflußt mein subjektives Empfinden stärker, aber man darf sich nicht den Besitz einer absoluten Schönheitsskala anmaßen. Das subjektive Empfinden stellt eben etwas recht Wandelbares dar, weil es vom Bildungsgrad, Stimmungen der Person wie des Objekts usw. abhängt. Der Verstand hat mit dem Gemüt zusammen zu wirken, um ein reifes, den Tatbestand möglichst erschöpfendes Empfinden zu erzeugen. Im Herbst sollte man nicht trivial unbefriedigt ausrufen: wie schön muß es hier im Frühjahr sein! Wo es keine Gletscher gibt, müßte man es unterlassen, die Landschaft für unvollkommen zu erklären gegenüber Gletschergebirgen. Man bewundere jedes Stück Schöpfung für sich allein, vom Standpunkte der Gegenwart aus; man suche die Linienführung, die Maßverhältnisse zueinander zu erfassen, das Verhältnis der Beleuchtung zu den Objekten, Form und Verhältnis des Vegetativen zum Nackten. Kurz, man muß lernen, mit Maleraugen zu sehen, wenn man mit Nutzen und Erfolg auf Reisen gehen will.

Das Yosémite Valley, dessen Entstehungsweise durch glaziale oder eruptive Vorgänge noch nicht unbestritten festzustehen scheint, ist ein langes, schmales Kesseltal der Sierra Nevada, durchflossen vom Merced River, und östlich fast halbwegs zwischen Los Angeles und San Francisco gelegen. Bis zum Jahre 1851 kannte es nur der dort das geraubte Vieh verbergende Indianer. Die es einschließenden, sehr seltsam und abwechslungsreich geformten

Granitberge erheben sich schroff auf 900 bis nahezu 1500 Meter über die in etwa 1300 Meter über dem Meeresspiegel gelegene Talsohle. Diese ist durch herrliche Koniferen und Laubholz bewaldet. Der Wald steigt etwas an den Hängen, weiter in den Einschnitten empor und säumt und bändert auch hier und da die Wände. Mehrere prachtvolle Wasserfälle stürzen in Absätzen von ein paar hundert Metern an verschiedenen Punkten an den Wänden zur Tiefe; turm- oder domförmige Schroffen ragen aus grünem Kranze darüber, während, vom höheren Punkte aus gesehen, rückwärts das wildzerrissene, schneebedeckte Meer der Sierra Nevada, bis über 4000 Meter hohe Gipfel bildend, unabsehbar seine Kulissen hintereinander schiebt.

Das Talgebiet und dessen Nachbarschaft wurde, um seine Schönheiten dem ganzen großen Vaterlande und damit wirklich der Welt auf längste Zeiträume zu erhalten, vom Kongresse zu einem der Nationalparks gemacht. Kaum braucht noch gesagt zu werden, daß die Bezeichnung Park, weit über den üblichen Begriff hinaus, ganze Gebirge und Provinzen umschließen kann. Glückliches Amerika, das hierzu in der Lage war! — Näher nach Los Angeles hin befindet sich in der Sierra Nevada ein zweiter, kleinerer, der Sequoia-Nationalpark. Sequoia ist das rotholzige, teils zypressenblättrige Riesenbaumgeschlecht (Taxodineen), dem auch die Wellingtonia gigantea angehört; drüben wird es Redwoodtree genannt. Dieser bildet ebenso einen Bestandteil der Wälder des Yosémiteparks und namentlich des südlich benachbarten Bezirkes von Mariposa. Die riesigen Exemplare kommen nur noch in kleinen Gruppen vor, aber auch im Durchschnitt übertrifft der Koniferenwald den unsrigen weit

in der Höhe; zu ihm trägt im Gegensatz zu der Sequoia gigantea die Sequoia sempervirens einen wesentlichen Bestandteil bei.

Auf der östlichen Strecke der Süd-Kalifornien in zwei, ja bisweilen drei- und mehrfachen Parallellinien durchziehenden Southern Pacificbahn fuhr ich bis zur Station Berenda, und von dort mit einer Seitenbahn nach Reymond. Für bequeme Billetts, die Eisenbahn, Wagenfahrten und Hotelkosten in sich schließen, ist gesorgt. Die zahlreichen Mitreisenden für das Yosémitetal bekundeten bereits das Lieblingsziel der Touristen. Wieder machte ich die Erfahrung, wie sonderbar es sich für uns mit Nordamerikanern verkehrt, zumal mit den aus dem Osten — sagen wir etwa Boston — stammenden, wenn man sich ohne Einführung kennen lernt. Es ist englische Manier ins Formlosere gesteigert. Derselbe Mensch, der sich eben noch freundschaftlichst mit dir unterhielt, lieber Leser, ist, wenn es ihm gerade so paßt, fünf Minuten später stocksteif und behandelt dich wie Luft. Je nach Gutdünken kann er nach weiteren zehn Minuten so nett sein, wie vorher, oder auch nicht. Im ganzen darf man sich über solche Erfahrungen bei den Leuten des Westens weniger beklagen; sie scheinen im Durchschnitt überhaupt einfacher zu sein, während die verfeinerte Kultur neben Rauheiten auch manches Liebenswürdige hinwegwischte. — Vor dem Schlafengehen in der Pullmancar bemerkte ich das Gebirgigerwerden der Gegend; auf vielen Kurven und durch häufige Tunnels ging es in steiles, verwitterndes, weißes Kalkgebirge hinauf.

Am nächsten Morgen sah man in Reymond, wo wir auf eine Reihe von Stuhlwagen systematisch und kategorisch — viel kategorischer als in unserem Lande

des verschrienen Unteroffizierstons — verteilt wurden, nur hügeliges Gelände. Alle hatten sich im Reymond Hotel mit Staubmänteln versehen, die sich später auch als ganz unentbehrlich erwiesen. Es war der 10. Juni und ein recht heißer Tag. Das parkartige Land, in dem weite Weideflächen mit Baumgruppen wechselten, mochte im frischen Frühling sehr anziehend erscheinen; jetzt bedeckte auch hier nur vergilbtes Gras den grauen, rissigen und staubigen Boden; das Chlorophyll des Laubes schien erblaßt zu sein. Unterwegs wurde eine ziemlich große Klapperschlange bemerkt, die dicht neben unseren Rädern einer Viehweide zustrebte; kaum unterschied sie sich in der Farbe vom Erdreiche. Ein Herr sprang vom Wagen und betäubte sie, als sie zu entkommen trachtete, mit Steinwürfen, worauf er sie mit einer herausgerissenen Latte vollends tötete.

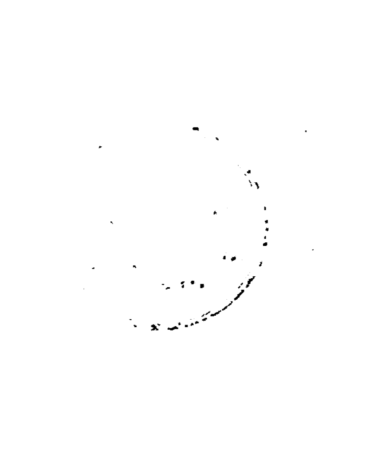
Allmählich wurde die Landschaft gebirgiger; schöne Koniferenbestände zeigten sich da und dort. Am Wegrande und auf den Weiden wuchs häufig ein weißblühender Baum, der an Faulbaum erinnerte. Bergauf, bergab rasten unsere trefflich geschulten Pferde mit uns in Staubwolken dahin; auf dem fast immer steinbeschütteten, zuweilen recht holprigen Wege wurde einem die Seele fast aus dem Leib geschüttelt. Männlein und Weiblein waren dabei, der erhaltenen Nummer gemäß, wahllos durcheinandergepreßt. Hinter der niedlichen Frühstücksstation Ahwahnee wurde die Gegend ganz prächtig; wenn nur nicht der Staub und das vergilbte Gras gewesen wären! Die Kiefern und Sequoias schossen turmartig auf; über tiefe, weite Waldtäler, auf bewaldete Gebirgsketten öffneten sich großartige Fernblicke. Dann und wann, doch nur spärlich, erfreute das Auge ein fließendes Wasser in den

Tälern. Häufig zeigten sich die Baumriesen gefällt oder erst angehauen und angebrannt, eine traurige Verwüstung! So kamen wir durch eine gewaltige Holzfällerei, die mit einem eigenen Bahnbetrieb arbeitete. Für vier Pferde erschienen unsere mit Menschen und Gepäck beladenen Stuhlwagen etwas schwer; öfter mußten jene gewechselt werden, wobei sie sich sehr naß zeigten. Die Kutscher fuhren die rauhen, gewundenen Waldwege recht geschickt hinab. An landesüblicher Rücksichtslosigkeit fehlte es dabei nicht; erwies sich der Weg gut, wurde er im Jagen zurückgelegt, einerlei ob hier sich besonders lohnende Ausblicke boten oder nicht. Die gewährte Zeit entsprach jedenfalls nur einem sehr knappen Programm. Der Nordamerikaner, dem Jagen über Genießen geht, ärgert sich weniger daran als der fremde Tourist. — Die schwarzverkohlten Holzstümpfe zwischen den Waldbäumen gewährten im hereinbrechenden Zwielichte oft die abenteuerlichsten, unheimlichsten Gestalten. Dann lichtete sich der Wald, und wir rollten auf eine weite, rings von ihm umschlossene wiesenartige Blöße hinab. Auf dieser steht inmitten von Blumenanlagen und hohen Bäumen das Kurhotel Wohwona.

Ein ganz reizender Aufenthalt, dieses Wohwona! Voll von elegantem Leben, in das wir mit fast unwürdigen, staubbedeckten Toiletten hineinplatzten. Auch die Leutnants von der nordamerikanischen Artillerie spielten hier dieselbe Löwenrolle wie auf den Reunions deutscher Bäder. Man kann Kämpen oder im Hotel wohnen, wie man will; die Mahlzeitordnung gliedert und verteuert sich hiernach. — Von Wohwona strahlen die Partien aus, von denen die ins eigentliche Yosémitetal und zu den Baumkolossen von Mariposa nie versäumt werden. Kurz kann ich mich über



„El Kapitan" im Yosémite-Tal.



die geschauten Herrlichkeiten nur fassen, so sehr der Reiz zum Schildern mich packt.

Blau lachte der Himmel über die Waldtäler, als ich auf schüttelndem Stuhlwagen in das berühmte Tal fuhr. Entgegenkommende, beladene Touristenposten, durch den Wald sprengende Unions-Kavallerie gaben dann und wann unterhaltende Staffage ab. Der Pferdewechsel bei malerischen Blockhäusern im Wald bietet gleichfalls Unterhaltendes. Man ölt die Wege mit Petroleum, damit sie weniger stauben. Das leider nur auf einigen Strecken verwendete Mittel ist vortrefflich, weit länger wirksam, als es Wassersprengung sein könnte. Damen klagten nach frischer Ölung über Spritzer an ihrer Kleidung; wohl nur ein kleineres Übel. Schade, daß das Ölen in Deutschland zu kostspielig sein würde. So etwas von Staub kommt allerdings selten bei uns vor.

Herrlich blaute der Himmel über den Riesenbäumen, als wir am andern Morgen nach mehrstündiger Fahrt den Eingang des eigentlichen Yosémitetals erreichten. Der rücksichtslose Bursche, der uns fuhr, gab aber kaum nach, wenn wir an hübschen Stellen zu halten wünschten, und hieb einmal ruhig auf die Pferde ein, als wir, mit fertiger Camera, ihn inständig baten, doch noch wenigstens ein paar Sekunden zu warten. Ich glaube, ähnliche Erfahrungen dürften bei uns kaum vorkommen. Nordamerikaner lassen sich, wie gesagt, merkwürdig viel von ihren großen und kleinen Autoritäten bieten. Selbstherrlich bis zum Exzeß, zeigen sie sich dann wieder geradezu unterwürfig und, wie man sagen muß, diszipliniert in einem bei uns ungewöhnlichen Maße.

Vom bekannten Inspirationpoint, an einer Wegbiegung, sah man in den großartigen, walderfüllten Kessel

hinein, der umgeben ist von hohen, weißgrauen Felsen, die wie durchgesägt erscheinen; in silberglänzenden Bändern stürzen über die Plateauwände da und dort die Wasserfälle an den Steilwänden. Die Natur hat hier gleich einem phantasievollen Maler geschaltet, der alles mögliche Schöne zu einem paradiesischen Gesamtbilde auf kleinem Fleck zu vereinigen suchte, und hat dabei die ergreifende Harmonie wirklich erzielt, die bei dem nachbildenden Menschenhirn über ein Stammeln nicht hinauskommt. Man kann sich die imponierende Schönheit der meist in zwei Absätzen sich ergießenden Fälle schwer vorstellen. Mehr noch als die riesenhaft bizarren Granitzacken und -Nadeln der drei Gebrüder, der Kathedraltürme und anderer Gebilde machte mir die glatte Kraft des glazial oder durch Abwaschungen rundlich geschliffenen, über 1000 Meter abstürzenden El Kapitan nachhaltigen Eindruck. Lebhaft erinnert man sich bei der Betrachtung an den blanken, urkräftigen Rückenabfall eines jungen Stieres. Nahe unter dem regenbogenfarben und silberwolkig stäubenden Bridal Veil-(Brautschleier-) Fall hielten wir ein wenig.

Statt im Sentinel Hotel, dem aus hübschen, hölzernen Gebäuden, inmitten von Anlagen, bestehenden Badeetablissement — dies ist wohl der richtigste Ausdruck — zu wohnen, zog ich den Aufenthalt abseits, unterhalb des Yosémitefalles, im Kämp vor. Natürlich spielte sich das Haupttreiben mit dem amüsanten Touristenverkehr, dem Flirt der jüngeren, eleganteren Welt, den „Studios" der Maler und Photographen, dem über den Mercedfluß hinausgebauten Bet- und, wie ich glaube, auch Tanzsaal in jenem Komplex ab. Allein, das billigere Kämp bot bei erträglicher Nahrung stillere und auf die Dauer größere

Reize. Zwischen Felsbrocken und unter Eichen und Koniferen hauste man in einem hölzernen Budendörfchen höchst anspruchslos und ungeniert. Durch die Moskitogaze der Fensterchen sah man abends überall den Lampenschein. Die Moskitos haben mich sehr geplagt, desgleichen tags die zwischen den Holzwänden brütende Hitze, während es nachts recht empfindlich kalt ward. Aber Abende habe ich verlebt, deren stimmungsvolle Poesie ich nicht in der Erinnerung missen möchte. Verständige Menschen, zumal gebildete Deutsche, fehlten mir Fremdling; meist sog ich, allein sitzend, nachdenklich an meiner glimmenden Zigarre. Sonst saßen wir Kämper im Kranze um das prasselnde funkensprühende, rauchende Feuer aus mächtigen Holzklötzen, das den weiten Platz mit seinen aus dem Rasen oder Sandflächen sich erhebenden einzelnen Bäumen und den fernen Stößen aufgeschichteten Holzes malerisch und wechselnd beleuchtete. Ich dachte an einen Abend zurück, an dem ich mit Prinz Heinrich von Preußen im Kreise von Landsleuten so um das lohende Feuer in einem kahlen Gehöfte der Chinesenstadt Kiautschou saß, ein Genuß, der mir damals nur etwas durch beständiges Explodieren der zur Unterhaltung in die Flammen geschleuderten Feuerwerkskörper beeinträchtigt ward. Hier fehlte mir ein so freundlicher Anschluß; die innere Stimmung war dafür feierlicher. Versunken war ich stundenlang im Anblick der vor uns vom Rauche umwirbelten, in ungeheurer Riesenhaftigkeit sich auftürmenden Sequoia. Dieser starr modellierte, lebende Turm schien sich ganz unermeßlich, bis zur schwindelnden Spitze in den dunkeln, gestirnten Himmel zu verlieren. Eine packende Wirkung, die kein Tageslicht ihm zu geben vermochte! In beträchtlicher Höhe des mächtigen, braunrötlichen Stammes erst traf das

emporspähende Auge die unteren kurz hängenden Äste. Das geschlossene, starre Laub stieg, in knappen, dichten Wellen übereinanderquellend, pyramidenartig empor. Tiefe Schatten lagen dazwischen, während das beleuchtete Baumgrün sich gegen die noch riesenhaftere Silhouette der dahinter jäh und dunkel ragenden Wand des Eagel Peaks abhob. Leicht spielte im sanften Zuge der Nachtluft das nahe Laub der Ahornkronen; das feierlich dumpfe Brausen des mächtigen, in einiger Entfernung von jener Wand stürzenden Yosémitefalles gab dabei einen ununterbrochenen Grundakkord, der tief ergreifend an die Seele rührte. Es überwältigte, daran zu denken, wie derselbe Nachthimmel sich vielleicht schon tausend Jahre über diesen Pflanzenriesen ausgespannnt hatte, Tausende von Jahren vielleicht schon jener Silberfall seine Wassermassen fast tausend Fuß hinab an derselben Felswand hatte rauschen lassén. Und was bedeuteten diese dumpfen Zeitvorstellungen gegen die ewigen Sterne selber! Und da sitzt nun so ein armseliger ephemerer Kämper und fühlt sich als Weltmittelpunkt! Und ist nicht doch etwas unerklärbar Großartiges daran, daß sein winziges Gehirn auch nur ahnungsweise diese Räume und Zeiten umspannen, seinem Denkvermögen unterwerfen und ethische Forderungen und Urteile daran knüpfen darf, für die er selber Urheber, Gerichtshof und Verurteilter ist? Ist das nun ein erschütterndes Unglück im Vergleich zu der ungetrübten Ruhe der tiefer organisierten Geschöpfe, oder ist es eine Begnadigung zu höchstem Glück? Es mag beides sein; daher die eigene Mischung von Trauer und gehobenem Genießen in solchen stillen Minuten des innigeren Verkehrs mit der Überwucht der Natur.

Auch die Streifereien auf der Talsohle des Merced-

flusses gewährten viel Freude. Gewaltige Baumstämme bildeten im Busch des Überflutungsgebietes urwüchsige Brücken; blumenreiche Wiesen lagen zwischen den Wäldern, in denen man hier und da wohl eine Art Zirkuswagen mit Lagerhütten und Lagerfeuern mitten im Dickicht des Flußufers traf: Kämper, die die Sommerzeit nach Zigeunerart verbringen.

Ich kletterte die nassen Klippen unterhalb des sprühenden, tobenden Yosémitefalles hinan, der, in schäumenden Wirbeln an mir vorbeirasend, im felsigen Bette sich in den Merced ergoß. Und dieser gewährte dann oberhalb, stark, glatt und durchsichtig grün strömend, während über die stillen Gruppen edelgeformter, hoher Koniferen an seinem Ufersaum sich die gespaltene, nackte Kuppel des Halbdomes ins Blau hob, ein ganz gegensätzliches, doch ebenso reizvolles Bild.

Geringeren Eindruck erweckte mir der berühmte Mirror Lake, der Spiegelsee, den der sich mit dem Mercedfluß vereinigende Tenaya Creek bildet, und in welchem die bewaldeten Hänge der oberen Talkolosse ihr Widerbild zeigen. Er ist sehr hübsch, doch im Vergleiche zu sonstigen Darbietungen dieser grandiosen Natur nicht bedeutend genug, um dem Maß der ihm gespendeten Lobpreisungen zu entsprechen.

Um so unvergeßlichere Erinnerungsbilder nahm ich von dem Ritte mit, der mich zum Glacier Point hinaufführte. Ich fand hier Anschluß an eine Düsseldorfer Familie Francken, Verwandte eines bekannten deutschen Zentrumführers, feingebildete, liebenswürdige Menschen. Eine jungverheiratete Dame befand sich dabei, deren herzenswarme Begeisterung, mit der sie von ihrer Klostererziehung

sprach, mir im Gedächtnis blieb. Offenbar kann solche auch ihre guten Seiten haben und darf wohl nicht so in Bausch und Bogen als geistig erstickend betrachtet werden, wie man dies vom protestantischen Standpunkte aus in der Regel zu tun pflegt.

Hier machte ich wieder die Erfahrung mit nordamerikanischer Tyrannisierung durch kleine Gewalthaber. Vom Quersitz ermüdet, ritt ich, wie ich es aus Zentralamerika gewohnt, bisweilen während geringerer Steigungen nach Damenart, was das starke Pferd nicht im mindesten angreifen konnte. Der Führer aber ärgerte sich darüber und verbot mir kategorisch solchen Sitz.

Der Aufstieg im Tal des Mercedflusses bezauberte durch wilde Schönheit der Landschaft. Zwischen starken Koniferen braust der Fluß, über Felsblöcke schäumend, talwärts; jäh türmen sich die weißen Bergabstürze dahinter empor. Die Eindrücke steigerten sich, zumal als wir den Süd- oder Halbdom, der annähernd 3000 Meter Meereshöhe hat, gleich einem Riesenkonus vor uns aufragen sahen. Wir überschritten den prächtigen Vernallfall und etwa 300 Meter höher den wundervollen Nevadafall. Wie jauchzend im vollsten Entzücken zum Abgrund stürzende Wassergeister, so tanzten und sprangen die Kaskaden pfeilschnell vorbei oder schnellten sich übermütig in dichtem Wirbel elastisch hoch auf. Es flirrte vor den Augen, es dröhnte und klirrte förmlich in die Ohren, dies blendende silberglitzernde, diamantenspritzende Genießen wildester Bewegung! — Darüber hinaus streifte der Blick über jähes Tal ins Weite.

Dann gab es einen langen, teils sandigen Ritt, der die Illilouettefälle kreuzte, stets unter grandiosen Tief-,

Aus- und Fernblicken, auch hinauf zu dem höheren Ziel vor uns, dem Wirtshaus auf dem ragenden Vorsprung des Glacier Point. Das bot nun einen ideal gelegenen Aufenthalt: Ein Plateau auf dem Felsenhorn, mit grünenden Senkungen, gleich ringsum Koniferenwald; am Rand das von Holzgalerien umgebene einfache Haus, und davor ein Kämp von Holzhäuschen, weidende Pferde unter den Bäumen. Von den rückwärtigen Holzgalerien, auf die die Zimmer sich öffneten, genoß man die großartigste Rundsicht über die langziehenden Schneeketten der Sierra Nevada, aus welcher in der Ferne als kleinste Spitze der höchste Punkt, der 4000 Meter messende Mount Lyell, herauslugte. In der Mitte gähnt der gewaltige Talgrund, mit Nevada- und Vernalfall, davor reckt sich der stattliche Mount Broderick und dahinter der unvergleichlich stolze Halbdom, dessen nach dem Yosémitetal zu sich zeigende Kuppelhalbierung jetzt greifbar hervortritt und nicht mehr den Eindruck eines vollkommenen Konus erweckt. Ihm gegenüber ragt der ein wenig niedrigere North Dome. Zwischen diesen beiden Domen zweigt sich das Tal des Tenaya Creek ab; dann, zwischen Süddom und dem 3000 Meter hohen Mount Starrking, das Mercedtal, während ein drittes, der South Cañon, wie sein Name besagt, südlich streicht. Von dem basteiartigen Glacier Point überblickt man den ganzen herrlich grünenden Grund mit seinen pappelartig spitzen Koniferen und den sich hindurchschlängelnden, blinkenden Verästelungen des Mercedflusses. Dem Norddom ins Angesicht schauend, schimmern drüben im Westen: Eagle Tower, Eagle Point und El Kapitan. Ich hob schon den kernigen Charakter des abgeschliffenen, weißgrauen Granits hervor, der den edelsten Gegensatz in der Tönung zu dem auf den Hochflächen

etwas dünn versprengten, aber an den Hangeinschnitten dicht emporstrebenden Grün bildet. Gegenüber braust auch der Yosémitefall zur Tiefe.

Glacier Point ist weltberühmt durch seine über den Abgrund wie eine flach ausgestreckte Hand vorspringende Felsbrücke. Von diesem wahrhaft schwindelerweckend in die freie Luft hinausragenden, schmalen Felsstück schaut man etwa tausend Meter tief direkt unter sich. Manche Leute haben sich schon frei hinausgestellt, ja eine Tänzerin hat hier sogar getanzt — echt nordamerikanisch! — Ich hatte — überdies durch den Ritt noch abgespannt — momentan nicht die Nervenkraft, aufrecht hinauszutreten, sondern begnügte mich damit, in sitzender Stellung draußen Platz zu nehmen. Schwerlich wird sich Waghalsigkeit auch mit dem ruhigen Genuß dieses einzigen Landschaftsbildes vereinigen lassen.

Nachmittags ritten wir in steilen, stäubenden Serpentinen, zuweilen hart am Rande mächtiger, aber doch wohl nur für zum Schwindel geneigte Leute unangenehm wirkender Abstürze, auf der andern Seite hinab. Die Talausblicke bezauberten dabei stets von neuem durch ihre Größe und die seltsam ideale Formenschönheit, zumal beim Auftauchen der Kathedralfelsen. Tiroler Täler kamen dabei ins Gedächtnis; nur trat hier noch ein malerisch phantastischeres Element hinzu, das an die Gebirgshintergründe auf Bildern alter Meister erinnerte. Dieser Abstieg erfolgte gerade unter dem Sentinel-Dome, der dem in den Nacken gelegten Kopf immer eine imponierend majestätische Aufschau gewährte. Die eigenartigen Steingebilde, die ausgesprengten Flächen, das üppige Talgrün, unterbrochen von Felsenmeeren, gegen die das bekannte Felsenmeer im hessischen Oden-

wald ein kleiner Bruchteil wäre, beschäftigten das Auge bis fast hinab zum Sentinel Hotel.

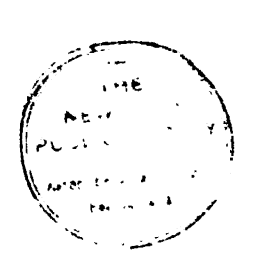
Mit der Familie Francken besuchte ich noch die „big trees“ in Mariposa, wobei wir die bekannten Sequoia-Exemplare sahen, durch deren Stamm man vierspännig hindurchfährt, und die gestürzte Gigantenbrücke, auf der eine Kavallerieabteilung bis an das haushoch über den Boden ragende Wurzelwerk hinausreiten kann. Manche Baumgiganten stehen noch, obwohl sie abgestorben sind; manche aber grünen als bewundernswerteste lebendige Denkmäler aus einer längst vergangenen Zeit in unverwüstlich vegetativer Kraft weiter. Die meisten auch von diesen sind von Indianern einst angebrannt worden und wurden so bereits mit angekohltem Stamm gefunden. Man braucht sich also bei diesem Anblick nicht über den vermeintlichen Barbarismus des heutigen Geschlechts zu ärgern. Der höchste noch stehende Riese soll 318 Fuß messen. Im ganzen imponiert die Höhe weniger, da man die Schätzung verliert, weil die umgebenden, dünneren Bäume oft nicht so sehr viel minderes Längenmaß haben. Dagegen pflegt der bis zu mächtiger Höhe astlos aufragende, säulenartige Stamm durch seinen Umfang den Eindruck ganz ungeheurer Wuchtigkeit zu machen. Beleuchtungseffekte, wie der geschilderte am Yosémite-Lagerfeuer, können freilich auch den Höheneindruck ins märchenhafte steigern. Sowohl die Sequoias mit ihrem modellierten Laub, dem braunen, wie künstlerisch geriffelten Stamm sind Giganten, als auch Kiefernarten, mit der an Schlangenhaut oder Schildkrötenpanzer gemahnenden grauen und glatten Borke, die sozusagen handwerkerliche Nüchternheit in der Bildung zeigt. Kahl und knorrig häufig starren die Astkronen. Bei einer Umspannstation

an einem mitten unter Riesenbäumen liegenden Blockhause, dessen Fugen mit frischem Moos verstopft waren, standen einige Gruppen und Doppelbäume von hervorragender Schönheit. Man legte den Kopf zum Bewundern hintenüber, bis das Genick schmerzte. Das leuchtend grüne Moos bedeckt oft auch die Stämme und die kurz hängenden Äste. Zu Füßen der Bäume sproßte da und dort die hyazinthrote und auch hyazinthartig geformte, fleischige Snowflower. Um ihre Ausrottung zu verhüten, ist das Abpflücken mit fünf Dollars Buße für jede Pflanze oder bei Gefängnisstrafe untersagt. Ich hatte die angeschlagenen Verbote nicht gesehen, sprang vom Wagen, und ehe ich den aufhaltenden Ruf des Kutschers verstand, hatte ich schon einige der mich lockenden und mir fremden Blumen abgebrochen. Wegwerfen mochte ich sie nun auch nicht und hielt sie mit äußerst unruhigem Gewissen versteckt, wenn uns eine der die Aufsicht im Reservat ausübenden Neger-Kavalleriepatrouillen begegnete. Diese schwarzen Burschen auf ihren nervösen Pferden sahen recht malerisch aus, desgleichen die menschenüberfüllten, staubbedeckten Stage Coaches, die Zigeunerwagen von Kämpern, die Öl- und Fouragewagen. Letztere waren zuweilen Doppelwagen, gezogen von zehn Pferden, die mittels einer einzigen Leine von dem geschickten Lenker regiert wurden. In den Dorfhäusern bemerkte ich zuweilen erheblichen Schmutz; wobei ein elend schmieriger Teppich in den Wohnräumen selten fehlte.

Auf der Weiterfahrt von Reymond nach San Francisco blieben wir in der Nacht bis etwa 3 Uhr morgens auf einer Station stecken. Sie lag in ungeheurer Ebene, die ganz mit Getreide bestellt sein soll. Jetzt bemerkte ich nur Sand. Bei Tageslicht gewahrte ich dann viele be-



Unter den „big trees“ von Mariposa in Kalifornien.



reits abgeerntete Felder. Es wurde kalt und regnerisch, seit Mexiko sah ich die ersten Regenwolken!

Der erste Anblick der grauen Bai mit den halb- vom Regennebel verhüllten Bergen und Häusern wirkte daher nicht überwältigend. Auf imponierender Salon- fähre, die mir in jeder Beziehung die früher in New York geschauten noch zu übertreffen schien, kreuzten wir sodann die großartige Baifläche von Oakland nach San Francisco und landeten in einer mächtigen Ankunftshalle. Die zu- nächst beobachteten Straßenbilder zeigten indessen sofort, daß man wohl eine sehr große Stadt, doch keinen solchen Weltzentralpunkt, wie jener am Atlantic ihn darstellt, betreten hätte.





In San Francisco. – Über Portland zum Puget Sound.

San Francisco vor dem Erdbeben. — Steile Straßen. — Großartige Blicke. — Häuserspekulationen. — Dienstbotenmangel und Arbeiterdamen. — Die beargwöhnte Kommunalverwaltung. — Unsicherheitsverhältnisse. — Parks, Bäder und Klima. — Etwas über das Deutschtum. — Lage der Konsulate. — Nordamerikanische Vereinsmeierei und Eitelkeit. — Auch das Land „blufft". — Besorgnisse wegen des Panamá-Kanals. — Rivalität von Los Angeles und Seattle. — Meine Privatwohnung und ihre Mieter. — Der Bohemian-Klub. — Nordamerikanischer Patriotismus. — Denkmäler. — In der Militär-Reservation. — Auf verbotenen Wegen. — Mount Tamalpais und Monterey. — Entschluß zur Alaska-Fahrt. — Reise nach Portland. — Der Sacramento-Fluß, Shasta Springs und Mount Shasta. — Oregon-Szenerien. — Hold up! — Sittlichkeitszustände. — In Portland. — Beschämendes im deutschen Städtebau. — Wassermesser und Gartenkunst. — Organisierte Hotel-Angestellte. — Anbruch des 4. Juli. — Ein gutes Herz. — Der 4. Juli in Tacoma. — Mein fehlender Koffer und grobe Beamte. — Ankunft in Seattle und im Washington Hotel. — Wiedererlangung meines Gepäcks.

Nachfolgende Beobachtungen sind vor dem letzten großen Erdbeben gemacht. Allein, abgesehen von stärkerer Anwendung des bewährten Bausystems in Stahl mit Stein- oder Zementfüllung und dem Verschwinden vieler

Holzhäuser auf Steinfundament, wird das neue San Francisco dem alten ziemlich gleichen und die „inneren Züge" werden sich erst recht nicht verändern; daher mag diese Schilderung hier ihren Platz behalten.

San Francisco ist wohl hunderttausendmal beschrieben worden, meist in glühenden Farben. Ich will hier nicht in das zweite Hunderttausend hineingehen; ich bin auch mehr für die wirklichen, als für die brillanten Farben; ich will nur kurz einiges mitteilen, was ich in mehrwöchigem Aufenthalt zu Anfang und Ende des Sommers beobachten konnte.

Ich habe in kurzen Zügen die Städte Guatemala, Mexiko und Los Angeles vorgeführt. San Francisco hat — von dem spanischen Namen abgesehen, nur mit Los Angeles Gemeinsames: den nordamerikanischen Stempel, und vor allem, daß es ebenfalls zur Kategorie der Holzstädte gehört. Holzstädte imponieren, und zwar durch große Ausdehnung, durch Unerschrockenheit vor dem schwierigsten Terrain und anmutige Villenteile. Die Kehrseite besteht in Unseßhaftigkeit, störender Verwahrlosung, Scheinwerk und Feuersgefahr. Trotzdem San Francisco, ohne Rücksicht auf Wiederholung von Erdbeben, in Umwandlung zur Steinstadt begriffen ist und einige ganz kolossale Steinbauten besitzt, kann man es noch heute, und vermutlich noch auf längere Zeit, weitaus überwiegend als Holzstadt ansehen. Der Hauptverkehrsteil mit der leitenden Market-Street liegt zwar nur innerhalb geringer Niveauunterschiede, fast alles andere aber sattelt über zahlreiche, stark fallende Felsenrücken, die sehr teuere Fundamentierungs- und Terrassen-Anlagen für Steinhäuser erfordern.

Ich stelle mich z. B. auf die Kreuzung zwischen

Kalifornia Street, die mit Market Street parallel, aber über einen Berg läuft. Nun schaue ich, an halber, kamelhöckerförmiger Höhe stehend, Kalifornia Street hinauf und hinunter, und gleichzeitig zu der einen Seite die Powell Street hinab, eine der Verbindungen jener Parallelen, und auf der anderen Seite den weiter zur Chinatown führenden Teil der Powell Street hinunter. Ich blicke also auf drei Seiten sozusagen ins Tal. In jeder dieser drei Richtungen würde ich zu einem Punkt des Hafens gelangen können, der hier im fernen Bogen das Stadtgelände umzieht, während ich in der vierten Richtung aufwärts nach weitem Marsch über Berg und Tal wiederum ans Wasser, aber an den offenen, an Felsen brandenden Pacific käme.

Die Straßen laufen aber nicht etwa in ununterbrochener Schrägung abwärts, sondern in Absätzen, da die Bergseiten gewissermaßen Wellen schlagen, und die tieferen Straßenzüge schneiden wieder terrassenförmig diese Absätze.

Die Straßen, in die ich hinunterschaue, sind breit, asphaltiert oder gut gepflastert, mit stattlichen Trottoirplatten versehen. Aber das schwere Fuhrwerk, das hinauf will, muß im Zickzack fahren, und der Fußgänger kann schon im trockenen Wetter beim Abwärtsgehen ausgleiten; bei Regenwetter befindet er sich in steter, ernster Rutschungsgefahr. Ein wahrer Segen für San Francisco, daß es kein Glatteis kennt! Ich bin schon bei Trockenheit aus Vorsicht an einzelnen Stellen im Zickzack über die Platten spaziert. Freilich gehen wegen der vielen, auf weite Strecken billigen Cable Cars sehr wenige Leute, weshalb diese breiten Nichtgeschäftsstraßen leer erscheinen. In kurzer Folge brummen von allen Seiten die auf-

und abgleitenden Kabelwagen an mir vorüber; ununterbrochen tönt das Schwingen der unterirdischen Seile. Ich stehe neben der Wärterbude, von der aus den Wagenführern das Signal zur Wegkreuzung gegeben wird. Die Wagen fahren rasch; das Vorder- und Hinterende kippt über die gerundeten Straßenränder förmlich hinüber, eine Weile in der Luft stehend. Das sieht ganz amüsant aus. Im Wagen muß man sich auch gegen das Rutschen sichern.

Die Häuser an diesen Straßen sind fast durchweg aufgetreppte Holzhäuser, eins erheblich höher an dem anderen liegend. Sie sehen in Anstrich und Verzierungen etwas einförmig und, obwohl teilweise ziemlich wertlos, ganz anständig aus. Bäume und Gärten fangen hier erst an, freundliche und elegante Bilder zu schaffen, zumal wenn ich von meinem Standpunkt aus nach oben schaue. Da habe ich gleich einen gigantischen, mit weißem Haustein und Marmor bekleideten Neubau vor mir, ein Land und Meer beherrschendes Hotel. Zwar liegt es vom Verkehr ab, doch durch die großartigen Fernsichten soll es seine Gäste — und wie viele! — heranzwingen. In welcher weit größeren Stadt Europas würde man ein ähnliches Experiment wagen? Dann sehe ich gegenüber eine stattliche — leichtsinnigerweise vielleicht, aus Holz erbaute Gemäldegalerie, und wenn ich ein paar Schritte hinaufsteige, öffnet sich dieselbe Kalifornia-Straße, die unten am Hafen ein scheusäliges, schmutziges Ende besitzt, vor mir als stolze Villenstraße mit vornehmen Bauten und Gärten, Blumen und einzelnen im Freien wachsenden Palmen. Einige der palastartigen Häuser sind aus Stein, die meisten aus Holz, was manchmal erst bei näherer Musterung festzustellen ist. Weiterhin verliert die Riesenstraße dann wieder ihren exklusiven Charakter.

Hier überall wütete später das Feuer, und die Befürchtung wegen des Leichtsinns fand damit grausame Bestätigung.

Über die Straßenneigungen fort genießt man fast überall reizende Blicke nach dem abwechselnd gestalteten Stadtbilde mit seinen häuserbedeckten Höhen und Senkungen sowie nach einzelnen Wäldchen und jenseit der Bai liegenden Bergzügen oder auf Masten an den Kais. In der Regel liegt darüber freilich ein die Nähe oft verschönernder, die Fernen aber verhüllender Dunstschleier, aus dem auch die Türme und Turmgebäude nur in schwachen Umrissen aufsteigen.

Ich habe hier einen beliebigen Punkt herausgegriffen, wie es deren viele gibt. Von Türmen, z. B. von dem Spreckels-Turm, einem bekannten Himmelskratzer, erfreut man sich umfassenderer Blicke auf das gerade hier radial auslaufende, belebte Straßennetz, auf einige Nachbarriesen, über gekrönte Hügel, über die Bai mit Schiffen, Dampffähren, Rauchwolken und Inseln, und über die bräunlichen Berge des Festlandes, jenseit der die Bai fast zum Binnensee machenden Landzunge, an deren innerer Spitze sich die große Stadt gelagert hat. Ich bin zweifelhaft, welchem Stadtbilde, von der Vogelperspektive aus betrachtet, ich den höheren Reiz zuschreiben soll, dem von New York oder dem von San Francisco. Großartig sind beide.

Wenn man die Kalifornia-Straße wieder hinabschaut, so gewahrt man an den schmalen Haustüren oberhalb der Holztreppen eine Fülle von Zetteln. Häuser sind zu verkaufen oder zu vermieten. Wohnungen und Stuben, möblierte Zimmer, mit und ohne Kochgelegenheit, werden in überraschender Fülle angeboten. Das beweist uns

erstens, daß wir in einem besseren Boardingviertel sind, zweitens gewährt es einen sozialen Einblick. Man schließt auf Unseßhaftigkeit sowie auf faule Vermögensverhältnisse der Stände, die wir als die mittleren bezeichnen. Und dem ist so! Man weiß nicht, ob der heutige Haus- und Möbeleigentümer oder Vermieter morgen noch derselbe sein wird. Alles ist Spekulationsobjekt hier. Grundstücke und Wohnungen sind dies nicht zum wenigsten. Der Prozeßführung, dem Betrug ist das Tor weit geöffnet. Rücksichten gibt es nicht: das Recht des Reicheren und Schlaueren herrscht. Wenige Städte haben, wie mir gesagt ward, selbst für nordamerikanische Verhältnisse mehr Winkeladvokaten (die nicht einmal im Winkel arbeiten) als San Francisco. — Ferner wird uns ein Licht über die Lebensführung aufgesteckt. Verhältnismäßig wenige Familien besitzen ein eigenes Heim, noch wenigere ein dauerndes. Mehr und mehr ziehen sie in Hotels, in Boardinghäuser, in möblierte Wohnungen, und da die Zimmer teuer sind, in eine so beschränkte Zahl wie möglich. Selbst viele Arbeiter wohnen so, wie ja die Stände, wie man genugsam weiß, hier überhaupt mehr ineinander übergehen. Nur der Reiche schließt sich durch größeren Luxus ab, wie überall in der Welt.

Diese Überlieferung der Familie in die Hände von Landhaifischen, mit allen ihren wirtschaftlich und sittlich zerstörenden Folgen, gründet sich zum Teil auf den Dienstbotenmangel. Eine immer geringere Anzahl von Menschen will dienen, die geringste gern arbeiten. Die „Labour Unions", die organisierten Gewerkvereine, deren Existenzberechtigung gegenüber einem egoistischen Arbeitgebertum in den Staaten an und für sich wohl weniger als irgend wo anders anzuzweifeln ist, und die auch hier

alles beeinflussen, sollten leider hauptsächlich Vereine zur Beförderung von Faulheit und Pflichtvergessenheit genannt werden. Sie bekämpfen die Chinesen, allein ganz Westamerika würde durch ihre Schuld ohne die Chinesen gar nicht mehr fertig. Allerdings beginnen die Chinesen schon von ihnen zu lernen, und das kann später einmal hübsch werden. — Während meiner Anwesenheit in San Francisco streikten die Fuhrleute auch bei Begräbnissen. In den für die Leidtragenden peinlichsten Momenten ließen sie den Sarg im Stiche und erklärten selbst auf Anflehen unter Tränen, doch menschlich zu sein, daß ihnen solche Gefühle vollkommen gleichgültig wären.

Zu dem Dienstbotenmangel gesellt sich die Untüchtigkeit der Frauen, die wiederum den Rest des Häuslichkeitssinns der Männer vernichtet. Sehr viele Frauen, denen solche Verpflichtung obläge, können, wie man mir glaubwürdig versichert, überhaupt nicht kochen, und die meisten, die es zu können glauben, kochen schlecht. Der Mann verliert also nicht viel, wenn er im Boardinghouse usw. speist. Die hohen Löhne, das vorzügliche, für die Einheimischen nicht zu teuere Lebensmittel-Rohmaterial werden um ihre Wirkung gebracht. Hierdurch korrigiert sich die häufig als unleugbar hingestellte Wahrheit, daß in den Vereinigten Staaten der Reiche zwar teuer, der Arme aber billig lebe, ein wenig. Die übrige Korrektur liegt in den hohen indirekten Abgaben die nicht alle, doch sehr viele Bedürfnisse verteuern.

Wenn man dies Flanieren aufgedonnerter Damen in den Ladenstraßen schon am Vormittage sieht, erstaunt man nicht mehr darüber, daß sie daheim für Mann und Kinder nichts zu tun finden. Schminke und Puder spielen eine große Rolle. Auch das sind Arbeiterfrauen, so gut

wie die von Clerks und Bankiers. Man braucht nur die Hutgebäude zu betrachten, um zu wissen, wo das Geld der Männer und die Moral der Weiber bleibt. Die Fülle von separierten Kabinetten in den Restaurants sagt das Übrige. Die Weiber sehen wie Damen aus, die Männer wie Arbeiter, ja selbst die Höher- und Bessergestellten tragen häufig diesen Proletarierzug in Kleidung, Zügen und Haltung. Die Frau gewöhnt sich im Nichtstun äußeren Schliff an, einen Herrscherzug; der Mann liebt das Hemd ohne Kragen, die geschmacklose Krawatte. Was ihm die Toilette der Frau übrig läßt, gibt er beim Traktieren an der Bar, für Tabak und oft sehr teure Zigarren aus. Daß ein Arbeiter nur 25 Cent-Zigarren (1 Mark) raucht, ist nichts seltenes: Abnehmer der 5 Centzigarren sind Mittelstand, Lehrjungen und arme Schnorrer. Ich war es auch.

Jener Unterschied zwischen Mann und Frau entstammt natürlich, nebst dem vielen übertriebenen, teils nur scheinbaren Frauenkultus, den Väterzeiten, wo es wenige begehrte Frauen unter vielen hart arbeitenden Männern gab; eine Vererbung, deren gute Seiten sich mehr und mehr zu verwischen beginnen. Die unheimlich vielen Eheprozesse mit Anschießen, Mißhandlungsfällen usw. sprechen dafür.

Selbstverständlich sind nicht alle so; es gibt offenbar noch manche Familien, in denen es anders zugeht. Allein typisch für das Volk ist die kurze Skizze, die ich hier nach eigener Beobachtung und der Schilderung Langeingesessener entwarf, bereits geworden.

„Na — wir sind auch bald so weit!" sagt wohl dieser oder jener in Deutschland. — Gott verhüte es! Wir

besitzen nicht die starken Gegenkräfte zur Gesundung, wie die Nordamerikaner.

Ich sprach von dem guten Pflaster; überall ist es nicht so, in den von Rollwagen zerriebenen und durchfurchten Hafenstraßen schon gar nicht. Hier ist Holz für alle Dinge, und zwar das abgenutzte, unreparierte Holz sowie Sand am charakteristischsten. Zwar sind auch praktische Docks, mächtige neue Schuppen, gute Kohlenkipper usw. vorhanden, aber im ganzen sieht man völlig unmoderne Einrichtungen. Gewiß könnte auch für die übrige Stadt noch mehr geschehen; indessen äußerlich erhält man doch überwiegend den Eindruck eines ordentlich verwalteten Kommunalwesens. Dies könnte um so mehr auffallen, da die Stadtverwaltung, wie die so vieler Unionsstädte, nicht im besten Leumund steht. Die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit unserer heimischen Verhältnisse sind hier nicht maßgebend. So z. B. sind etliche Millionen in den Bau des (übrigens bei der Erdbebenkatastrophe schwer mitgenommenen) Stadthauses hineingesteckt worden, von denen man nicht weiß, wo sie eigentlich geblieben sind. Oder vielmehr, man weiß es, aber — mein Gott, wer smart ist, sorgt eben für sich, solange er Gelegenheit dazu findet! Es müssen also viele Gelder eingehen, und, wie ich höre, sind die Steuern der Grundbesitzer ungeheuer.

Der öffentliche Verkehrston verletzt den an größere Urbanität gewöhnten Europäer sehr häufig; das ist aber nicht das Schlimmste. Schlimmer ist die offenbar weit verbreitete Unehrlichkeit, die fortwährend auf Erpressungen, auf die der Unerfahrene nicht gefaßt ist, ausgeht. Ich bin in so kurzer Zeit nie auf so viele Überteuerungen in der Welt gestoßen, wie in San Fran-

cisco. Der Fremde, der nicht immer an seinem Hotel klebt, muß ganz ungeheuer auf der Hut sein.

Auch die Sicherheitsverhältnisse „Frisco's" fanden niemals übertriebene Anerkennung. Man braucht nur die Lokalberichte der Zeitungen zu lesen, um trotz der Reporterausschmückungen die ungewöhnliche Höhe der Raub- und Gewalttaten herauszufinden. Die Hold up's von Personen und Straßenwagen mittels Revolver sind bei allen guten Gelegenheiten an der Nachtordnung. Das nimmt ab bei guten Zeiten und steigert sich nach dem Ende der ländlichen Beschäftigungen. Über Seattle kommen auch verunglückte Goldsucher, problematische Existenzen aus Alaska usw. Man sagt, für einen einzelnen, anständig gekleideten Menschen bedeute ein nächtlicher Spaziergang in der Dockgegend ein Todesurteil. Es ist allerdings gefährlich dort, indessen kommen täglich Leute ohne Todesurteil und selbst mit Uhr und Börse davon, wie ich dies auch aus eigener Erfahrung erklären kann. In den Volkstheatern dreht sich aber fast alles um Mord und Totschlag, weit mehr noch, als bei uns. Ich habe verschiedene Proben davon gesehen, so die kinematographische Wiedergabe der Beraubung eines Eisenbahnzuges in allen Phasen, wobei genügend Tötungen erfreuten. Ausnahmsweise siegte die Polizei. Die vorzügliche Vorführung wirkte ganz ungemein aufregend, und der Hauptteil der Zuhörerschaft bestand aus Kindern! Ähnliches wird ihnen geboten, wo Phonographen für einen Cent sprechen: Letzte Ansprache eines Mörders vor dem Gehenktwerden, Verbrennung eines lebendigen Negers usw.

Freilich wird Kindern wie Erwachsenen auch Gesunderes geboten, und zwar in den Parks, obenan im Golden

Gate Park, zwischen Stadt und Ozean. In diesem sehr umfangreichen, trefflich gehaltenen Volksgarten ist in einer Weise für Anregung und Erholung gesorgt, die wir in mancher Beziehung uns zum Vorbild dienen lassen könnten. Das beste sind die verschiedenen Plätze für die mannigfaltigen Ballspiele, die eifrig benutzt werden. Die Kleinen und ganz Kleinen finden einen großen Platz voll Schaukeln und Karussells, und — was zu allerliebsten Szenen Anlaß gibt — eine Reit- und Fahrbahn mit vielen Reiteseln und Ziegenbockwagen zum Selbstfahren.

Das Klima ist weit rauher, als man es in der ungefähren Breite von Messina erwarten sollte. Es gilt für am angenehmsten im Winter. Ich erinnere mich kaum an Sommerabende, an denen man erfreulich im Freien hätte sitzen können; dagegen vieler, wo nach stechender Tagessonne ein ganz abscheulich rauher Wind die Sandwolken durch die breiten Straßen fegte. An Baden in der See war überhaupt nicht zu denken. Einigermaßen Ersatz bietet das oft erwähnte Sutrobad nahe dem Cliff-House, eine künstliche Badeanstalt, die mit ihren vielen Bassins in großartiger Halle unseren öffentlichen Bädern desgleichen als Muster dienen könnte. In diesen Bädern finden sich meist amphitheatralisch geordnete Bänke, von wo aus man die Badeszenen beobachten kann; mehr noch möchte ich die beliebte Ausschmückung mit Pflanzen und Blumen empfehlen. Man badet fast wie in einem großen Gewächshause, und das ist sehr hübsch. Wie kümmerlich ist es dagegen in diesem Punkte noch bei uns in Deutschland bestellt! Ganz große Städte schämen sich nicht, ein Winterschwimmbad für eine zu kostspielige Anlage zu halten!

Dicht am Sutrobad liegt auf krönender Höhe der

Sutropark, eine Stiftung desselben Philanthropen. Der Park könnte, was Aussicht und Pflanzenschmuck betrifft, entzückend sein, wenn eine Anhäufung des geschmacklosesten Zeugs: Gebäude, Kanonen, Statuen, freiwillig und unfreiwillig karikierende Figuren, das ganze Werk nicht zur Schöpfung eines ungebildeten Gönners für die Augenweide eines ungebildeten Publikums gestempelt haben würde.

San Francisco hat glänzende Ladengeschäfte, darunter ein Universalkaufhaus, das die meisten ähnlichen Institute in Europa übertrifft. Ich meine aber, in New York viel geschmackvollere Auslagen gesehen zu haben. Wie unter allen Ständen, so findet sich auch in der Großkaufmannschaft ein zahlreiches Deutschtum, unter diesem wieder ein hoher Prozentsatz jüdischer Geschäftsleute. Die Einigkeit der Deutschen wird auch hier nicht gerühmt. Überhaupt ist es auffällig, wie wenig man auf der Oberfläche, obschon man so manches deutsche Wort hört, vom Deutschtum bemerkt. Selbst ein eigentlich deutscher Klub besteht nicht oder nicht mehr, wenn auch manche deutsche Turner-, Sänger-, Krieger- usw. Vereine und Landsmannschaften blühen. Man muß sich eben daran erinnern, daß die hiesigen Deutschen meist nicht mehr Reichsangehörige sind, wie in Zentralamerika, sondern nordamerikanische Bürger. Aus diesem Grunde finden hier gewisse nationale Bestrebungen des Mutterlandes, wie etwa der „Flottenverein", keinen günstigen Boden. Die fremde Staatsangehörigkeit verbietet dies, sobald gegensätzliche politische Fragen ins Spiel kommen, in der Tat. Darin sollte man den früheren Landsleuten Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Für den reisenden Deutschen bedeutet das Nichtvor-

handensein eines deutschen Mittelpunktes, der früher allerdings einmal vorhanden war, eine große Enttäuschung. Zur Zerstörung haben die veränderten politischen Stimmungen, die geringe Neigung des Deutschen zum Betonen des Nationalstandpunktes, sowie soziale Reibung, und schließlich Semitismus und Antisemitismus mit beigetragen. Andererseits existieren ja eine Menge deutscher Spezialvereine, darunter Wohltätigkeitsvereine, die viel Gutes tun.

Unsere Reichsvertretung hinterließ mir, wie in so manchen Orten der Westhemisphäre, wo die allerenergischsten, von aktivem Patriotismus erfüllten und zugleich zum Verkehr mit allerhand Schichten geeigneten Vertreter nötig sind, nur mäßigen Eindruck. Der Hauptvertreter, ein übrigens bald nach meinem Besuche ausgeschiedener, persönlich sehr liebenswürdiger Herr, hatte weit das Alter für die Fähigkeit frischen Wirkens überschritten. Die Lage des Konsulatsgebäudes war versteckt und unvornehm, die Einrichtung wenig geeignet, die Würde des Deutschen Reiches zu repräsentieren. Mir scheint hier ein öffentliches Interesse vorzuliegen, dessen Aussprechen persönlichen Rücksichten vorangeht. Die dem Reiche aufgedrungenen Sparmaßregeln wirken wohl öfter, wie mir scheint, nicht günstig. Das Reich sollte überall, zumal an so großen, wichtigen Plätzen, in würdigen, leicht auffindbaren und in die Augen fallenden Geschäftsräumen vertreten sein. Der Deutsche soll seine Flagge und seinen Landesbeistand nicht unter Schwierigkeiten suchen müssen, wie es häufiger, auch gelegentlich wegen persönlicher Bequemlichkeit der jeweiligen Herrn Vertreter, noch der Fall ist. Meines Erachtens besteht ein nicht bedeutungsloser Zweck der Konsulate mit darin, an sehr

sichtbaren Stellen im Auslande symbolisch darauf aufmerksam zu machen: hier wohnt die Vertretung einer Nation, die nachdrücklich gewillt ist, die Rechte ihrer Schutzbefohlenen überall wahrzunehmen und ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen zu lassen. Das ist die Bedeutung des „Flaggezeigens". Ohne aufdringlich zu werden, kann auch so am Lande zu rechter Zeit und am rechten Ort das „Flaggezeigen" der Schiffe wesentlich unterstützt werden. Hoffentlich hat das neue Generalkonsulat nun auch eine diesen Anschauungen entsprechende, würdige Lage erhalten.

Mit Recht wird deutsche Vereinsmeierei, obwohl sie zum Teil einem Idealismus entspringt, auf dem ganzen Erdkreis lächerlich gefunden. Indessen die Herren Nordamerikaner leisten darin auch das ihrige. Die persönliche Interessiertheit ist dabei vielleicht noch häufiger, die persönliche Eitelkeit und Überhebung nicht viel geringer als bei uns. San Francisco liefert seine Belege zu diesem Thema. Die Liste der freimaurerartigen Gesellschaften, die schließlich nichts anderes als „Vereine" sind, von den eingeborenen „Söhnen und Töchtern des freien Westens" bis zu den „Söhnen und Töchtern der Makkabäer", besitzt eine stattliche Länge. Während meiner Anwesenheit gab gerade der „feinste" und machtvollste derartige Verein der Staaten, „Die Tempelritter" (Knights templars) in „Frisco" eine Gastrolle. Die Großartigkeit des Empfanges, der Straßenschmückung, Illumination usw. zeigte die Bedeutung, welche die Öffentlichkeit diesem Orden beilegt. Kreuz- und Ritterembleme, die in den Staaten wie die Faust aufs Auge passen, an jedem Vereinsonkel und an jeder Vereinstante, in jedem Schaufenster und über jeder Bar-Tür. Vor

wehenden Ordensmänteln, Straußenfederbaretts, blitzenden Schwertern wurde einem ganz unheimlich. Und der Ordensschmuck! Mancher deutsche General hätte vor Neid platzen können über die Pracht und Fülle der Dekorationen, die hier die Verdienste belohnen. Militärische natürlich eingeschlossen, vereinsmilitärische! So marschierten sie alle und sehr oft zu Hunderten durch die Straßen, schützenhaft gemütlich, ritterlich, korpsstudentenmäßig, militärisch, und insgesamt theatralisch. Mit den Damen ging es auch wohl längs der Trottoirs, und voran paukten wunderbar uniformierte Musiker in hellblauen Waffenröcken und leuchtend roten Hosen. Noch schöner erschienen mir freilich die Uniformen des Ordens der „Waldsöhne", deren Anblick ich desgleichen in San Francisco genießen konnte: sie trugen lange, blanke Beile und sahen im übrigen wie wahre Papageien aus. Wir im „verrotteten" Europa sind natürlich in ihren Augen lächerlich; sie selber in ihren eigenen — großartig — Weltkerle!

Reklame und „Bluff" springt einem am Golden Gate überall entgegen. Das Land blufft ebenso wie die Bevölkerung. Bei der monatelangen Dürre der meisten Distrikte sind die Ernten unberechenbar; der Landmann hat mindestens seine Sorgen wie bei uns, und wenn die Ernten gut sind, drücken die smarten Geschäftsleute ihm die Preise. Gerade jetzt sollte die Lage der Farmer in Kalifornien durchaus keine beneidenswerte sein. Übrigens hatte die Birnenblüte im Frühjahr sehr stark gelitten. Die Birnen sind sonst gut, auch die exportierten Pfirsiche. Im großen und ganzen aber blufft auch das Obst; es erreicht enorme Größe, allein im Durchschnitt besitzt es nicht das feine Aroma unserer nordischen Früchte, falls diese genügend Sonne gehabt haben. Unverständlich z. B.

ist es, warum das deutsche Publikum jetzt fast ausschließlich zu ungunsten der deutschen Pflaume die fremde, zumal die freilich viel fleischigere kalifornische kauft. Unsere gute deutsche Pflaume, die Zwetschge an der Spitze, besitzt, einen unendlich viel feineren Geschmack als die dort gezüchtete. Ich möchte daher meinen deutschen Landsleuten sagen: Laßt euch nicht „bluffen“, schützt und stützt vor allem erst die Produktion unseres Heimatbodens, damit leistet ihr ihm und schließlich auch euch selber die besten Dienste.

Ich war also geneigt, die Natur selbst dieser Eigenschaft des Bluffens zu beschuldigen, wie ich das oft als feenhaft schön gerühmte „Frisco“ als nebelumhüllte, von kalten Winden durchblasene, in braunverbrannter Umgebung liegende Stadt kennen lernte. Der gemachten Reklame entspricht sie auch nicht, das ist Bluff! Allein, trotzdem wieder besitzt sie wirklich viel Großartiges und Nachahmenswertes, und zugleich in ihrer Lage sowie namentlich auch in der ihrer Umgebung eine natürliche Schönheit, die wohl unter Umständen bezaubern kann. Sie gehört zu den Städten des Erdkreises, die gesehen zu haben, sich einer weiten Reise verlohnt. Ungeachtet der großen Rivalenschaft von Los Angeles, Seattle und anderen Orten, nebst der Möglichkeit einer zukünftigen Verkehrsschädigung durch den Panamákanal wird sie, in erster Linie dank ihrem trefflichen Hafen, sich für immer, trotz Erdbebenkatastrophen, als großer Welthandelsplatz am Pacific erhalten. Nur Seattle scheint mir zu einer einstigen Überflügelung fähig zu sein, und Seattle liegt weit ab. Los Angeles hätte dazu noch viel einzuholen, wie ich ja schon früher andeutete.

Man erwartet hier an der Küste einen großen Ver-

kehrseinfluß durch den künftigen Panamákanal; allerdings, wie bemerkt, nicht einen durchaus günstigen. Los Angeles würde durch Ausfuhr südkalifornischer Produkte vielleicht mehr Nutzen von ihm haben als San Francisco. Nun rechnet man auch auf beträchtliches Anwachsen des Handels mit Ostasien, allein so manches, was bisher über San Francisco den Landweg einschlug, dürfte dann direkt den Seeweg nach und von den Oststaaten der Union machen. Dies beeinflußt natürlich die Stimmung der Eisenbahngesellschaften gegen den Kanal und bewirkt, namentlich im Westen, die Vorbereitung zahlreicher Gegenmaßregeln.

Von deutscher Schiffahrt sieht man, mit Ausnahme der Hamburger Kosmos-Linie, nicht viel; dann und wann einzelne große Segelschiffe. Es ist anzunehmen, daß die angesehene, rührige Kosmos-Linie rechtzeitig ihre Dispositionen für den späteren veränderten Verkehrsweg treffen wird; ein Teil ihres südamerikanischen Transports dürfte ohnehin davon nicht berührt werden.

* * *

Viel könnte ich über San Francisco erzählen; es fällt mir schwer, hier nur noch ganz weniges anführen zu dürfen.

Zuerst hatte ich in dem später der Zerstörung anheimgefallenen Riesenbau des Palast-Hotels gewohnt, das mir schon damals bedenklich feuergefährlich erschien, und in seinem Grillroom ziemlich die beste Küche bot, die ich für teuere Preise in den Vereinigten Staaten genießen konnte. Später mietete ich, durch die Lage und einen Mietszettel verführt, mich auf der Höhe von Kalifornia Street in einer von oben bis unten vermieteten Holzvilla ein. Auch diese scheint mit der gesamten

Umgebung dann verbrannt zu sein. Die Dame des Hauses, Schwägerin eines Nordamerikaners und Politikers, dessen Name später in Verbindung mit hohen Kreisen in Deutschland genannt wurde, war die raffinierteste Ausbeuterin ihrer Mitmenschen, die mir je begegnete. Die Leute, Millionäre, die ein- bis zweihundert Häuser besitzen sollten, mit denen sie fortwährend handelten, wohnten selbst zeitweilig im Keller. Hier hauste auch eine brave Ostpreußin, Schwester eines in Hannover wohnenden, zur Zeit noch aktiven höheren Offiziers, die einst bessere Tage gesehen. Bei ihr nahm ich meinen Kaffee ein. Mein Zimmer wurde durch eine andere Mieterin — wenn sie Zeit fand, sonst nicht — gereinigt. Diese zweite, recht gebildete, von ihrem Manne geschiedene und nicht mehr junge Dame verdiente ihren Unterhalt als Malerin. Sie malte fürchterliche Löwenbräute, Indianer-Madonnas usw., was sie kaum vor dem Hunger schützte. Ihre Mahlzeiten entsprachen ihren Malzeiten, insofern sie das Abonnement mit Produkten ihrer Kunst bezahlte. Die Ausschmückung eines Schuhladens, die ihrem Pinsel übertragen war, ward wiederum mit Schuhen bezahlt, die sie dann ihrerseits verkaufen mußte, um bar Geld zu bekommen. Für 100 Mark, die sie geliehen, hatte sie monatlich 14 Mark an Zinsen zu zahlen. Ich nahm die Dame einmal mit zu einer ordentlichen Mahlzeit in dem im 15. Stock gelegenen Restaurant des Spreckels-Hauses, wo der Zufall mich auch flüchtig wieder mit meinen rheinischen Reisefreunden aus dem Yosémite-Tal zusammenführte.

Durch die Güte des Sohnes des deutschen Konsuls wurde ich in den Bohemian-Klub eingeführt, einem jener behaglichen, ausgezeichnet eingerichteten Klubs, an denen

die Gesellschaft der Union so reich ist. Ursprünglich war er wohl für Mitglieder der Künstlergemeinde bestimmt, wie die Fülle von gestifteten Gemälden, Porträts und Karikaturen aus dem Klubleben bewies. Der Klub besitzt auch ein Waldeigentum in den Bergen, wohin die Mitglieder gemeinsame Fahrten machen; einmal sommers, wenn ich nicht irre, zu einwöchigem Aufenthalte. So stellt eins der Gemälde ein dort phantastisch gefeiertes, altnordisches Mitsommerfest dar; ein anderes einen nächtlichen Fackelzug in den Wald, bei dem „die Sorge" in einem Sarge durch Feuer bestattet wurde. Die Frauen dürfen nicht hinzugezogen werden; sie werden nur einmal jährlich in die Festräume, die einen Ballsaal und eine Bühne enthalten, eingeladen. Im „Eulenzimmer" werden lebende Eulen gehalten, da Pallas Athenens Vogel das Wahrzeichen des Klubs ist.

Nicht weit vom Klub befand sich der stattliche Union-Square, mit der hohen Dewey-Säule, der Walroßköpfe zu sonderbaren Sockelmotiven dienen. Roosevelt hat zu der Säule beträchtlich aus Privatmitteln beigesteuert. Einen Beweis, wie viel lebendiger der nordamerikanische Patriotismus ist als der unsrige, lieferte mir der Jahrestag der Schlacht von Bunkershill. Dieses ganze westliche Emporium des sonst krassen Materialismus war festlich beflaggt, die Chinatown mit ihren gelben Dreiecksflaggen eingeschlossen. Ich dachte dabei an unsere, durch schlaffes Philistertum und den Spott der Internationale fast erstickte Sedanfeier, die für „chauvinistisch" erklärt wird, und schämte mich für meine Landsleute.

Andere Monumente sind für uns noch eigenartiger, darunter einige hübsche Brunnen. Ich führe hier das

„eines Sohnes des Goldenen Westens" an — es stellt einen mit Hacke, Fahne und Revolver ausgestatteten Jüngling dar — sowie das äußerst lebendige Donahoe-Denkmal. Der Sohn widmete es dem Vater. Die eine gewalzte Platte nietende oder stanzende Arbeitergruppe beweist, daß auch die Skulptur recht dankbare Vorwürfe im modernen Industrieleben finden kann.

Höchlich fesselte mich der Besuch des „Presidio", der Militär-Reservation zwischen dem inneren Goldenen Horn und Cliffhouse, unmittelbar an die Stadt grenzend. Das Ganze stellt ein mächtiges und prächtiges, eingehegtes Soldatenlager dar, mit Hügeln und Tälern, kahlen Höhen, sandigen Flächen und grünen Wiesen, Tannen- und Eukalyptusgehölzen, Parks, Gärten, Kasernen und Befestigungen. Man kann Stunden darin umherspazieren, jedermann steht dies frei — nur die Camera darf nicht mitgenommen werden! Ich habe bei uns auch freundliche Züge in Militärlagern gesehen, allein ähnliches dürfte doch nicht vorhanden sein. Die vielen Soldaten, fast durchweg kräftige Figuren, sahen vorzüglich aus, die Negersoldaten inbegriffen. Einen besonders guten Eindruck erweckten die Kavalleristen nebst ihren starken, gutgehaltenen Pferden. Ich kreuzte baldigst die Reservation, um an den lebhaft bewegten Binnensee zu gelangen, als welchen das Golden Gate sich darstellt, obwohl man hier schon die in der Nähe doch recht breite Öffnung zum Pacific gewahrt. Schäumend wallten die blaugrünen Wellen, belebt von Dampfern und Seglern. Das ganze Bild, mit dem braunen Ton der Berge jenseits, erinnerte mich an Hongkong; alles zeigte sich nur weiter und etwas niedriger. Fehlten doch rückwärts hinter der Stadt die höher strebenden Berge,

und ist deshalb auch der gemachte Vergleich mit Genua nicht ganz zutreffend.

Unten am Wasser erhebt sich hinter der Leuchtturm- und Rettungsstation ein altes backsteinrotes, burgartiges Gebäude: Fort Port Lighthouse. Wie ich darauf zustrebte, bemerkte ich Kavallerie, die im Vorbeigaloppieren aus Revolvern nach der Scheibe schoß. Auf der schäumenden grünen Fläche draußen zog ein in See gehender Schlepper eine Marinescheibe hinter sich her. Ich hatte das Gefühl, bereits auf verbotenem Boden zu wandeln; allein die Neugier trieb mich durch das Fort und jenseits, längs dem nach dem offenen Meer zu abfallenden Felsen, weiter. Ein kaum gangbarer Weg führte hier über die Klippen. Nun sah ich die Schleppscheibe unten vorüberziehen, und plötzlich krachte, dicht vor mir, ein donnerrollender Schuß über mich fort. Vorwärts und rückwärts zu gehen, erschien mir bedenklich; durch wucherndes Gestrüpp und Feldblumen kletterte ich daher weglos steil aufwärts und — sah mich oben unmittelbar unter einer modernen Schanze. Ich merkte, daß ich beobachtet, dann von Soldaten, wie es mir schien, angerufen und auch verfolgt wurde. Mir ward etwas unbehaglich zumute, zumal ich wußte, daß der Höchstkommandierende in San Francisco als deutschfeindlich bekannt war, und ich zufällig ein Schreiben bei mir trug, das seines Ursprunges halber wohl geeignet gewesen wäre, mir den Verdacht militärischer Spionage zuzuziehen. Ich pflückte Blumen, indem ich mir den Anschein eines harmlosen Spaziergängers gab, der ich ja auch wirklich war. Nichtsdestoweniger strebte ich dabei möglichst beschleunigt dem nächsten Ausgang zu, der neben dem Gartengrundstück einer Dienstwohnung



Im Park von Del Monte in Monterey, Kalifornien.

einen Abstieg zum öffentlichen Wege zeigte, und hier erst fiel mir eine Tafel ins Auge mit der Inschrift: Keep off! Unlegitimated persons are to be arrested. Ohne hinter mich zu schauen, eilte ich weiter, noch längere Zeit nicht ohne den bänglichen Herzschlag des schlechten Gewissens, wenn um irgend eine Ecke eine Militärperson mir entgegenkam oder ein Reiter klappernden Hufschlags hinter mir drein sprengte.

Ich ließ mich aber nicht abhalten, das Gelände auf erlaubten Wegen weiterhin in Augenschein zu nehmen. Ich sah ganz entzückende Wohnungen höherer Offiziere. Zwar waren es meist nur niedere Holzhäuser, aber so reizend auf grünem Rasen gelegen, so dicht und üppig umrankt und umsponnen von Efeu, Geranien, Fuchsien, Heliotropen und Rosen, daß ein freundlicheres Wohnen kaum denkbar gewesen wäre. Keine Spur von ödem Kommiß! Freilich, die Häuschen der jüngeren und wohl meist unverheirateten Offiziere präsentierten sich wesentlich kahler, ebenso die Mannschaftsbaracken. Einen wunderhübsch gelegenen Friedhof umfaßt dieses Militärlager noch. Nur die weiße, absolute Einförmigkeit der chausseesteinartigen, militärisch aufmarschierten Marmorblöckchen, die nur selten durch Soldatenfiguren in Bronze oder Stein unterbrochen ward, schuf etwas Nüchternes auf den grünen, waldumrahmten Teppich, von dem aus der Blick abwärts über das Blau der herrlichen Bucht fiel. Tausende von jungen Streitern schlummern hier; denen, den Inschriften nach, die Philippinen einen starken Prozentsatz hinzugesteuert haben. Bunkershill halber wehte neben jedem der zahllosen Grabsteine eine in den Erdboden gepflanzte kleine Nationalflagge, eine fast wahnsinnige Verehrung der Sterne und Streifen predigend.

Zwei häufig gemachte Ausflüge der in dieser Beziehung so reichen Großstadt an der „Goldenen Pforte“ seien noch erwähnt. Der eine, nördlich, jenseit der Bucht, führte mich über das malerische, etwas in der Lage an Blankenese erinnernde Sausalto und durch das hübsche Mill-Valley auf der „gewundensten Bahn der Welt“ zu dem Gipfel des Mount Tamalpaïs empor; der andere südwärts, zum berühmten Badeort Monterey. Der gut gepflegte, 1000 Acres umfassende Park des Hotels El Monte bei Monterey, mit seinem gewaltigen Baumwuchs, ist wirklich eine Sehenswürdigkeit. Die Vegetation und gute Einrichtungen fesseln hier; weniger die unmittelbar angrenzenden landschaftlichen Umrahmungen, die von manchen anderen in der Welt übertroffen werden. Ein Besuch des Lick-Observatoriums wurde mir leider, da man nur einen einzigen Sonnabendzug benutzen konnte, zweimal vereitelt. Auch die beiden hervorragenden Geistesbildungsstätten, die Staats-Universität Kalifornia in Berkeley und die Stanford-Universität, besichtigen zu dürfen, gewährte mir das Schicksal nicht. Übrigens ward bei beiden über ein der freien Wissenschaft nicht günstiges weibliches Protektorenwesen geklagt.

So konnte denn mein Aufenthalt, zumal ich manche Stunde schriftlicher Verarbeitung abzuziehen hatte, bei weitem nicht alles Sehens- und Lernenswerte erschöpfen, was es in der großen Pacificstadt und ihrer Umgebung zu genießen gibt.

Schon lange hatte ich auf der Karte mit Alaska geliebäugelt; vermutlich war mir in den Klondikejahren ein goldener Niederschlag in der Erinnerung haften geblieben. Vollkommen davon überzeugt, mein gutes nordamerikanisches Gold dorthin zu tragen, ohne dafür ein

Gran mitzubringen, erfreute es mich dennoch, als ich, durch San Franciscos Straßen schlendernd, an einer Ecke bei Market Street endlich Aufklärung fand, wie man nach dem gelobten Lande gelangen könnte.

Es war am Fenster der Pacific Coast Steamship Co., und dieses Fenster faszinierte mich förmlich. Alle Fenster der Eisenbahn- und Dampfschiff-Kompagnien faszinieren. Harmloser Pilger des Ostens, ich rufe es abermals, hüte dich vor der nordamerikanischen Reklame! Hüte dich zumal vor der der Eisenbahn- und Dampfschiff-Gesellschaften! Sie ist besonders zuckersüß, berauschend, überwältigend, aber später wirst du mehr oder weniger am Katzenjammer leiden. Sie benimmt dir den gesunden Menschenverstand mit Preisen von lächerlichem Großmut, mit paradiesischen Farbedrucken, mit goldumrahmten Bildern in Öl und Aquarell, mit ethnographischen Raritäten, mit schelmisch lachenden Indianermädchen — und der Himmel weiß, womit noch. „Das muß man gesehen haben, das ist ja die reine Sparkasse gegen das Leben im Hotel hier!" sprichst du — und fällst zum Opfer. So fiel auch ich zum Opfer. Daß Alaska alle Schönheit, Wunder und Grandiosität von dem vereinigten Yosémite, Yellowstone und Grand Cañon übertrumpfen sollte — dem konnte ich nicht widerstehen.

Genug, ich hatte also für einen immerhin ganz soliden Preis meinen Platz (unteres berth) auf der „Spokane" weg. „Voll bis zum letzten Platz" hieß es, „über 200 Personen; Sie können nur mit, weil jemand (wie es schien, aus reiner Liebenswürdigkeit für mich) zurücktreten wird." Ich beschloß aber, diese Touristenfahrt nach Südost-Alaska erst von Tacoma oder Seattle aus anzufangen, wohin ich, um das Küstenland einiger-

maßen kennen zu lernen, mit der Bahn zu fahren gedachte. Mein Hauptgepäck gab ich monatelang in San Francisco ins Depot.

* * *

Am Abend des 1. Juli fuhr ich nordwärts nach Portland. Hinter Oakland wurde der ganze Zug auf einem mächtigen Trajektboot über die flußartige Enge zwischen der Bai und dem Ausströmungsbecken des Sacramento-Flusses geschafft. Bei Mondscheinbeleuchtung gewährte das einen eigenen Reiz. Dann nahm die Nacht mir die Möglichkeit, den fruchtbaren Boden des Sacramento-Distriktes betrachten zu können. Bei Tageslicht gewahrte ich eine schöne, bergige Waldgegend, in welcher der grüne, schäumende Oberlauf des Sacramento wiederholt gekreuzt ward. Aber der Wald blieb doch etwas weitläufig und sein Boden überwiegend felsig und kahl, da die fruchtbare Talsenke Mittel-Kaliforniens, in der die Bahn zwischen dem Küstengebirge und der Sierra Nevada entlang führt, nunmehr ein Ende hatte. Nur hin und wieder stand dichterer, an Blaubeeren erinnernder Busch. Bei dem Badeort Shasta-Springs mutete der Wald freilich wohliger an. Eine Menge wunderhübscher Wasser rannen, sprühten und plätscherten zwischen engstehenden Stämmen an bemoosten, steilen Bergwänden hinab. Alle Fahrgäste nahmen einen Trunk aus der bekannten schwefel- und kohlensäurehaltigen Quelle. Ein Lokomotiven-Doppelvorspann schaffte uns keuchend bergauf, in einer Menge von Kurven, durch Tunnels und gitterartige, hohe Holzviadukte. Schöne Tannen, Cypressen, Zuckerfichten und Weymouths-Kiefern fügten sich zum schluchtenreichen Waldbild, aus dem jetzt,

groß und herrlich, der weißummantelte Kegel des den Montblanc an Höhe übertreffenden Mount Shasta heraustrat. Im Bogen umfuhren wir seinen Fuß, wobei noch andere, weniger hohe Schneeberge sichtbar wurden. Schade, daß Waldverwüstungen überall den Naturgenuß minderten. Der höchste Punkt der Bahnstrecke ward bei ca. 4000 Fuß erreicht; während des Abstieges nach Norden wuchs die Schönheit des Oregon-Waldes wieder, und obschon der versengte gelbliche Grasboden noch immer das Charakteristikum bildete, mehrten sich doch die Striche grüner Deckung. Die hübsche Lage mancher Ortschaften an der Bahn fiel mir auf; eine lag mitten auf einer Waldwiese. Außer ein paar Steinhäusern bestand sie nur aus unregelmäßig verstreuten Holzhäusern mit Verkaufsläden und einigen hölzernen Kirchen. Inmitten des Stadtplatzes spielten junge Mädchen Tennis. Sehr fruchtbar erscheint das Tal, in dem das größere Ashland liegt; das noch nicht geschnittene Getreide stand zwar mager und kurz im Stroh; desto üppiger zeigte sich das Gemüse. Kinder verkauften Obst, darunter prachtvoll große Kirschen, Himbeeren und Brombeeren, doch keineswegs billig.

Unterwegs starb ein Passagier. Sofort wurde für die mittellose Witwe, der das Geld zur Beförderung der Leiche fehlte, gesammelt.

Abends durchrasselten wir die wilde Schlucht des Cow-Creeks. Das Wildwasser schäumte um die durcheinanderliegenden Baumstämme, von denen einige brannten. Prächtiger Hochwald türmte sich an den Seiten; aus den Essen der beiden vorgespannten Lokomotiven schlug der feurige Schwaden; der rote Schein des vorausgeworfenen Lichtes fiel auf die folgenden, er-

leuchteten Wagen. Schmelzöfen künden die Metallindustrie. Oft recht langsam hat der Zug diese wilde Gegend zu passieren; die Erinnerung an Räuberunromantik wird wach, hat doch erst unlängst hier ein Überfall stattgefunden. Hands up! Bei manchen Attentaten fallen Menschenleben den Revolvern zum Opfer; zumal wenn Widerstand geleistet wird. Die einzelnen Staaten entwickeln zu wenig Energie in der Ausrottung dieses schmählichen Übels. Die Zeitungen sind gefüllt mit Raub- und Überfallberichten. Dagegen scheint das Sittlichkeitsverbrechen verhältnismäßig selten vorzukommen; es wird auch ganz grausam, oft durch Lynchjustiz bestraft. Diese Rubrik zeigt dafür in Deutschland einen ungeheuren, wachsenden Umfang, und zwar, wie ich glaube, mit durch gemeinsame Schuld von Sittlichkeits- wie Unsittlichkeits-Aposteln, vor allem aber durch die Veröffentlichungen der Presse. Andererseits soll das Verbrechen gegen das keimende Leben in den Staaten im beklagenswerten Maße zugenommen haben und vielen Ärzten, z. B. in San Francisco, ihre Haupteinnahme liefern.

Am 2. Juli erreichten wir nach Durchfahren einer schönen, im Grase freilich noch immer etwas vergilbten Landschaft das große und reizend gelegene Portland, die leitende Stadt Oregons.

Portland zieht sich an beiden Seiten des Willamette-Flusses hin, nicht weit von seiner Einströmung in den westlichen Riesenfluß Kolumbia. Über hundert Seemeilen vom Pacific kommen die größten Seeschiffe bis nahe an die Stadt, die Ausgangspunkt einer reichen Weizenregion ist, wozu noch ein gewaltiger Export an Hölzern, Mehl, Lachskonserven, Mineralien usw. tritt.

Die etwa 150 000 Einwohner zählende, zukunftreiche Stadt muß daher als eine der wichtigsten der Vereinigten Staaten, die, wie mit Alaska und Ostasien, so auch mit Deutschland, sonderlich durch Vermittlung der Kosmos-Linie, in bedeutendem Handelsaustausch steht, bezeichnet werden. Seit Jahren befindet sich hier der Sitz eines deutschen Konsulats. Eine „Chinatown" beweist das zahlreiche Vorhandensein der Asiaten.

Das Klima ist milde, vielleicht etwas feucht, wovon jetzt freilich durchaus nichts zu merken war. Wer erfahren will, wie angenehme Wohnplätze es im ehemals wilden Westen gibt, der müßte sich Portland anschauen. Es ist teilweise ganz reizend. Der Geschäftsteil entbehrt nicht des großstädtischen Zuges, obwohl er noch nicht einmal den Eindruck eines Los Angeles erweckt; aber, was ihn an beiden Längsseiten begrenzt, die begleitenden Höhen zu seiten des Willamette, ganz besonders das, das vornehme Villenviertel umfassende, ansteigende Westufer bilden die Schönheit des Panoramas. So etwas von entzückenden Villenstraßen bekommt man nicht häufig zu sehen! Und oberhalb der Gärten und Parks erstrecken sich tannenbewaldete Berge, von denen man auf die große Stadt, die Flußtäler, auf das Kaskaden-Gebirge und die die eigenartige Pracht der Landschaft erhöhenden, schneebedeckten Einzelkegel: Mount Hood, St. Helens, Adams, Jefferson, Sisters und Rainier, schaut. Alle diese mächtigen Individuen streben zu über 3000 Meter, der Rainier nicht viel weniger als 5000 Meter Meereshöhe aus den grünen Bergwäldern empor. Die Wälder, die das geschätzte Pitchpine liefern, sind aus diesem Grunde trotz neuerer staatlicher Fürsorge von Vernichtung bedroht. Das Schicksal der übrigen ent-

waldeten Länder der Erde, sonderlich der pacifischen Kordilleren, scheint noch immer den Kampf des dauernden Allgemein-Interesses gegen die Habsucht eines rasch dahinsterbenden Menschenbruchteils nicht energisch genug beeinflußen zu können.

Portland ist natürlich auch in seinen Bauten Holzstadt. In den Geschäftsteil haben sich schon einige jener großzügig gedachten und oft durchaus nicht häßlichen, aber im Stadtbilde unruhig wirkenden Riesenbauten nordamerikanischen Stils eingefügt; der Villenteil hat wohl fast nur Holzbauten, wenn dies auch nicht immer gleich sichtbar ist. Aber welcher Geschmack wird oft dabei entfaltet! Ich schäme mich und trauere über die architektonische Fortentwicklung unserer deutschen Städte. Man sieht ja auch hier manches sehr Schöne, namentlich in neuester Zeit, allein im Durchschnitt, welch ein trauriger Kunstgeist weht einem entgegen! Und das die Wirkung hochgeschraubter, in schwierigsten Examina bewiesener Kenntnisse, schwerer Geldopfer, einer unendlichen Klugrednerei von dünkelhaften Leuten, die vermeinen, alle Weisheit erschöpft, das wahre Kunstverständnis allein begriffen zu haben! Nachkommende Geschlechter werden sich vor unserer spekulativen, trostlosen Mauermeisterei einerseits und der ebenso geistlosen architektonischen Originalitäts- und Neuheitshetze unserer Epoche andererseits bekreuzigen.

Wir lachen über die nordamerikanischen Banausen und Protzen. Wir sollten aber erst einmal selber das Gefühl für das Einfache haben, das sich hier ihren reizenden Gärten so harmonisch einfügt, und wie es unsere Väter bei ärmlichen Mitteln auch noch besaßen.

Hier im Westen kann man zwar leicht besseren

Rasen erzielen, als zumeist bei uns. Ich fürchte, die Einführung der sonst zweckentsprechenden Wassermesser zugunsten städtischer Steuerbudgets wird die Gartenkunst in Deutschland noch weiter schädigen, wie sie wohl auch die noch immer nicht ideale Entwicklung des Wasser- und Badebedürfnisses im Volke zurückschrauben wird.

Einer der Hauptgründe, warum unsere Villenteile diesen nordamerikanischen, wenigstens denen des Westens, nicht gleichkommen, liegt freilich in den Bodenpreisen, die selbst beim allmählichen Schwinden früherer idyllischer Verhältnisse doch die Werte unserer Zusammenschachtelung noch nicht erreichen. Wenn Villen auf engen Grundstücken fast so eng aneinander gesteckt werden, wie in den Straßen der inneren Stadt, so kann sich die erträumte schöne Freiheit, die wir auf den Rasenweiten der nordamerikanischen Weststädte finden, nimmermehr einstellen, und das Gesamtbild wirkt, trotz Riesenkosten, ewig „murksig". Die Neigung, alles mit Büschen, Einfassungen, Wegen, Beeten und Blumen vollzustopfen, und — fast am allerschlimmsten — der rigorose Linealgeist hoher städtischer Baubehörden tragen redlich zur Erstickung jeder gesunden und freieren Regung mit bei.

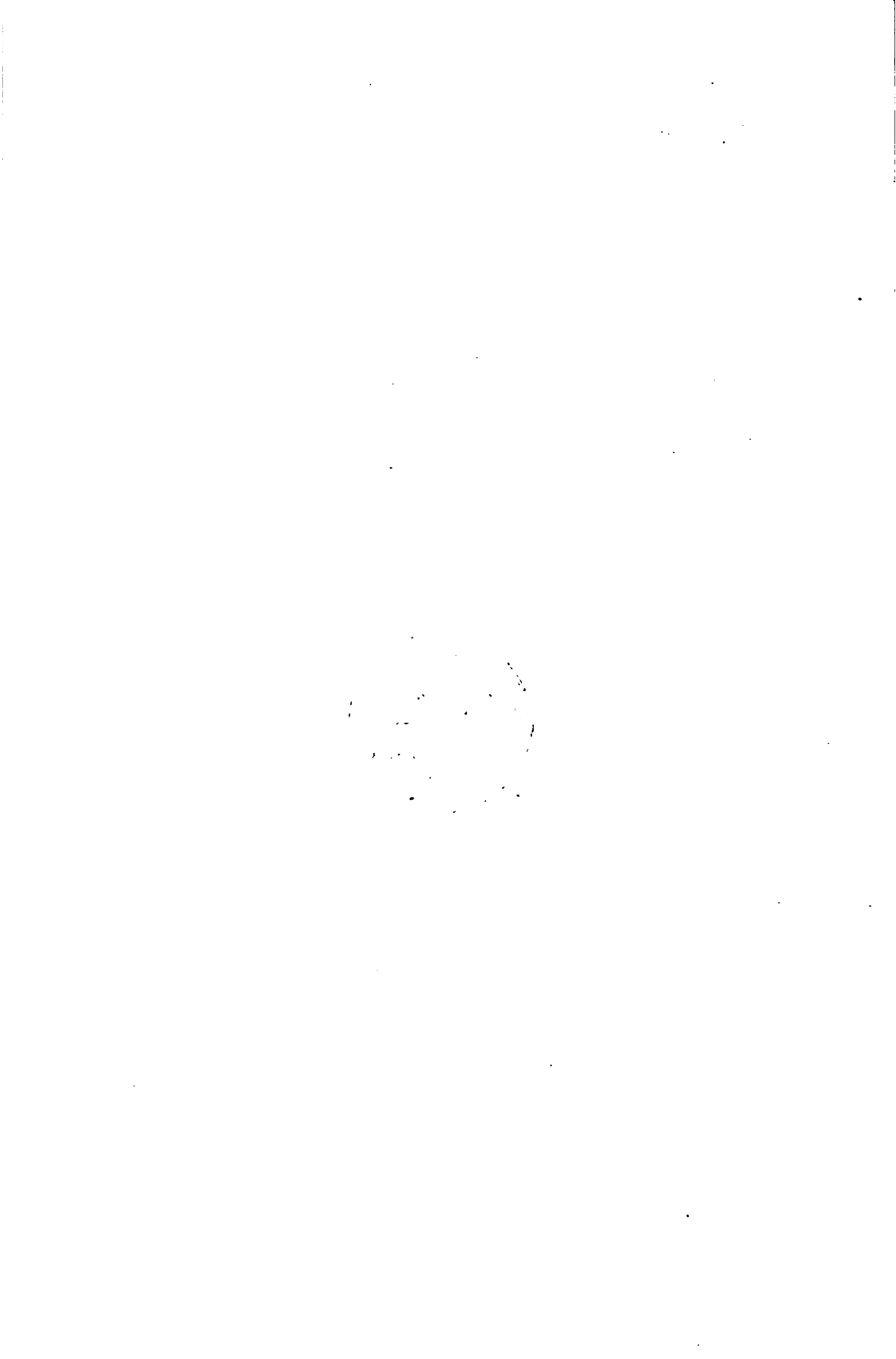
Die gerühmten Flußlandschaften des Kolumbia konnte ich leider nicht in Augenschein nehmen; nur zu einem Ausflug mit einem Heckraddampfer nach den Willamette-Fällen oberhalb Portlands bei Oregon-City gelangte ich. Überwältigendes bieten diese industriell, namentlich zur Elektrizitätserzeugung ausgenutzten Fälle nicht, dagegen fesselt die hohe, bewaldete Flußlandschaft. Ich fand dort ein Volks-Sonntagstreiben wie bei uns. Der Alkohol fehlte zwar gänzlich, und das Tanzvergnügen in den Waldhallen stand unter dem Zeichen

stiller Ruhe und einer einschläfernden Walzermonotonie. Lärmender zeigten sich die Kinder. Deutsches Blut scheint im Volke nicht unerheblich vertreten zu sein.

In dem ausgezeichneten Hotel „The Portland" — warum haben wir in Deutschland noch immer meist nur so kleinlich eingerichtete Häuser im Vergleich gegen diese ersten Hotels selbst kleinerer Städte Nordamerikas?! — war ich gut untergebracht. Eins aber mißfiel mir wieder sehr: die nordamerikanische Disziplinierung des Publikums! Von Oregon-City kehrte ich zurück, gerade als die Glocke acht Uhr schlug, die Zeit des Dinerschlusses. Der Speisesaal war aber nicht geschlossen und noch voll speisender Leute. Trotzdem weigerte sich der farbige Oberkellner, mir an meinem Tischchen servieren zu lassen. Selbst meine Bitte, um einen Restteil des Menus fand kein Gehör. In dem Gefühl, daß ein deutscher Oberkellner sofort: „Selbstverständlich! gewiß!" gerufen hätte, wandte ich mich beleidigt an den Hotelleiter. Achselzuckend wies dieser mich ab, mit der kühlen Bemerkung: „well, this is the way, we do business in America". Wahrhaftig, gemütlicher sind wir denn doch noch als die Nordamerikaner! Hoffentlich bleiben wir es auch, denn ich will nicht verschweigen, daß die Hotelleiter unter dem terrorisierenden Zwange der Arbeiter-Unions stehen, denen die Bedienung angehört, und daß wir auf dem besten Wege sind, in diesem Punkte auch einst mit Kummer an gute patriarchalische Zeiten zurückdenken zu müssen. Der Porter (Hausknecht) des Hotels, der mein Gepäck nach Tacoma „scheckte", bereitete mir ebenfalls meine Aufregung. Mitschuldig war der berühmte 4. Juli, der gerade über Portland mit einer nächtlichen Vorfreude von unsinnigem Cracker-



Mount Baker im Staate Washington.



Geprassel am 3. hereingebrochen war. — Herr Lohan, der deutsche Konsul entführte mich freundlichst einige Zeit zur Besichtigung des wunderhübsch gelegenen Geländes, auf dem später die Ausstellung stattgefunden hat. Noch einer anderen edlen Seele sei gedacht, und zwar eines Stocknordamerikaners, wennschon er den deutsch-literarisch anheimelnden Namen Gleim trug. Des sich folgenden Sonntags und Nationalfestes halber vermochte ich nämlich von meiner Bank nicht das nötige Geld zur Weiterreise zu erheben, der Konsul konnte aus dem gleichen Grunde nichts bekommen, und die „Spokane", mit der ich nach Alaska wollte, wartete nicht. Mr. Gleim, damals Eisenbahnagent, heute selbständiger Holzhändler in Portland, fühlte Mitleid mit der Verlegenheit des ihm gänzlich Fremden und nicht an ihn Empfohlenen, so daß er mir ohne irgendwelche Sicherheit einen größeren Geldbetrag lieh. Was mich dabei noch mehr rührte, war, daß er seinen eigenen Festausflug aufgegeben haben würde, wenn ich auf die anfangs gewünschte höhere Summe bestanden hätte. Einen ähnlichen Fall von Güte könnte ich ja in Deutschland vielleicht auch erlebt haben, in Nordamerika erlebte ich ihn indessen wirklich, und verzeichne ihn auf der Habenseite des Kontos über die Charaktereigenschaften des Nordamerikaners.

* * *

Auf der Fahrt nach Tacoma sah man wieder prächtige Waldlandschaften, aber auch reichen Ackerbau um die kleinen bretternen Waldstädte. Überall ging es heute zur Nationalfeier hoch her. Geputzte Menschen, Aufzüge, Fahnen, Festredner, Karussells und ungeheures Cracker-Geprassel überall!

Bei Coble kreuzten wir auf einer Fähre den stolzen Kolumbia-Fluß, hinüber zu der sehr hübsch liegenden Stadt Kalama. Wir dampften an einem Militärlager vorüber und genossen über einen Meeresarm zur Linken einen schönen Ausblick auf die schneebedeckten Berge Olympias.

Auch die Lage des ansehnlichen Tacoma, das vor kurzem noch träumte, die beherrschende Stadt des Puget Sound-Gebietes zu werden, darf für schön gelten. Breite, zum Teil stark steigende Straßen mit Kabelbahnen sind vorhanden, auch stattliche Häuser und große Läden; allein Portland macht doch den weit bedeutenderen Eindruck. Prächtig ist der Hafen Tacomas, sowohl als Hafen selbst, wie durch landschaftliche Umrahmung mit Bergen und Wäldern. Unter anderen Fahrzeugen lag der Panzerkreuzer „New York" gerade dort.

Ganz Tacoma befand sich in der wahnsinnigsten Aufregung des 4. Juli. In dichten Scharen durchzogen die Menschen die makadamisierten staubigen Straßen, in deren Dunstschleier die Sonne hinabbrannte. Überall Gegröle, Gedudel. Junge und alte Leute beiderlei Geschlechts fahren sich mit langen Staubwedeln ins Gesicht oder überschütten sich aus großen Tüten mit buntem Papierschnee. Das Fürchterlichste aber bleiben stets die dazwischen und ringsum ohrenbetäubend explodierenden Cracker. Besonders beliebt sind sie am Ende von Spazierstöcken, die irgend ein Bursche oder Mädchen in lachender Tücke unvermutet vor uns aufstampft; die halbwüchsigen Gören sind natürlich die schlimmsten. Fortwährend erfolgen auch flammende Explosionen unter den elektrischen Wagen, da die Schienen reichlich mit Feuerwerkskörpern gestopft werden.

Alle Welt amüsiert sich riesig darüber. Eine Dampfspritze und Feuerwehromnibus rasen heran; es brennt also irgendwo. Natürlich! Wunderbar nur, daß nicht mehr der trockenen Holzhäuser brennen. Auch ein Geschütz ohne Pferde, aber im Galopp von schreienden jungen Burschen und uniformierten Soldaten gezogen, jagt vorbei. Irgendwo soll Salut geschossen werden. Manchmal explodiert auch eins dabei, wie an diesem schönen Nachmittage im Stadtpark. Ich war nicht zugegen; las jedoch später in der Zeitung, daß es eine ganze Reihe von Toten und Verwundeten, darunter einige Kinder, gegeben habe.

An Betrunkenen jeden Grades herrscht kein Mangel, verhältnismäßig sind die Menschen aber dank der vielen Abstinenzler, nüchtern. Bei uns würde bei gleicher Erregung die Betrunkenheit wahrscheinlich noch allgemeiner sein. Die Leute halten auch im ganzen Ordnung; die Polizei findet wenig zu tun. Die Roheit der Freudenbekundung ist sonst unverkennbar; jährlich fallen ihr in den Vereinigten Staaten Hunderte von Toten, Tausende von Verwundeten (die amtliche Statistik ist ja sehr lückenhaft) und viel wertvolles Eigentum durch Feuerbeschädigung zum Opfer. Die feiner organisierten Leute suchen schon längst sich dagegen zu wehren, allein Plebs und Kinderwelt als gute Verbündete haben sich einstweilen ihr Vergnügen noch nicht schmälern lassen.

Auch ich wurde ein Opfer des 4. Juli, glücklicherweise in milderer Form. Weder war mein Koffer von Portland eingetroffen, noch konnte ich im Hafen etwas über das Eintreffen der „Spokane", die über Tacoma nach Seattle dampfen sollte, erfahren. Die Gepäck-

beamten weigerten sich kurzweg, telegraphische Anfrage, die ich bezahlen wollte, anzustellen. Ich hatte nichts mit außer dem Sommerzeug an meinem Leibe, nebst Zahnbürste und Kamm; damit konnte ich doch unmöglich auf ein paar Wochen in die Eisregionen Alaskas reisen! Ich stürzte mich also bis zur Abfahrt meines Zuges nach Seattle wieder auf einige Stunden in die Freuden des 4. Juli und genoß dabei im Hotel Tacoma ein in jeder Beziehung großartiges Festdiner, das an diesem Tage zum Preise von nur einem Dollar verabreicht wurde. Das war wenigstens etwas; dazu gab es einen prächtigen Blick auf den abendlich klaren und rötlich bestrahlten Schneekegel des Rainier. Am Bahnhof aber wieder große Aufregung! Halbtaub und ganz verstaubt, mit einem Splitter im Auge, langte ich dort an. Was trotz aller Schwüre nicht von Portland anlangte, war mein Koffer; dazu benahmen sich die kaum zu verstehenden Beamten, wie der Bayer sagt: saugrob. Auf ein Haar wäre ich darüber selber in Tacoma sitzen geblieben, und sauste nun koffer- und trostlos und voll tiefsten Ingrimms im letzten Moment in den schon rollenden Zug und auf Seattle zu. Neben mir — es war eben keine Pullmancar — saß ein mit goldener Uhr, Ringen und Similidiamanten geschmücktes, etwa dreizehnjähriges Mädchen, das trotz weißen Festkleides buchstäblich vor Schmutz roch.

Das illuminierte Seattle, mit dem von stolzer Höhe herableuchtenden Säulenbau des Kapitols, imponierte mir gewaltig. Dieser Eindruck verblieb mir sogar später, als ich bei längerem Aufenthalt diese nächst San Francisco interessanteste Stadt der nordamerikanischen Westküste auch in ihren Schwächen kennen lernen sollte. In Seattle konnte ich es ebenfalls nicht durch-

setzen, daß bei der Portland-Gepäckstation angefragt würde, ob mein Koffer überhaupt abgegangen sei. Ich fuhr in das Washington-Hotel, zu dem der Weg sich wie zu einer Burg hinaufwindet. Außerdem hat es eine eigene kleine Drahtseilbahn. Es ist ein vorzügliches, elegantes und nicht zu teures Haus, ein zugleich mächtiger und hübscher Bau. Von Zimmern und Terrassen genießt man eine herrliche Rundschau auf die rings über Berge und Schluchten gesattelte große Stadt, auf den schiffsbelebten Hafen, auf den großartigen Puget Sound, auf Wälder und Schneeberge. Von deutschen städtischen Hotels kann sich kaum eines einer gleichen Lage rühmen; wenige nur bieten gleichen Komfort wie dieses, in einem Orte, wo bis vor gar nicht langen Jahren erst die dürftigste Siedlung bestand. An jenem Abend verschönten noch Flammeninschriften, ein buntes Lichtermeer und sternsprühende Raketen das nächtliche Schauspiel.

In der Frühe genoß ich abermals das Stadtbild. Es ähnelt dem von San Francisco, nur ist es einfacher in den Bauten, wenigstens heute noch. — In dem Kampf um den Koffer fand ich endlich bei dem verständigen Vorstand des Eisenbahndepots Seattle eine wohlwollende Hilfe. Er stellte fest, daß mein Eigentum um 9 Uhr 20 Min. vormittags in Seattle eintreffen werde. Die „Spokane" (Name einer bedeutenden Stadt im Staate Washington), deren Anwesenheit im Hafen ich zu meiner Erleichterung selber herausfand, sollte zwar um 9 Uhr in See gehen, doch gelang es mir, noch im letzten Momente den Koffer an Bord zu schaffen.



Südost-Alaska.

Allgemeines über Südost-Alaska. — Meine Gefährten auf der „Spokane". — Verlassen Seattles. — Townsend und Viktoria. — Straße von Georgia, Vancouver-Küste, Seymour Narrows. — Königin Charlottesund. — Zwischen Frazers und Grahams Reach. — Greenville Kanal und Clarence-Straße. — Die Wrangel Narrows. — Fife Finger Lighthouse. — Stephen Passage und Gastineaux Channel. — Douglas Insel und Stadt mit der Treadwell Goldmine. — In Juneau. — Skaguay. — Fahrt auf den White-Paß. — Nordamerikanischer Truppentransport. — Nach Pyramid-Harbour und auf den Davidson-Gletscher. — Glacier-Bai und der Muir-Gletscher. — Durch Icy- und Chathamstraße nach Killisnoo. — Chief Jack. — Fischfang. — In Sitka. — Presbyterianische Missionsanstalten und die russische Kirche in Sitka. — Perilstraße. — Am Taku-Gletscher. — Nochmals in Douglascity und Juneau. — In Fort Wrangel. — Das Totempole- oder Verlassene Dorf Kasaan auf Prince of Wales Island. — Beim Missionar Duncan in Metlakahtla auf der Anetten-Insel. — Erstaunliche Leistungen bei der Indianerzivilisation. — In Keetchikan. — Zurück nach der Insel Vancouver. — Die Kohlenstation Comox. — Ein verunglückter Maschinist. — Wieder in Victoria. — Indianische Schöpfungslegende. — Totempoles, ihr Ursprung, ihre Bedeutung und Wirkung. — Geschlechtsfolge in der weiblichen Linie. — Das „Potlach". — Feste und Tänze der Alaska-Indianer. — Wegweiser für Alaska-Touristen.

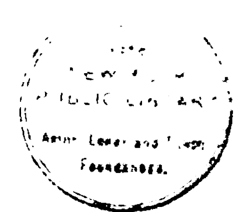
Offenbar, mein Freund, willst du jetzt von Klondike hören. Dann lasse dir gesagt sein, daß Klondike sozusagen aus der Mode ist. Es existiert noch, und zwar sehr, allein



Juneau in Südost-Alaska.



Auf der Bahn nach Klondike.





man regt sich nicht mehr weiter darüber auf. Die guten — oder, wenn man will, schrecklichen Zeiten für den kleinen Goldsucher sind dort vorüber; das Großkapital mit seinen Maschinen ist an der Arbeit. Das Großkapital macht weniger Geräusch, aber mehr Gold, und zwar gerade an abgewirtschafteten Stellen. Abgewirtschaftet nämlich für primitives Handwerkszeug; doch bei rationellem Abbau im großen heißt es: die Menge tut's!

Die Goldsendungen, die noch heutigen Tages über Skaguay in Seattle oder San Francisco eintreffen, reden beredt genug. Seattle ist durch den Verkehr mit Alaska groß geworden. Seattle war weitsichtig. Die deutsche Schiffahrt hätte vielleicht unternehmender sein können, obwohl ihr dies nicht vorzuwerfen ist; dann wäre möglicherweise ein Teil des Alaskaverkehrs auch in ihre Hände gekommen. Wenn einmal eine Linie drin sitzt, ist sie schwer wieder herauszubekommen. Heutzutage setzt sich aber so leicht nichts neues mehr nach den Staaten hinein.

Das Gold kommt übrigens nicht nur aus dem Klondikedistrikt, das ist der des Klondikeflusses, der bloß einen kleinen Teil des großen Yukon=Golddistrikts vorstellt und nebst Dawson, der wachsenden Kapitale des Nordlandes, zu Kanada und nicht zu den Staaten gehört. Auch die Goldwerke von Allin, nördlich von Skaguay gehören Kanada an, und dieses nimmt den gediegenen Ruhm in Anspruch, über das Zentrum der gelben Weltmacht in diesen Strichen zu gebieten. Man sieht, unsere englischen Vettern haben viele Gründe, es mit dem landesangrenzenden Halb= oder Viertelsbruder nicht vorzeitig zu verderben. Im kanadischen Teil ist noch Acker= und Gemüsebau möglich, während im überwiegenden nord=

amerikanischen Gebiete, zumal nördlich des Yukonflusses, dies auch für die Zukunft ausgeschlossen bleibt. Allein im Staatenteil ebenfalls findet man bis nahe Nome an der Behringsee stets wieder Gold, und im nordamerikanischen Südost-Alaska stecken neue und alte, noch immer ergiebige Goldminen.

Die Hauptsache aber ist, daß den Kanadiern Kopf und Schwanz in Alaska amputiert ward. Man kann zu Wasser von Caribou bis Dawson und darüber hinaus bis Eagle City gelangen; dann hört freilich die kanadische Herrlichkeit auf, und der lange, lange Schwanz, der Yukonfluß, der ganz Alaska bis zur Behringsee durchquert, zählt zu Uncle Sams Machtfaktoren. Er stellt die einzige Heerstraße durch Alaska dar, weshalb er auch schon weit mehr in den verkehrsreichen Monaten von Dampfern befahren wird, als man es in Europa denkt. Und daran schließt sich ein ansehnlicher Dampferverkehr von Nome nach Britisch-Kolumbien und dem nordamerikanischen Puget Sound.

Und der Kopf ist Südost-Alaska, der vom Klima und von Naturschönheiten bevorzugte Teil, wo Kanada neuerdings durch Schiedsspruch noch mehr Berührung mit der Seeküste eingebüßt hat und wo Skaguay liegt, der einzige Hafen, der für das kanadische Dawson offen steht, ja auf dem dessen ganze Existenz beruht und fürderhin angewiesen ist. Der Anfangszipfel der kanadischen Yukonbahn, von Westminster-Vancouver aus, liegt noch in aschgrauer Ferne. Die kanadische Stadt Vancouver hätte die Rolle zu spielen vermocht, die heute Seattle zugefallen ist, und dazu vergegenwärtige man sich die strategische Schwächung Britisch-Kolumbiens infolge der Nordwestumklammerung durch die an der Süd-Landesgrenze ohne-

hin überlegene Union! Erfolgreicher wäre der stillen Arbeit des noch in weiter Ferne liegenden, einst aber wohl sicheren Anheimfalles von Kanada an Uncle Sam gar nicht vorzuarbeiten gewesen.

Vom Mineralreichtum abgesehen, steckt ein enormes Vermögen an nutzbarem Holz und Tierprodukten in Alaska. Rußland würde sich heute nach der ungeahnten Entwicklung sehr besinnen, es an die Staaten zu verkaufen, und noch dazu, wie es geschehen ist, für eine verhältnismäßig so geringe Summe. Ja, selbst in den Staaten herrschte damals weit verbreitete Kurzsichtigkeit. Höchst angesehene Kongreßredner erklärten es für ein Verbrechen gegen das öffentliche Interesse, auch nur einen Dollar für ein völlig unwirtliches Land zu opfern, aus dem nichts, aber auch nichts zu holen sei! (Wer denkt da nicht an Deutsch-Westafrika?) Doch der gesunde und politische Menschenverstand bekam unter der Führung Sewards Oberwasser, und so ging ein Land von fast der dreifachen Größe Deutschlands, von mehr Flächeninhalt als zwanzig der älteren Staaten der Union zusammen im Jahre 1867 aus russischer Oberhoheit für nur 7¼ Millionen Dollars in nordamerikanischen Besitz über. Seitdem ist allein an Pelzwaren und Fellen für mehr als 60 Millionen Dollars ausgeführt worden und für ebensoviel an Lachskonserven! Viele Millionen hat die nordamerikanische Industrie und Schiffahrt bereits durch den Import verdient. Es bezeugt die damalige enorme Unkenntnis in England und Kanada, diesen Kauf zugelassen und ihn überhaupt nicht selbst abgeschlossen zu haben, um so, von allem andern abgesehen, die Staaten zu verhindern, auch von Nordwesten her, eine Landgrenze gegen Kanada zu finden. Angestellte der Hudsonbai-Kom-

pagnie ahnten den Wert vielleicht, haben aber offenbar ihre Erfahrungen nicht geltend gemacht oder machen können. — Obwohl man annehmen kann, daß zwar unter russischer Oberhoheit noch immer dort die „Große Stille" herrschen würde, sieht man an diesem Beispiel der opponierenden Nordamerikaner doch wieder, was der ignorante Fanatismus einer parlamentarischen Opposition à tout prix, die sich nie genug über die Beschränktheit der Regierenden zu entrüsten vermag, für Schadenarbeit am Nationalvermögen fertig zu bringen imstande ist. Siehe also das Kapitel: Deutsche Kolonien! Erfreulicherweise hat sich bei uns der gesunde Menschenverstand ebenfalls nicht ganz unterkriegen lassen, wennschon die Glücksfülle der Nordamerikaner uns nicht zur Seite stand.

Die Bewohner einer einzigen deutschen Stadt von 60 bis 70 000 Einwohnern könnten das Riesenland genau so dicht bevölkern, wie dies es heutigen Tages ist. Die Eskimos und Indianer schätzte man beim Verkauf zu gleichen Teilen auf ein Drittel der Bewohnerschaft, das dritte Drittel fiel auf Weiße und Mischlinge, summa summarum an 30 000 Seelen. Heute nehmen die Weißen allein diese Zahl in Anspruch, wozu noch einige tausend Chinesen, einige hundert Japaner und sogar ein paar hundert Neger kommen. Die Japanerzahl mag sich inzwischen erheblich gesteigert haben. Unter den zirka 31 000 Weißen befinden sich 28 000 männliche Individuen. Also, meine Damen, wer nach sicherern Schätzen sucht, als sie selbst das Gold bieten kann — auf nach Alaska! (Unter uns gesagt: Ich würde Sie aber auch im Erfolgsfalle höchstens um den Wohnsitz in Südost-Alaska beneiden.)

Ein Kapitän Tuttle, der auf siebenzig Fuß über den Meeresspiegel gehobener Klippe eine prähistorische Nieder-

lassung in Alaska entdeckte, schätzte deren Alter „zwischen vier- und vierzehntausend Jahren". Wir überlassen Mr. Tuttle die Verantwortung für dies Exempel, wundern uns aber gar nicht, jenes aus „Mastodon-Rippen" konstruierte Haus von unsern Yankeefreunden bereits als den „ältesten Wohnsitz der Welt" proklamiert zu sehen.

Unter der Überschrift „Das Wunderland der Welt" gibt ein für Alaska-Reisende gestiftetes nordamerikanisches Touristenbüchlein folgende Schilderung, die ich dem erstaunten Leser in teils wörtlicher, teils sinngemäßer Übersetzung nicht vorenthalten will: „Poeten haben über die himmelstürmenden Kolosse der Alpen gerast, sind in ein Delirium über die Schönheiten des Mittelmeeres geraten und berauschten sich tatsächlich an den wein- und blumenumdufteten Schätzen des Rheines, und doch — wenn alle diese Länder nebst allen diesen Schönheiten in eins verschmolzen werden könnten, so müßte diese Vereinigung zur Bedeutungslosigkeit zusammenschrumpfen, wenn man sie auch nur mit einem der Hunderte von Alaska-Juwelen vergleichen wollte. Es ist das Großartigste, was es draußen gibt! Da sind schönere Blumen in Alaska als in irgend einem Unionsstaate, ein größerer Reichtum an Gemüsen und Pflanzen als in Indiana, mehr Holz als in Minnesota, Wisconsin, Michigan, Georgia und Arkansas zusammengenommen, mehr Fische als in sämtlichen Gewässern Europas, mehr Gold als in den vereinigten Kalifornien, Kolorado und Montana, mehr Kupfer als in ganz Arizona, ein reicherer Vorrat an Kohlen wie in Pennsylvanien, und an Petroleum wie in Texas."

Gut gebrüllt, Löwe! namentlich was die Schönheits- und Großartigkeitseigenschaften anbetrifft. Allein, wenn man die Übertreibungen abzieht, bleibt genug des Be-

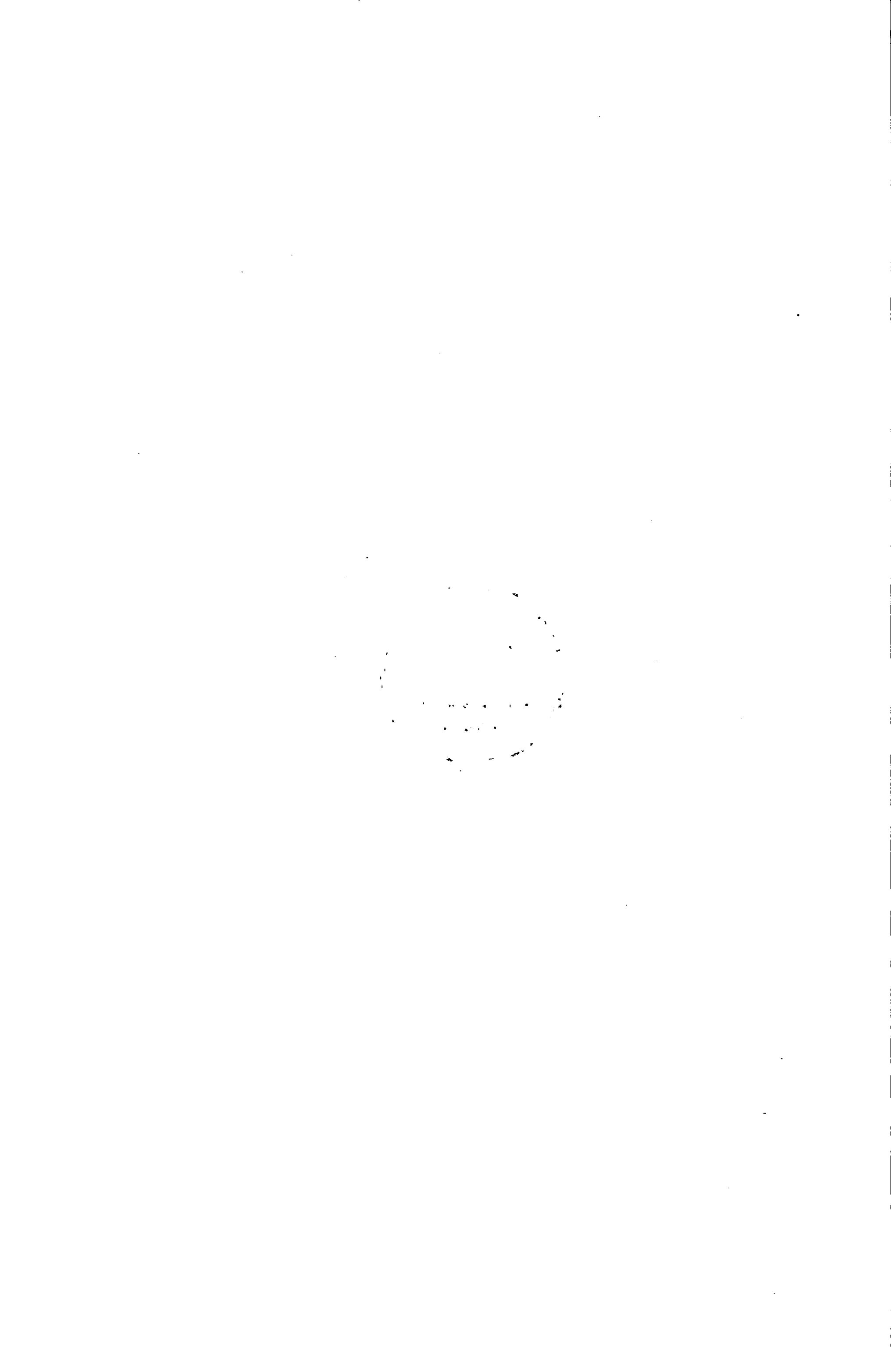
deutenden und Schönen übrig, und was von den Boden= und Tierschätzen gesagt wird, mag teilweise stimmen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß Alaska im Mount Wrangel und Mount St. Elias vulkanische Berge von 5000 bis 6000 Meter, im Mount Mc. Kinley wahrscheinlich von 6000 bis 7000 Meter über Meereshöhe besitzt, daß es vielleicht das größte Gletschergebiet der Erde bildet. Nur einige Haken sind dabei: die ungeheure Monotonie und die Entlegenheit! Der gewöhnliche Reisende gelangt gar nicht in die Nähe jener Giganten, auch der ungewöhnliche kaum. Nicht einmal den Mount St. Elias bekommt man auf Touristendampfern zu sehen. Ich hatte nach meiner Rückkehr von Alaska eine abermalige Reise dorthin projektiert, sogar schon mein Dampferbillett bestellt; ich wollte den ganzen Yukon hinunter bis zur Behringstraße und dann über See heim. Auf dringendstes Abraten verschiedener Alaska=Kenner gab ich die Sache auf, allerdings nicht, ohne später innerliches Bedauern über den Verzicht zu empfinden. Man sagte mir, es sei zu spät im Jahre, ich habe nur düsteres, unsichtiges, immer schlechtes Wetter zu erwarten, schlechte Nahrung und schlechte Gesellschaft; die Yukonufer seien überwiegend uninteressant und schließlich wäre jedes Ding enorm teuer. Nun, dachte ich, da kannst du also deine Zeit wie dein Reisegeld besser auf freundlichere Gefilde verwenden. Wenn es aber noch Juni=Juli gewesen wäre, hätte ich es doch getan! Mein Geschick, auf die Touristenfahrt hereinzufallen, hat mich darum gebracht. Doch ich will nicht hadern, ich habe ohnehin Eindrücke mit heimgebracht, die ich nicht missen möchte.

Man sagte mir auch später in Vancouver allseitig, ich hätte mit Südost=Alaska die Perle des Landes gesehen,



Der White Paß zwischen Skaguay und Dawson City.



und da diese Perle in der Regel so vom Himmel beweint zu werden pflegt, daß die meisten Reisenden sprechen müssen: „Ja, schön muß es sein, wenn wir nur etwas weiter über unsere Nasenspitze hinaus unsere bereitwillige Bewunderung hätten ausdehnen können,“ — so kann ich über die Behandlung seitens der Alaskagötter nicht klagen. Fast steter Sonnenschein und nur ein einziger ausgesprochener Regentag! — „Unverschämtes Glück!“ höre ich im Geiste so manchen enttäuscht heimgekehrten Alaska-Touristen knurren.

Lieber Leser, wenn du nicht zu bequem bist, auf der Karte nachzusehen, was ich — nimm's mir nicht übel — in der Regel von dir annehme, so wirst du bei Ausübung dieser Tugend finden, daß Südost-Alaska etwas nördlich von Port Simpson ungefähr beim 50. Grad nördl. Breite beginnt und etwa bis zum 60. Grad reicht; das entspricht bei uns ungefähr der Breite zwischen Frankfurt a. M. und Stockholm. Es wird lange nicht so kalt wie in diesem uns vertrauten Striche, und dennoch kommt es einem bei weitem nördlicher vor; man bleibt deshalb in einem Staunen über die Üppigkeit des Pflanzenwuchses, die Schönheit und Größe der Wiesenblumen. Ähnlich ergeht es uns in dem vom Golfstrom beeinflußten nordwestlichen Norwegen. Dasselbe bewirkt für Südost-Alaska der hier auslaufende warme Japanstrom.

Die Leute lieben den Winter fast mehr als den Sommer, weil man dann oft klare Luft ohne strenge Kälte hat. Das gilt freilich nicht für das Yukontal oder gar Nome an der Behringstraße, dort ist es des Winters fürchterlich. Dunkelheit, enorme Kälte und heulende Schneestürme. Aber wer so mit uns, im Juli, durch diese grünen, klarströmenden Engen geglitten wäre, vorbei an

den unermeßlichen, schweigenden dunklen Nadelholzwäldern, über die geheimnisvoll die wolkenumspielten, blendenden Gletscherhänge und Schneehäupter schauen, der hätte auch gesagt, es ist herrlich! Und dann wäre er weitergeglitten über landseeartige Breiten, besät mit Inseln, gleich der berühmten japanischen Inlandsee, und abermals hinein in enge Kanäle, zwischen einer schier unerschöpflichen Fülle von Eilanden, mit wechselnden Szenerien in der ganzen Skala, die zwischen der Idylle und der Erhabenheit liegt. Schließlich an den Grenzen der vegetativen Natur fast das Schönste: Muirgletscher und Gletscherbai! Oft wolkenverhüllte, kahle Zackenketten aus Schneemänteln in der Ferne starrend, davor die von Moränen gesäumten und auf den Randflächen teils dunkel gefärbten Riesen-Eisströme, begrenzt durch phantastisch zerrissene und zerklüftete Stirnmauern, von denen zeitweilig unter Donner Eismassen in die aufspritzende See abstürzen, die in ihrer Menge ganze Ortschaften bedecken könnten.

Und die Sonne läßt den Himmel sich lichtblau auf der Buchtfläche widerspiegeln. Vorsichtig dampfen wir zwischen diesen schweigenden Trümmermassen des Gletschers. Majestätisch segeln einzelne ins Meer hinaus, auf deren glitzerndem Rücken Seevögel rasten und deren Spalten grünlich oder in einem berückend schönen Tiefblau leuchten, und dann wieder drängen sie sich zu dichten Brocken und Schollen zusammen, die, mit leisem Knirschen und Rauschen durcheinander schwankend, von der Bugwelle beiseite geschoben werden. Hier und da treffen wir auf einsam im Kanu die Eisfischerei betreibende Indianer, die dem selten geschauten, großen Schiffe mit weit aufgerissenen, dunklen Augen nachstarren.

Diese, durch die meist, doch nicht immer kalten, aber

immer zarten Farben des Nordens getönten Bilder sind es, glaube ich, die im Verein mit der Nachthelligkeit den nachhaltigsten Eindruck auf uns machen; sie machen ihn, da sie in Wirklichkeit geschaut uns so neu sind. Ich bin sonst der Meinung, daß in der Schweiz noch Schöneres, in Norwegen noch Grandioseres sich bietet, und namentlich, wo es um Vereinigung von Natur und Kultur sich handelt, europäische Szenerien durch keine anderen der Welt überboten werden; allein dies Alaska hat zweifellos seine Eigenart, die man über das übliche blinde Vergleichen weniger vergessen sollte. Nicht zu leugnen bleibt die Monotonie der tagelang sich folgenden Küsten und Felsinseln, die immer wieder mit demselben lückenlosen, dunkelgrünen Nadelkleide bedeckt sind. Nicht zu leugnen bleibt das Häßlich-Melancholische der geisterhaft weißen Striche, mit denen der Urwald auf weite, weite Strecken schraffiert ist, diese stehenden, durch Brände oder Krankheit gemordeten und gestorbenen Bäume, Leichen, die nicht fallen können, weil das vegetarische Leben sie zu enge umstrickt hält. Nicht zu leugnen bleibt ferner das viele Unsympathische des lüsternen Pioniertums der kaukasischen Rassen, sowie das Plumpe, Schmutzige, fast Tierische der einheimischen indianischen, aber durchaus mongolisch geprägten Stämme. Aber anderseits: Welche Gewaltigkeit packt uns wieder an aus dieser Monotonie! Wie beschäftigt es die Phantasie, sich die Undurchdringlichkeit, das Unerforschtsein dieser Wälder vorzustellen, die Jahrtausende so teilnahmslos abweisend verharrt haben, wie heute, während Natur und Kultur an andern Punkten unseres Planeten von Umwälzung zu Umwälzung getrieben wurden. Wir wissen, hier herrschen noch Adler und Grizzlybär; in den schäumenden Strömen, zwischen

Felsblöcken und gestürzten Bäumen, drängen sich Lachse zur Laichzeit, Rücken an Rücken, fast eine Brücke bildend; Scharen mächtiger Halibuts füllen die Buchten, und vor ihnen spritzt die Wassersäule des gigantischen Wals.

Wo die Schlote qualmen und unter dem rollenden Krachen des Dynamits dunkle Wolken aus waldentblößten Anhöhen emporsteigen, dort ahnen wir den Fleiß und die Intelligenz, aber auch die Gemeinheit derjenigen, die unseres Blutes sind. Wir kommen in die Holzstädte, die mitten zwischen verkohlten Baumstümpfen und Gestrüpp in den Urwald verlaufen, deren Häuser und Kirchen nicht nur aus Brettern bestehen, sondern die auch nur hölzerne Straßen, Trottoirs sowie Fahrdämme besitzen; und gleich neben diesen Holzwegen wird alles nach etwas Regen unergründlicher, krautüberzogener Sumpf und Morast.

Wir sehen die Indianerweiber in den Städten in ihren schmutzigen, aber durch Farben malerischen Röcken, den Oberkörper und Kopf oft in schwarze Tücher gehüllt, reihenweise auf dem Boden kauern, wo sie bunte Alaska-Kuriositäten zum Verkaufe an die Fremden um sich ausgebreitet haben, namentlich geflochtene und gefärbte zierliche Körbe und Körbchen, deren bessere mit bewunderns-werter Geschicklichkeit hergestellt sind. Dazu kommen die Nachahmungen der kuriosen grobgeschnitzten und bemalten „Totempoles", Felle, Geweihe, perlenbestickte Ledermokassins usw. Die indianische Hausindustrie ist durchaus nicht unbedeutend, und einiges davon, wie z. B. die kunstvoll gefärbten Körbchen und geschnitzten Arbeiten aus dem Elfenbein des Walroßzahnes, ist ganz allerliebst.

Doch auch andere Indianer sehen wir, deren die Humanität, meist auf dem Boden der christlichen Mission, sich annahm.

Es wird immer so viel auf das Vergebliche und Schädigende der Mission gescholten. Aber, wo sind denn die andern, die sich uneigennützig dem Wohlfahrtsdienste an niedrigstehenden Völkern widmen? Den jeweiligen amerikanischen Regierungen darf man bezüglich ihrer Indianerbehandlung auch nicht allzuviel Menschenliebe nachrühmen. Hingegen sieht man in Alaska wohlgehaltene private Missionsschulen und Pflegeanstalten, Indianerwohnungen, in denen eine ordentliche Hausfrau schaltet, und die mehr Komfort besitzen als recht viele deutsche Arbeiterwohnungen; ja, ich bin — ich komme noch darauf zurück — in einer Stadt gewesen, die lediglich durch einen schottischen Geistlichen gegründet ist, in der sonst kein Weißer wohnt, und wo Zucht, Ordnung und wachsender Wohlstand sich untrüglich verraten.

Was wir schließlich als eine Spezialität Alaskas finden, das sind jene fratzenhaften „Totempoles", die seltsamen Holzpfähle und Holzsäulen, deren verzerrte Figuren keine Idole sind, sondern die Wappen der Sippe bezeichnen, vor deren Hütten sie sich erheben. Das Wort Totem entstammt der Sprache der Algonkin-Indianer. Die Ausstellung in St. Louis ward mir in mancher Beziehung verdrießlich. Man hatte dort alles zusammengeschleppt, was aus den Staaten zusammenzuschleppen war; man hatte mir sozusagen den Rahm von der Milch genommen, und u. a. die Totems und ihre besten Schnitzer, die Tlingit-Indianer, durch illustrierte Blätter in Europa plötzlich populär gemacht.

Ich weiß es zwar, daß es ein ganz anderes Ding ist, die Totempoles im Verein mit Indianergräbern gespensterhaft aus dem Urwalddunkel Alaskas auftauchen zu sehen, als sie in sauberer Aufstellung auf einem modernen Aus-

stellungsterrain in eiliger Gleichgültigkeit zu erblicken. Diese Totempoles, zu denen ich im Abenddämmern, begraben vom Gestrüpp und den dornigen Blättern der Lykopodien, nahe einem verlassenen, im Walddickicht versunkenen Dorfe vordrang, haben mir eines der unheimlichsten und gleichzeitig poetisch reizvollsten Bilder meiner ganzen Reise hinterlassen.

Alle diese Züge, die ich in Kürze hier skizziert habe und nun chronologisch ein wenig ausführlicher behandeln will, werden den Lesern vielleicht eine ungefähre Vorstellung jenes merkwürdigen Goldlandes des äußersten Westens erweckt haben. Nicht jedem, der in die Ferne schweifen will, rate ich die weite Reise dorthin an. Größeren Genuß wird ihm, wie ich es schon andeutete, in jeder Beziehung die Nähe bieten; doch dem ernsten Forscher sowie dem, der im Monotonen die Erhabenheit, im Einsamen die Poesie zu finden vermag, dem gewährt Alaska oft bleibendere Funde als dem Goldsucher.

* * *

Übermäßig groß war die „Spokane" nicht; 200 Passagiere hätten sich erst pressen lassen müssen, um unterzukommen; deren etwa 80, die wir zählten, genügten vollkommen, um das Schiff ohne zu große Unbehaglichkeiten zu füllen, wennschon ich durchaus nicht den allerletzten Platz erwischt hatte.

Allmählich lebte ich mich in meine Umgebung ein: einige reiche nichtchristliche und christliche, vierteldeutsche und ganz nordamerikanische Familien aus San Francisco und Umgegend; solche aus dem fernen Osten, die von St. Louis über Kanada heimreisen wollten; verschiedene Lehrerinnen aus Kalifornien und Saltlake-City, nebst

sonstigen unbescholtenen Einzeldamen; ein englischer Offizier, der Swell und Beau des Schiffes, dem, mit Ausnahme einiger junger Ladies, die Gesellschaft offenbar nicht auf der von ihm beanspruchten Höhe stand. Ich war der einzige Reichsdeutsche, neben einem Jüngling aus Frankfurt a. M., von dem ich aber nicht wußte, ob er deutsch sein wollte.

Doch halt! noch ein halber Landsmann war da, ein pensionierter k. k. Richter aus Mähren. Dieser konnte für das größte, vielleicht einzige Original an Bord gelten. Körperlich besaß er eine auffallende, gedrungene Kürze und dabei einen einsamen, hauerartigen, außerordentlich entstellenden Zahn. Er vernachlässigte sich vollkommen, erschien immer in demselben braunen, schäbigen Anzuge, mit derselben hellgrün karierten, schmierigen Krawatte und aß mit dem Messer. Dazu sprach er nur sehr wenig Englisch. Über seine Eigentümlichkeiten konnten die Ladies, die sich anfangs aus einem gewissen Mitleid mit ihm zu unterhalten gedachten, nicht hinwegkommen. Er wollte aber auch gar nicht unterhalten sein und machte auch mir die Versuche dazu schwer. Dabei hatte dieser alte, gutmütige, wißbegierige Junggeselle, dessen Hauptunglück es offenbar war, keine ihn erziehende Frau bekommen zu haben, einsam und für sich große Teile der Welt, namentlich den Orient bereist.

Der Kapitän war wenig gefällig. Der allmächtige „Purser" (Zahlmeister) besaß die nordamerikanische Gleichgültigkeit gegen fremde Interessen, sobald sie nicht von jungen Damen geltend gemacht wurden. Am mürrischsten (auch mit letzterer Ausnahme) gab sich der Erste Offizier, ein weißhaariger Greis. Er hatte bereits einen „Tatterich", der ihm bei Tisch kaum Messer und Gabel an den

Mund führen ließ. Ich schätzte sein Alter auf siebzig; es ward mir aber glaubhaft versichert, daß es schon an die achtzig reiche. In solchem gefährlichen Fahrwasser konnten die Passagiere dies kaum als beruhigenden Sicherheitsfaktor erachten. Vielleicht vertraute die P. C. S.-Gesellschaft seiner Erfahrung. Von den übrigen Offizieren bekam man wenig zu sehen. Im Rauchzimmer waren die Berechtigungspapiere von jedem von ihnen öffentlich angeschlagen. Bei uns hätte dies kaum einen Zweck, möglicherweise wirkt es ermutigend auf nordamerikanische Passagiere.

Auch dem zahlreichen Steward-Personal an Bord der „Spokane" seien einige Worte gewidmet. Am unangenehmsten war mir mein deutscher Tischsteward, dem Katzenbuckeligkeit und Unverschämtheit zugleich aus den Augen leuchteten. Die übrigen bekümmerten sich um die Passagiere genau soviel und solange, wie es dem knappsten Maße ihres Kontraktes entsprach, also vermutlich lauter Union-Leute. Höflichkeit in unserem Sinne kennen sie überhaupt nicht; das scheint mir freilich noch immer erträglicher als katzenbuckeln. Sie bedienen in fliegender Eile, um schnell fertig zu werden; dies machen sie auch in den Hotels so. Also, Fremdling, hüte deinen Teller, auf daß er dir nicht halbgeleert unter der Nase verschwinde! Außer den Mahlzeiten haben sie wenig für die Passagiere zu tun; dann wird alles geschlossen. In gewissen Stunden blieb jedoch die „Bar" geöffnet. Ebenfalls erhielt man nach verspäteten Landausflügen dennoch serviert, was für nordamerikanische Verhältnisse ein großes Entgegenkommen bedeutet.

Wenn die Schar der Stewards sich abends dem eigenen Amusement überlassen konnte, verpflanzte sie dies nach

hinten, unmittelbar unter resp. an die Sitze der Passagiere. Dort tollten sie, als ob sie die „Spokane“ zu ihrem Privatvergnügen gechartert hätten, und ließen ihren „musikalischen“ Gefühlen mit Banjo-Geklimper, Pfeifen, Trampeln usw. freien Lauf.

Die Innenräume unseres Dampfers waren recht hübsch, praktisch und boten Platz genug; desto mehr haperte es mit dem zum Lustwandeln verfügbaren Oberdecksraum. Das ist überhaupt charakteristisch für nordamerikanische Fahrzeuge: auf Kosten breiter, angenehmer, geschlossener Räume fallen die Umgänge der etagenförmigen hohen Aufbauten, in denen man wohnt, äußerst schmal aus. Durch die Deckstühle wurden die Passagen völlig gehemmt. Wer gern fröhlich auf und ab trabte, kam ohne zahllose „I beg your pardon“'s nicht davon. Etwas Nachahmenswertes war der „observationroom“. Solche mit großen, eine freie Umsicht gestattenden Fenstern versehene Beobachtungs-, d. h. Aussichtsräume finden wir in den Staaten und in Kanada nicht nur auf Bahnen, sondern ebenso häufig auf Exkursionsdampfern, Dampffähren usw. Man sitzt in den beliebten Fauteuils à la Pullman oder wie auf der „Spokane“ in angenehmen Doppelsitzen mit den Klapptischen davor.

Nur geraucht durfte nicht darin werden, und das blieb mir ein steter Schmerz. Wenn man aber sieht, *wie* in einem nordamerikanischen Smokingroom geraucht wird, und der der „Spokane“ machte keine Ausnahme, so kann man es den Damen nicht verargen, wenn sie sich dem Anblick auf Tischen prunkender Stiefelsohlen und der männlichen Blindheit gegen wohlmeinend aufgestellte Spucknäpfe nicht aussetzen wollen.

Ach, ich sagte es schon wiederholt, wie häufig ich als

freier Deutscher mich an den persönlichen Unfreiheiten im Lande der Freiheit geärgert habe. Auf der „Spokane“ gab es gleichfalls keinen Mangel an Vorschriften. Dem Rauchen war selbst in Gottes freier Natur Fesseln angelegt, so daß man auf den verschiedenen Decks, auf denen man immer nur „von hier bis hier“ und nicht darüber hinaus rauchen durfte, ganz irre wurde, wo man frevelte und wo nicht. Schließlich nahm man sich europäische Freiheit und rauchte überall dort, wo man's gewohnt war, wozu man sich um so mehr berechtigt fand, als es der Mannschaft nicht verboten zu sein schien, bei offenen Ladeluken und zwischen Strohschütten unter Deck ihre Pfeifen zu rauchen.

Offene Ladeluken auf einem der heiligen Versicherung nach lediglich für die Freuden vertrauensvoller Passagiere bestimmten Exkursionsdampfer? Ja, das war eben der smarte Pfiff der Sache! Wir entdeckten bald, daß wir erst sehr in zweiter Linie Vergnügungs-, in erster Linie aber Frachtdampfer seien. Bei Uncle Sam darf man sich nie etwas einbilden — wie wahr ist das!

Die Konsequenz war: wir verspäteten uns regelmäßig, so daß wir nachts das nicht zu sehen bekamen, was wir am Tage hätten bewundern sollen; wir hielten uns dort lange auf, wo wir froh waren, wieder an Bord kommen zu dürfen, und wo man zu genießen gedachte, hatte man schleunigst durchzutraben, um die Abfahrt nicht zu versäumen. Zu Landausflügen an beachtenswerten Punkten war nichts vorgesehen, bis auf ein paar einfache Ausbootungen und eine Eisenbahnfahrt auf den Whitepaß, die durch ihre einstigen Schrecken bekannte Straße nach Klondike hinauf. — Bluff! — Wenn die Natur nicht zuverlässiger gewesen wäre als die Unternehmer, würde man

gesagt haben: Schade ums Geld! Aber ein vom lieben Gott so eigenartig ausgestattetes Stück Schöpfung bringt, mit Bräsig zu reden, über jeden „Hofjungens-Ärger" hinweg.

Ich habe die disziplinierte Ergebung der Nordamerikaner öfter erwähnt. Ein „Aufmucken" wie der Berliner es sofort ausübt, kennt er gar nicht. Das ist Tugend und Laster. Wenn wir aufgemuckt hätten, würden wir und spätere ahnungslose Alaskapilger gutes davon gehabt haben. Wir muckten also nicht auf. Viele meinten, daß die Sache so ganz all right sei, und andere, die sie denn doch nicht völlig all right fanden, begnügten sich mit einem Achselzucken. Freilich ward ihnen das erleichtert durch den Trieb zur Hast, der, unbehindert durch geistige Vertiefung, wie sie so mancher Deutsche liebt, fast allen im merkwürdigen Gegensatz zu jener stoischen Ergebenheit innezuwohnen pflegt. Der „wahnsinnige Hering", dessen Herumrennen uns zum vielverwendeten Gleichnisse dient, muß in den Staaten gezüchtet worden sein. — Kaum hatte die „Spokane" irgendwo und zu irgendeiner Zeit angelegt, so ergoß sich die ganze Schar der Reisenden in rätselhaft beschleunigtem Tempo zu irgendeinem Punkte, der angeblich gesehen werden mußte, und rannte dann in der gleichen grund- und genußlosen Eile wieder zurück. Jetzt wußte ich es also: Sie murrten nicht über die unerhört unprogrammäßigen Beschleunigungen der „Spokane", weil just dies ihrem Temperamente lag.

Die Verpflegung war nicht schlecht, zumal reichhaltig genug. Die Suppen überpfefferte man freilich, Fleisch und Gemüse wurden wenig nach deutschem Geschmack bereitet; dazu noch allerlei Fremdes, nur teilweise Erfreuliches.

Am erfreulichsten an amerikanischen Tafeln sind in der Regel Obst und Sahne. O, diese schon einmal gerühmte, prächtige Sahne! Selbst auf der Alaskafahrt erhielten wir sie.

So brachte man denn zirka einen halben Monat, alles in allem mit einem Kostenaufwand von ungefähr 700 Mark, im ganzen erträglich zu. Wer sich viel mitnehmen wollte, konnte allerdings mit großer Leichtigkeit mehr anlegen, boten die Indianer doch gestickte Stücke zu 300 Mark an und wurden auch solche los. Die bei den Mahlzeiten fast ausschließlich Wasser trinkenden Nordamerikaner schlagen mittels dieser Entsagung einen erheblichen Teil der Kosten, die ein Deutscher sich zu machen pflegt, wieder heraus. — An Trinkgeld wird übrigens nicht gespart. Der Nordamerikaner gibt nicht bei so häufigen Anlässen wie wir, allein, wenn er gibt, meist nach einem uns recht unnötig generös erscheinenden Maßstabe.

Wir vertrugen uns ganz gut untereinander. Von Cliquenbildungen wußte man weniger als auf dem winzigsten deutschen Passagierdampfer. Nur der noble Engländer nebst ein paar Missen cliquelte. Dabei war es spaßig zu beobachten, wie er sich vercliquelte, d. h., wie er Geister, die er gerufen, nicht los werden konnte, um sich noch begehrenswerteren, aber später ausfindig gemachten widmen zu dürfen. Er lag immer in Decken gehüllt nachlässig im Kreise einiger Schönen. Und die Damen? Sogenannte militärfromme deutsche Backfische hätten keinen größeren Leutnantskultus treiben können, als diese durchaus angelsächsischen Mädchen, und die ausländische „Feinheit" wirkte auf sie desgleichen bestechend, ebenso wie sein Rühmen, daß er gegen die Freiheits-



Die „Spokane“ im Eise der Glacier Bay, Südost-Alaska.



Der Muir-Gletscher in Südost-Alaska.





kämpfer im Burenlande gefochten habe. Schelten wir also unsere deutschen Mädchen nicht zu sehr; wenn Adam zweifarbiges Tuch getragen hätte, wäre dies Eva auch lieber gewesen.

Mir waren die Damen des Schiffes nur in einem Punkte fatal. Man konnte nie an die zwei einzig verfügbaren Schreibtische mit ihrer verschwenderischen Fülle goldgepreßten Schreibmaterials gelangen — von früh bis spät saßen schreibwütige Ladies davor, die dann den Papiervorrat nebst einer fürchterlichen Unmenge von Ansichtspostkarten auch glücklich bis zum letzten Rest verarbeiteten. Ernsthaft musikalische Talente schien es nicht unter ihnen zu geben. Unsere gesamte Musik wurde von zwei bescheidenen, aus San Francisco engagierten jungen Mädchen besorgt, die zu den Mahlzeiten und abends eine Stunde auf Gitarre und Mandoline ganz niedlich klimperten.

* * *

Es war also am 5. Juli. Seattle blieb im Nebel zurück. Ein kalter Wind strich über die blaue See. Zur Linken trat über den Nadelholzwaldungen die schneebedeckte Olympische Bergkette, die das vorspringende Küstenfestland säumt, immer prächtiger hervor. Sie gipfelt in dem ungefähr 2700 Meter hohen Mount Olympus. Beim Eintritt in die Juan de Fuca-Straße, die das peninsulare südliche Festland von der britischen Insel Vancouver trennt und die den stark befestigten Zugang zum Puget Sound-Gebiet darstellt, liefen wir zunächst den Hafen von Townsend an. Dieses terrassenförmig am Bergufer hingelagerte Städtchen ward einst, als vortrefflicher Hafen, mit großen Zukunftshoffnungen gegründet, doch die binnen

gelegenen Plätze — zuerst Tacoma — bewiesen wieder, daß der Umschlagsverkehr nach möglichst weit an Hinterland-Bahnverbindungen heranziehenden Punkten guter Wasserstraßen strebt.

Prächtig glitzerte im Hintergrund die über 4400 Meter messende Pyramide des Mount Rainier. Dann dampften wir nach dem gegenüberliegenden Victoria, der auf der Insel Vancouver gelegenen Hauptstadt Britisch-Kolumbiens.

Als ich hier unserem Konsul an Bord eine gute Zigarre anbieten wollte, wurde dies nicht ausführbar, da der Steward im fremden Hafen keine steuerbaren Waren abgeben durfte. Nicht eine einzige Zigarre! Auch eine angenehme Einrichtung moderner wirtschaftspolitischer Zwickmühlen. Der äußerst kalte Juliwind trieb mich nach Verlassen Victorias bald zu Bett. Am nächsten Vormittag vollendeten wir die Passage durch die Straße von Georgia, und damit die erste Hälfte des Wasserweges zwischen der britisch-kolumbianischen (kanadischen) Festlandküste und der Ost- (inneren) Seite der über 33 000 Quadratkilometer großen Wald- und Berginsel Vancouver. Mittags erreichten wir die wunderschönen Seymour Narrows, eine enge, inter-insulare Wasserpassage, an der im Innern zur Linken der höchste Gipfel der mächtigen Hauptinsel, der weißummantelte, nahe 2300 Meter hohe Victoria-Pik ins Blau ragt. Sonniges Wetter wechselte mit Nebel und Kälte. Dann und wann stürmten Böen über das schäumende, graugrüne und stark strömende Wasser. Die unaufhörliche Begleitung auf Festland, Inseln und Inselchen bilden graue Felsen, Berge und Tannenwälder mit ihren stricheartig gerade und hochaufstrebenden Stämmen. Sanftere Strecken, eine einzelne Siedlung, ein paar am Waldrand eingenistete

Holzhäuser kommen wohl gelegentlich dazwischen. Überwiegend aber finden wir ganz unbewohnte, unermeßliche, wilde Einsamkeit, als ob man an einer noch unerforschten Südseeinsel entlang führe. Die grünen Berge an der Enge und später sind schon recht hoch; dahinter und in die Zwischenräume schieben sich noch höhere, nackt und zackig, mit Schneefeldern bedeckt und von Schneerinnen geädert. Oft unterbrechen Tausende von hellgrauen, kahlen Baumgespenstern das sonst unabsehbare grüne Wipfelmeer.

Auf der Breite des Königin Charlotte-Sundes setzte eine sanfte Dünung von vorn ein, in der das Schiff stampfte. In die landseeartige Fläche erstreckte sich an Steuerbord, wie die englischen „Needles", nur weit zahlreicher und immer kleiner werdend, eine Fülle von Felsinseln und Brocken. In den Engen streichen wir zeitweilig dicht unter den Steilbergen hin. Möwen schießen über das grüne Wasser. Ein Windhauch hat die stangenartigen Stämme hier wild durcheinander geschichtet, dort zwängt sich verfilztes Buschwerk an die verästelte Bucht. In der Fernsicht blauendes Wasser, die im steten Wechsel kulissenartig sich einschiebenden Vorsprünge der Waldküsten, nun wieder leuchtend grüne Wiesenflecken an einem Bach und weiße Kaskaden geschmolzenen Schneewassers.

Auf meine Bitte, einen Blick in die Karte zur Orientierung tun zu dürfen, erwidert der eisgraue Erste Offizier kurz: „It is not allowed" — das sollte die Devise der Staaten sein! Und der Kapitän erklärt: „Sie hätten sich ja selbst eine bessere Karte mitbringen können." Überhaupt ist von den Offizieren kaum eine Auskunft zu erlangen; sie leben viel abgeschlossener als bei uns, was ja an sich bei einer so gefährlichen Route etwas für sich haben kann. Die Hauptberührungspunkte der Fahrt

werden veröffentlicht, aber über sonst interessante Stellen, Berghöhen usw. erfährt man nichts. Wo die grünen Lichtungen und Wasserfälle sind, wirkt das Landschaftsbild am reizvollsten. Das hellgrüne Wasser der Flußmündungen erscheint wie abgeschnitten gegen das dunkelblaue der Fjorde. Wir begegnen einem von Alaska kehrenden Dampfer; sein Rauch zieht schattenwerfend über die bewegte, smaragdene See. Er führt den Namen „Humboldt", wohl der populärste deutsche Name auf der gesamten Westhemisphäre.

Lilaschimmernde Felsblöcke, seeartige Erweiterung in alpiner Umrahmung — eine größere Station, Segelboote, Klippen mit einem rotbedachten, weißen Leuchtturm darauf. Es ist am 7. Juli abends; wir haben auf dem, zwischen der norwegisch tieffjordartig zerrissenen Festlandküste und unzähligen Inseln und Schären nordwärts sich schlängelnden Wege die Insel Vancouver schon nach dem Charlottesund hinter uns gelassen, haben offene Weiten nach dem Pacific zu passiert, sind wieder hinter den Schutzwällen der Inseln verschwunden und so durch die Engen von Frazers und Grahams Reach, bei der bedeutenden Prinzeß Royal-Insel, und durch den Greenvillekanal an die Mündung des Skenaflusses gelangt. Wir laufen an den Plätzen: Port Simpson und Ketchikan vorbei, ebenso nach Passieren der Clarencestraße an der umfangreichen Prince of Wales-Insel, am wichtigen Fort Wrangel. Während des nebligen 8. Juli, den aber die Sonne immer wieder verklärte, dampften wir vormittags durch die Wrangel Narrows, deren Umgebung um so anmutiger wirkte, als auf flachen, grünen Niederungen sich dicht geschlossene Tannenwaldungen üppig drängten, ohne die abgestorbenen Stämme der Bergwaldungen zu zeigen. Die häufigeren

Niederlassungen fielen durch stattliche Holzgebäude auf sowie durch Sägewerke und Brücken der den Fang und die Verarbeitung von Fischen betreibenden Anstalten. Eine Reihe von Gletschern der Coast Range lugten aus den Wolken am Festlande zur Rechten. Prachtvolle Inlets — Fjorde — führen zuweilen an ihren Fuß. Nachmittags befanden wir uns abermals an malerischer Breite beim Fife Finger Lighthouse, das fichtenumgeben auf einem Felsen trotzt. Stolz wehte das Sternenbanner auf dem sauberen, weißen Bau. Ähnliche größere und kleinere Waldinseln folgten; die ganze Szenerie rief mir die japanische Inlandsee ins Gedächtnis.

Schwermütig warnte ein großes, im Fahrwasser liegendes Dampferwrack. Gegen Abend erblickten wir den ersten großen Gletscher in der Nähe, den Sum Dum Glacier. Das Sonnenlicht strich schräg über treibende Eisblöcke, über grüne Inseln, Berge mit schweizerartig anstrebenden Tannenwäldern und saftig leuchtenden Matten dazwischen auf den Höhen. Nachmittags fand an Bord eine Übung nach der Feuerrolle mit Ausschwingen der Boote statt. Eine großartige Landschaft, durch die Seeabzweigungen etwa dem Vierwaldstättersee gleichend, obwohl nicht an die Umrahmung des Urnersees hinanreichend, entrollte sich nun. Durch Nebel und Wolken hindurch zauberte die Sonne eine überwältigend schöne Beleuchtung hervor. Wie Smaragd erglänzte das Grün; die Schneeberge des Hintergrundes, die aus schwarzen Tannenlinien herauswuchsen, boten, von weißen Wolkenschleiern umwogt, ein erhabenes Bild. An Wasserfällen vorüber liefen wir abends 9 Uhr, doch bei völliger Helle, aus der Stephenpassage in den Gastineaux Channel und an Ansiedlungen vorbei auf Douglas City, zur Linken

auf der Douglasinsel gelegen, zu. Etwas nördlicher gegenüber schmiegt sich an den Fuß eines vereinzelten, gewaltigen Bergmassives die ansehnliche Stadt Juneau, ein Glanzpunkt der Alaskalandschaft. Douglas City war früher britisch. Sehr reizvoll wirkt der aus einigen industriellen und Verwaltungsgebäuden, Kohlenlagern sowie aus in langer Linie sich hinstreckenden, schmutzigen Arbeiterhäusern bestehende Ort nicht. Nur die Szenerie dahinter ist hübsch. In Douglas befindet sich die einst berühmte, noch jetzt Ertrag liefernde Goldmühle Treadwell Stamps, eines der größten existierenden Goldpochwerke. Die Mine, die nun der Alasca-Mexican Goldmining Company gehört, liegt am Berge unmittelbar dahinter. Wir fanden Zeit zur Besichtigung des Werkes. Eine Bahn bringt das weißliche Kalkgestein, welches das edle Metall enthält, heran, das dann mit Hilfe der durch Wasserkraft erzeugten elektrischen Kraft verarbeitet wird. Geradezu sinnverwirrend rasseln die vielen Stampfhämmer nieder. Ein seit sieben Jahren hier beschäftigter junger Arbeiter, der uns führte, war völlig taub geworden. Eine Menge von Schüttelwerken, über die das zerkleinerte Gestein durch mehrere Etagen gespült wird, stimmen in den Höllenlärm ein. In der Kammer der letzten Waschung, wo sich die Amalgamiervorrichtung und Magnete befinden, zeigte man uns die Plättchen gediegenen Goldes.

Dann fuhren wir im Zwielicht nach Juneau hinüber. Der hintere Teil der, wegen zu schmalen und der Überflutung ausgesetzten Vorlandes, vorn auf hohen Pfählen erbauten Stadt, in deren zusammenkriechenden Häusern die Lichter funkelten, verlor sich im Dunkel der mächtig aufstrebenden Bergwand, diese wieder ganz in den Wolken. Zu beiden Seiten wallte weißliches Gewölk gleich einem

schimmernden Dach über der Stadt. Ansteigende Lichter glitzerten darunter. Der einfache weiße Holzpalast des Stadthauses hob sich auf ragendem Hügel im Vordergrund über die Dächer. Klar sah man noch, wie die oberen Häuser sich immer mehr ins Grün vor dem Walde verstreuten. Trotz der mitternächtlichen Stunde gingen wir zur Besichtigung an Land, am Bollwerk von einer dichtgedrängten Menschenmenge neugierig empfangen.

Juneau ist das Minen- und Verkehrszentrum des südöstlichen Alaska. Seine Gründungsgeschichte, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts spielte, ist so wild und interessant wie der Boden selbst. Sie begann damit, daß Indianer im Jahre 1879 Goldquarz vom Gastineauxkanal zu dem Kommandanten des nordamerikanischen Kriegsschiffes „Jamestown", das vor Sitka ankerte, brachten. Die eigentliche Stadt besteht nur aus Holz; die Trottoirs sind aus Brettern gefügt, selbst die Dämme der Hauptstraßen sind Holzbohlen. Bei der oft ungeheuren Nässe und der Billigkeit des Materials kann dies wohl auch nicht anders sein. In Südchile fand ich später ähnliches. Zwischen Läden wanderte man traulich dahin, etwa mit dem Eindruck, als ob man abends in Helgoland ans Land gegangen wäre. Alle Kuriositätenläden standen noch auf, dann Bars, Wechsel- und Schenkstuben. Ich stieg ungeachtet eines feinen Regens im Halbdunkel gleich in die obere Stadt, wo Gras und Buschwerk immer ungeordneter zwischen den Häusern wucherten. Blumen schienen in den Gärtchen nicht viele zu wachsen.

Nach einer Stunde dampften wir leider schon weiter; im Gegensatz zum Lande wehte auf dem Wasser ein kalter Wind. Ein reizender Rückblick auf die erleuchtete Stadt und auf die Lichterreihe von Douglas City bot sich; dazu

wunderbarer Mondlichteffekt auf den schnee= und wolken=
bedeckten Bergen. Das Erwachen des nächsten Morgens
fand uns bereits am Pier von Skagway.

Skagway, die Eingangspforte nach Dawson und dem
Klondikegebiet, das im Konkurrenzkampfe das benachbarte
Dyea schlug, liegt auf dem 59. Grad 30 Min. nördl.
Breite — also ungefähr der von Stockholm und Peters=
burg — am Ende des langen Lynnfjords. Die Lage auf
flachem Vorland zwischen Bergen ähnelt etwa der von
Flüelen am Vierwaldstättersee. Dies unordentlich er=
scheinende weite Vorland, eingekeilt zwischen teils schnee=
bedeckten Zacken, wird Überflutungen ausgesetzt sein, worauf
die Pfähle deuten, auf denen viele Holzhäuser selbst land=
einwärts stehen. Ein paar mächtige Holzpiers, mit ge=
decktem Brückenkopfe, erstrecken sich weit in die Bucht.
Wir lagen am Kai auf der östlichen, vor Überflutungen
sicheren Festlandseite, die auch durch eine lange Holzbrücke
mit der Stadt in Verbindung gebracht ist.

Welche Fülle von menschlichen Hoffnungen und Ent=
täuschungen, von Elend, Roheit, Glückstaumel und allen
möglichen Leidenschaften hat den Weg über diesen Platz
gemacht! Viele der primitiven Häuser und Hütten sind
geschlossen und wieder verlassen, nachdem der größte
Menschenstrom sich verlaufen hat. Übrig geblieben ist eine
verhältnismäßig ansehnliche, weiterblühende Stadt, die
durch die Eisenbahn, Hotelomnibusse usw. Juneau an
Zivilisationseinrichtungen übertrifft. Die Firmenschilder
zeigen häufig deutsche Namen. Wunderhübsche Sachen
kann man in den Läden kaufen, ein Zeichen, daß viel
Gold hier rollt und viele Andenken begehrt werden. Billig
ist nichts, obgleich wir Passagiere uns untereinander mit
unseren erstaunlich guten Einkäufen, wie immer, brüsteten.

Die wundervoll geflochtenen und geschmackvoll gemusterten Indianerkörbe jeder Größe, die echt gefärbt sehr viel kosten und deren dichtes Geflecht Flüssigkeiten nicht durchläßt, bilden überall den begehrtesten Artikel; dann nachgemachte Totempoles aus Holz und Obsidian, bunte Ruder, Pelzwaren, Lederarbeiten usw. Hier in Skagway fielen mir besonders die von Indianern reizend bunt verzierten und geschnitzten Arbeiten aus Walroßzähnen auf. Auch allerliebste Spielkarten mit Alaska-Ansichten sind zu haben, die aber wohl aus San Francisco oder aus dem Osten importiert sind. Nicht alles ist geschmackvoll, allein im Durchschnitt bekommt man doch vor der kunstgewerblichen Begabung dieser plumpen, braunen Landeskinder die höchste Achtung. Ob das häufig vorkommende Mäanderornament der Flechtarbeiten auch indianisches Original ist, kann ich nicht sagen, möchte es aber annehmen. Die Weiber sind beim Handeln höchst beharrlich. Hat man einer etwas abgekauft, erheben die andern oft ein Hohngelächter, um den Fremdling glauben zu machen, er sei übers Ohr gehauen worden, und damit er sich ärgere, daß er sich nicht an die Konkurrentinnen wendete.

Einige Schiffe lagen am Kai, zu dem Schienenstränge für den Güterverkehr hinauslaufen, darunter zwei Kohlendampfer, der Seattle-Dampfer, der Vieh gebracht hatte, sowie ein Staats-Transportdampfer, der nach Nome an der Behringstraße ging. Dieser transportierte Ablösungstruppen für die Alaskaforts. Der Wechsel fand statt zwischen dem 11. und dem 3. (Minnesota) Infanterie-Regiment.

Gegen Mittag führte uns ein Extrazug der Whitepaß- und Yukon-Eisenbahn zum Whitepaß, der Paßhöhe nach Klondike. Es sind nur 21 englische Meilen, allein sie

führen in Kurven und Schleifen, durch Tunnels und über verschiedene, aus der Ferne spinnenwebeartig erscheinende Brücken, anderthalb Stunden hindurch steil bergan. Schon an der Stadt beginnt das wilde, wüste Tal; durch noch wildere Schluchten und über grüne Gletscherbäche geht es weiter. Die vielfach abgestorbenen Nadelhölzer liegen oft chaotisch durcheinander; im jetzt trockenen Wildbachbette gewahren wir die Reste einer zusammengestürzten Brücke. Nackte, terrassenförmig geschichtete Granitfelder, die von Tannen dünn gesäumt sind, dann wieder eingesprengte, zusammenhängende Koniferenmengen, Büsche, Stauden, eine bei der Fahrt nicht festzustellende Blumenart und Laubbäume. Die Esche und eine Pappel oder Erle scheinen zu gedeihen; die Oregontanne findet man allerdings häufig abgestorben. Noch vor wenigen Jahren kamen auf diesem Paßpfade, den wir jetzt im bequemen Eisenbahnwagen überwinden, Tausende von Männern nebst Frauen und Kindern vor Hunger, Kälte und Erschöpfung in der unwirtbaren Fels- und Schneewüstenei um. Drei Lokomotiven braucht unser kleiner Zug zum Vorspann. Trotz der Kälte hockte ich immer nach freier amerikanischer Art draußen auf dem Trittbrett und blickte so auf den durchsichtigen Brücken unmittelbar in die Tiefen unter meinen Füßen. Die annähernd 1000 Meter hohe Paßhöhe ist erreicht. Auch hier steht noch einer der gegen Stein- und Schneefall sichernden Holztunnels. Einige Hütten bilden die Station; eine Doppelstation, denn wir befinden uns an der nordamerikanisch-kanadischen Grenze. Hier flattert das Sternenbanner, dort die Flagge des Dominions. Ringsherum ein wüstes, mit Steinen besätes Auf und Nieder, in der Hüttennähe durch Flaschenscherben verunziert. Vor uns im Talkessel blinkt ein kleiner fels-

umschlossener See; hinter uns liegt eine steile Höhe über dem Paß, die wir der Aussicht halber erklimmen.

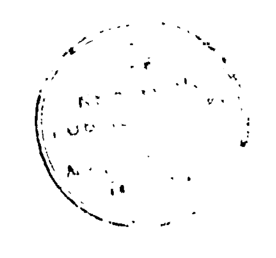
Die Bahn geht noch ungefähr 90 Kilometer über Caribou weiter bis White Horse, dem Hauptorte des Kupferbezirkes, dann gelangt man einstweilen auf Dampfern oder im Winter auf Postschlitten weiter nach Dawson. Dampfer fahren auch seitwärts von Caribou nach der Gold- und Kupferstadt Atlin am Atlinsee. Die Schiffsroute nach Dawson führt auf dem Milefluß, dem Labargesee, wieder auf den Milefluß, dem Lewesfluß und dem Yukon.

Das lange Warten am Kai nach der Rückkehr vertrieben wir uns mit dem Betrachten der Minnesota-Soldaten. In dunkelblauem Uniformrock, hellblauen Hosen, Gamaschen und grauen Hüten sahen sie nicht schlecht aus, behielten aber häufig beim mangelhaften Grüßen der in einer gelben Interimsuniform befindlichen Offiziere die Hände in den Taschen. Die Bordeinrichtung für die Offiziere, die auch ihre Damen mit sich hatten, schien eine höchst einfache zu sein. Bei der Abfahrt fand eine lebhafte patriotische Begrüßung zwischen unseren Passagieren und den Soldaten statt, auch beide Dampfer tuteten sich gegenseitig an. — Jetzt sah man erst, wie hübsch Skagway doch liegt. Reizend zeigte sich später der Ort Haines auf großer, grüner Waldlichtung, dahinter wuchsen Schneeberge und Gletscher immer mächtiger heraus. Auch auf der Festlandseite links ragte es wild über die wogenden Wolken, aus denen ein Gletscher hoch oben sich enthüllte. Um die Halbinsel zur Rechten dampfend, liefen wir auf Pyramid Harbour zu, in die Bucht, in die der Chilkatfluß sich ergießt, und erblickten nun am Fuße zwischen zwei Bergen, deren einer von einer Wolke gleich einer ungeheuren,

überhängenden Schneewächte gekrönt ward, den Davidsongletscher. Ein sumpfiges Vorland mit Wald dahinter trennt die Stirnmoräne noch von der See; beides hatten wir, als wir — Damen und Herren — in mehreren Booten an Land gefahren waren, zu durchqueren. Es herrschte bereits die Dämmerung zwischen 10 und 11 Uhr abends. Zunächst fand sich keine bequeme Landungsstelle; schließlich mußten die Matrosen die Damen, deren Mut ich bei jung und alt auf dieser Expedition rückhaltlos bewunderte, auf dem Rücken an Land tragen. Im hohen Grase suchten wir mit dem uns führenden Offizier lange Zeit vergeblich den durch den Wald geschlagenen Pfad. Endlich erschien der eigentliche Führer, ein älterer, blondschnurrbärtiger Nordamerikaner, der sich ein Gletscherseil umgehängt hatte. Zunächst mußten wir uns mit dem Beil einen Durchhau durch das dichte Unterholz schlagen. Die Damen dringen tapfer mit in den dunkelsten Urwald hinein. Ein dahinschießender, tiefer Gletscherbach scheint ein unüberschreitbares Hindernis zu bieten. Vergeblich kämpfen wir uns an verschiedenen Stellen an ihn heran. Endlich fällt der Führer an schmalerer Stelle einen Baum, der hinüberstürzt, so eine schwanke, schmale Brücke bildend. Die sich sehr nett benehmenden Matrosen gehen in Seestiefeln, zuweilen bis zur Hüfte, in das eisige, reißende Wasser, um uns beim Übergang, den das Seil nur ungenügend als Geländer sichert, zu stützen. Einer wird dabei vom Strudel umgerissen und erleidet ein gehöriges Vollbad, ohne daß sein Humor darunter leidet. Mit mehr oder minder nassen Füßen gelangen Männlein wie Weiblein glücklich hinüber und nach einer Kletterei im dichten auf- und absteigenden Buschwalde wieder in das hohe Gras der Wiesenblöße hinaus, wo es im eiligsten Tempo weiter-



Russische Kirche und russisches Blockhaus in Sitka, Südost-Alaska.



geht. Mächtiges Kälberkraut und eine Menge blauer Schwertlilien blühen ringsum. Die Damen können trotz allem den Trieb zum Blumenpflücken nicht unterdrücken, wobei eine meinen ihr zur Stütze geliehenen und von mir als Andenken sehr geschätzten Stock kaltblütig verliert. Natürlich retten sie später fast nichts von ihren Schätzen an Bord. Die Menschenlinie verlängert sich immer mehr; Besorgnisse werden wach, Teilnehmer zu verlieren, was in dieser Wildnis und bei der Dunkelheit für die Betreffenden kein Spaß gewesen wäre. Wir rufen zeitweilig einander an. Fast pfadlos eilen wir vorwärts; nichts sehen wir mehr im brusthohen Grase, zu Füßen knirscht es bisweilen. Endlich dringen wir abermals in den Wald ein, es ist Laubholz, Erlen, wie es scheint, darunter ein großartiges Gewucher von ungeheuren Bärlappblättern. Nun erreichen wir trockenen Nadelwald und damit den richtigen Pfad. Unebenheiten, über den Weg liegende Stämme erkennt man kaum. Da blinkt nach etwa einstündigem Marsch seitwärts der Gletscher durch. Einige Male sind noch Baumbrücken zu überschreiten, dann gelangen wir an offenes, teilweise von Büschen bedecktes welliges Gelände, wir haben die Stirnmoräne erreicht.

Wir — einige Damen, ein paar Herren und ein Junge — sind an der Spitze geblieben, indem wir das Seil als Verbindung im Dunkel benutzten. Wenige nur kamen noch nach. Übrigens waren die Namen aller Teilnehmer an Bord zuvor notiert worden. Eine wirkliche Besteigung des Gletschers war schon unmöglich geworden, immerhin wollten wir doch auf ihm gewesen sein. Wir umschritten den kleinen, vom Schmelzwasser gebildeten, sumpfumgebenen See vor dem Randgletscher und stiegen dann, unter Stufenhauen des Führers am Seile ein Stück

die schmutzigen Eishügel hinan. Es war Mitternacht; zu sehen gab es nicht viel, gefährlich war es auch, und so kehrten wir bald wieder um. Trotz noch größerer Dunkelheit gelangten wir verhältnismäßig rasch zurück, wobei wir wieder durch einen kleinen Fluß getragen werden mußten. Im Vorlandsumpf suchten wir nach unseren Booten, die ihren Platz gewechselt hatten und uns jetzt durch einen flammenden Holzhaufen die Richtung kundtaten. Wir waren ganz froh, als wir alle heil von der freilich nicht uninteressanten Partie wieder an Bord gelangten. Ein Herr hatte sich verirrt gehabt und große Angst ausgestanden; er wäre wirklich beinahe verloren gegangen. Die meisten übrigen hatten, wie gesagt, das Ziel aufgegeben. Erfreulicherweise gab es noch ein nächtliches Souper an Bord.

Am nächsten Vormittag erreichten wir Glacier-Bai, den Glanzpunkt der Fahrt. Sie endigte am berühmten Muirgletscher, annähernd wieder auf der Breite Skagways, nur weiter westlich. Im Hintergrund zwischen beschneiten Bergen liegt dieser, mit seinem auf 800 englische Quadratmeilen geschätzten Umfange vielleicht größte Gletscher der Erde. Svartisen, der größte europäische Gletscher, gegen dessen Ausdehnung die des großen Aletschgletschers der Schweiz noch klein erscheint, kann sich nur mit 300 englischen Quadratmeilen brüsten. Leider blieben wir des vielen schwimmenden Eises wegen zu weit ab. Der 300 englische Fuß hohe Gletscher soll täglich 64 englische Fuß vorrücken, wobei Tausende von Tons abbrechen und donnernd ins Meer stürzen. Vier Jahre vor unserem Besuch brach — vielleicht infolge von Erdbeben — der ganze Stirngletscher ab, und seitdem ist der Muirgletscher unzugänglich. Professor John Muir, ein geborener

Schotte, erforschte ihn zuerst und veranlaßte so den Namen.

Zum erstenmal schienen wir uns in arktischen Regionen zu befinden. Immer dichter schwammen die oft malerisch zerrissenen Blöcke und Trümmer um das Schiff, einige von prachtvoller Lasurbläue durchleuchtet. Auf manchen segelten rastende Möwen. In den Schneeketten der Fairweather-Range, hinter dem Gletscher ragt der fast 4800 Meter hohe Mount Fairweather. Der Gebirgszug gehört schon zur Umgebung des Mount St. Elias. Weit nordöstlich, im Innern nach dem Yukon zu erhebt sich dann in ungeheurer Einsamkeit und Größe der noch höhere Mc. Kinley.

Vorsichtig glitten wir durch das Blockeis, ohne es zu berühren, stoppten und kehrten dann um. Das bisher klare Wetter bezog sich; Nebel trat ein, dann Regen, der den Tag über anhielt. Durch die Icy- und Chatham-Straße dampfend, erreichten wir den auf der Admiralty-Insel auf dem 57 Grad 35 Min. nördl. Breite liegenden Fischerort Killisnoo, früher eine Walfischfängerstation. An der grünen, für höchst fruchtbar geltenden, tannenumwachsenen Bucht, in der wir ankerten, nachdem wir bereits zuvor zum Fischen gestoppt hatten, liegen die Öl- und Phosphat-Guanowerke einer in Portland und San Francisco beheimateten Gesellschaft. Killisnoo ist überwiegend Indianerdorf, mit einer russischen Missionskirche. Die Hütten sind häßlich und unansehnlich, ebenso die eskimoartigen Indianer, von denen viele an Schwindsucht leiden sollen. Im Regen zogen wir umher, auch auf den von der üppigen Vegetation fast völlig überwucherten Kirchhof. Ferner besuchten wir einen bekannten alten Häuptling, Chief Jak, der seine Stube mit den Stücken

seiner Phantasieuniformen ausstaffiert hatte. Für eine seiner allerdings sehr kunstvoll gearbeiteten, in gelber, schwarzer und weißer Wolle mit Totemmustern ornamentierten Chilkatdecken, die von Häuptlingen vor dem Magen getragen werden, verlangte er fast 300 Mark. Das war mir doch ein bißchen zuviel.

Gegenüber Killesnoo, wo es übrigens viel und gutes, wenn auch wieder nichts billiges an Merkwürdigkeiten einzuhandeln gibt, sah man auf einer Tanneninsel einen mit Flaggen geschmückten nordamerikanischen Friedhof. Überall lugen Indianergräber und Totempoles auf dieser ganzen Route der „Spokane", die deshalb auch als „Totempole-Route" bezeichnet wird, da und dort aus dem Uferbusch der Wildnis. Beim Weiterfahren, bei dem wir auffallend viel Seegras bemerkten, stoppten wir bald wieder auf den „Fischgründen". Ein neuer Anziehungstrick der nordamerikanischen Reklame! Die meisten Passagiere rüsten sich mit zur Verfügung gestellten, kräftigen Angelleinen, da es besonders dem mächtigen Halibut (Hellbutt) gilt. Die zartesten Damenfinger schmieren in faulenden Austern und altem Fleischköder herum. Dutzende von Leinen fliegen über die Reling; hier herrscht atemlose Spannung, dort hört man gegenseitiges Anfeuern und scherzendes Renommieren. Einige geübtere Gentlemen erlangen gelegentlich einen der Fische, um dann strahlend das Reklamewort „to partake at the table of one's own catch"*) wahr machen zu können. Die Fische, respektable, ausgezeichnete Fische, sind wirklich in Mengen da.

Um Mitternacht schraubten wir uns weiter. Von den

*) Bei Tische seinen eigenen Fang verzehren.

„Wundern" der nördlich um die Baranoff-Insel führenden Perilstraße sahen wir zunächst nichts; am anderen, regnerischen Morgen lagen wir vor Sitka zu Anker.

* * *

Sitka ist die älteste und vornehmste russische Siedlung Russisch-Alaskos gewesen und ward als solche durch eine in ihrer Art bedeutende orthodoxe Kirche (natürlich Holzbau) ausgezeichnet. Nachdem die Sonne durchgekommen war, enthüllte sich eine Lage von hoher Schönheit. Das ansehnliche, recht saubere Holzstädtchen liegt auf grünem Vorsprung am Ausflusse des klaren Indian-Rivers, dahinter ziehen stattliche grüne Waldberge, deren kegelförmiger Bau und sonstige Struktur auf vulkanischen Ursprung verweisen. Seitentäler enthüllen Hintergründe von mächtigen, wilden Schneebergen. Eine Menge von Waldinseln und Baumklippen, wieder teils an Stockholmer oder vielleicht finnische Schären, teils an die japanische Inland-See gemahnend, sind durch die Bucht verstreut und ihr vorgelagert und bilden so gleichzeitig einen natürlichen Schutz des Hafens gegen die Dünung und die Brecher des Großen Ozeans.

Sitka ist durch ein feuchtes, aber sehr mildes, an Sommertagen an den schönsten tropischen Süden erinnerndes Klima ausgezeichnet. Mit seinen 57° auf nordschottischer Breite liegend, hat es doch eine unvergleichlich höhere Jahrestemperatur. Dies verdankt es dem Ausläufer der von Japan kommenden warmen, ozeanischen Strömung, die ähnlich wirkt, wie der Golfstrom auf die nordnorwegische Küste.

Tief hingen die Wolkenschleier noch herab, als wir, mit Regenschirmen und Gummischuhen ausgerüstet, die

Landung wagten. Sitka ist Station eines nordamerikanischen Revenue-Kutters, weshalb wir Soldaten sahen. Ferner soll es Kohlenstation werden. Augenblicklich lag auch ein großer Kohlendampfer im Hafen. Der grüne Landungsplatz prangt mit einigen ansehnlichen Holzgebäuden und ein paar uralten Kanonen. Einige Geschütze auf Radlafetten vervollständigen den kriegerischen Eindruck. An Reihen von stumpfsinnig hinter ihren ausgebreiteten Kuriositäten hockenden Indianerweibern vorübereilend, betrachten wir auf dem Brettertrottoir die durch einige Läden ausgezeichnete Hauptstraße. Ihren Abschluß bildet jene, mit grünem Zwiebelturm und dem orthodoxen Kreuze geschmückte, säuberlich hell gestrichene russische Kirche des heiligen Michael. Ein malerisches, ehrwürdiges, strohgedecktes Blockhaus trägt noch besonders zur Erhaltung des teilweise russischen Straßencharakters bei.

Eigentliche Russen gibt es nicht mehr viele, wohl aber noch indianische Halbrussen. Unser mährisches Original brachte triumphierend — ob auf tschechisch oder russisch, weiß ich nicht — eine lebhafte Unterhaltung mit einem jungen Russen zustande. Ein Badenser, den ich in einem Geschäftshause traf, sagte mir, es seien auch einige Deutsche ansässig, darunter natürlich ein Brauer. Sie seien mit ihren Geschäften zufrieden. Ich besichtigte das interessante Ethnographica, alte Totempoles, Kriegshauben (auch in Vogelkopfform), Schnitzereien, Flechtarbeiten, Naturalien sowie eine Bibliothek enthaltende, kleine Museum. Ich würde darauf geschworen haben, daß der Pförtner, ein echter junger Indianer, ein Japaner sei. Diese überraschende Übereinstimmung mit dem japanischen Typus findet man hier häufig.

Da ich den Landgang gemeinsam mit einer Familie

Pearson aus Pennsylvania machte, deren Damen Protektorinnen der hiesigen Indianermission waren, so konnte ich die ganze presbyterianische Missionsstation eingehend mit besichtigen. Ein paar halberwachsene Mädchen, urkräftige, plumpe, grobknochige, untersetzte, kurz wieder eskimoartig erscheinende Wesen, mit hübschen, braunen Augen und langen, schwarzen Zöpfen wurden zunächst vorgestellt. Man versteht aber bei ihnen auch den Ausdruck „Rothäute“. Sie waren sonst ganz wie unsere Schulmädchen gekleidet und hatten gerade draußen an Geräten Turnübungen gemacht. Im Wesen erschienen sie ruhig und jetzt etwas zurückhaltend. In der Anstalt haben es die zurzeit etwa 56 Mädchen und 30 Knaben wirklich gut. Der leitende Missionar und die leitende Dame machten einen angenehmen Eindruck. Wir sahen die sauberen Schlaf-, Wohn- und Schulsäle, die Zimmermanns-, Drechsler-, Schusterwerkstätten usw. Schwindsucht kommt auch in Sitka häufig vor; augenblicklich lag aber überhaupt niemand im Anstaltshospital krank. Die Apotheke, die der Leiterin untersteht, erschien tadellos. Dies Fräulein führte uns auch in ihr niedliches Zimmer, ihren Gemüse- und Blumengarten und dann in die Anlagen und auf die herrlichen Tannenwiesen der näheren Umgebung. Der Spaziergang längs des schattigen, oft in Kaskaden rauschenden Indianflusses ist wirklich bezaubernd. Alte Wurzeln der Rodungen und gefallene Stämme geben bei guten Wegen der Szenerie da und dort doch etwa Uriges. Moos und Farne wuchern in prachtvollster Üppigkeit, vor allem aber „Devilsclup“ (Teufelskeule, Bärlapp), dessen Riesenblätter wir bereits beim Davidsongletscher anstaunten. Die Dame erzählte uns, es sei nicht übertrieben geschildert, daß die den

Fluß in der Laichzeit hinaufwandernden Lachse zeitweilig, Rücken an Rücken, eine dichte Decke zu bilden schienen. Die Bären in Alaska fangen sich, wie versichert wurde, oft sehr geschickt ihre Fischmahlzeit, indem sie mit der offenen Tatze unter Wasser lauernd den springenden Lachs ergreifen.

Auf einer reizenden Grasblöße im Tannenwald hat man einen mächtigem Totempole aufgestellt, umgeben von vier Ecktotems, die halbrund gehöhlt und nur vorn bemalt sind. Der Gouverneur will diesen Platz hallenartig überdachen lassen.

Der Gouverneur, ein einst von der New-Yorker Straße aufgelesener, verwahrloster Knabe, ward als hervorragend tüchtig gerühmt und als besonderer Freund Roosevelts bezeichnet. Leider war er zurzeit abwesend.

Ferner besuchten wir mit der Missionsdame einige Indianerwohnungen. Die Männer befanden sich meist auf dem Fischfang. Wie anders hatte ich mir solche Heime vorgestellt! Man sah Möbel, Bilder und Teppiche, wie bei einer besseren Kleinbürgerfamilie bei uns. Frauen und Kinder waren ordentlich gekleidet, manche sogar städtisch. Nur schienen die Räume mangelhaft gelüftet zu werden, ein Zeichen der noch nicht völlig durchgeschlagenen Bildung. Nach Besuch der presbyterianischen Kapelle und der hübschen, mit schöner Holzarbeit ausgestatteten Episkopal-Kirche, wendeten wir uns zur lohnenden Besichtigung der alten griechisch-orthodoxen Kirche, deren Glocken einst aus Moskau gesendet wurden. Der Wert des Silberschmuckes in der Kirche soll über 20 000 Mark betragen. Eigenartig national, wenn auch nicht künstlerisch wirkt die silberne Umrahmung von Heiligen auf Gemälden, so des wirklich reizvollen Kopfes einer

byzantinischen Madonna. Der Vorrat an alten gold- und silbergestickten, mit edlen Steinen besetzten und häufig höchst kunstvoll gestickten Meßgewändern und Mitren auf diesem einsamen Fleck Erde setzt in Erstaunen. Die Stoffe bestehen aus Seide, Sammet und Brokat. Auch Kronen, die Braut und Bräutigam bei der Hochzeit aufgesetzt werden, sind bemerkenswert.

Der Rückblick bei der Abfahrt am nächsten Nachmittage entzückte ebenso wie die Küstenszenerien der vielgekrümmten, waldinselreichen Perilstraße. Die Erweiterungen glichen Schweizer Seen, nur daß die Schneeberge nicht so nahe lagen, wie überhaupt alles hier weiter und noch grüner erschien. Fast am wirkungsvollsten blieb immer das die hohen rückliegenden Berge teils verschleiernde, teils wieder enthüllende Wolkenspiel. Der Aufenthalt im geheizten Observationsraum erschien angenehm.

Am 12. Juli morgens langten wir, nachdem wir abermals nordwärts durch die Chathamstraße, dann südwärts in den Lynnkanal gefahren waren, auf dem Takufluß vor dem Takugletscher an. Wolken- und Lichtwirkungen, Sonnenschein und immer dichter um uns treibendes Eis! Zwei Gletscher wurden dann sichtbar; der westlichere zeigte altes, vom Schmutz bedecktes Eis, der nordöstlichere starrte mit frisch zerrissenem, blauem Absturzwall und zahllos getürmten, spitzen Nadeln. Sehr weit drangen wir dieses Mal im Treibeise vor, um dann bei der Rückfahrt die dichten, kleineren Massen rauschend beiseite zu schieben. Manche malerische, vielleicht eben erst gekenterte Eisinsel schimmerte tiefblau. Der Rückblick über das glitzernde, fast eine zusammenhängende Fläche bildende Eis, mit der Umrahmung von grünen Bergen, hohen Schneezacken und Schneefeldern, und den niedrig darüber

ziehenden Wolken, bot ein prächtiges Gesamtbild. Vereinzelt fischten Indianerboote im Eise. — Abermals liefen wir — natürlich nur der Ladung wegen — die Treadwellmine an. Ich benutzte die Zeit, um eine Sprengung in der Goldgrube anzusehen. Den ganzen Vormittag über rollte der Sprengungsdonner wie Geschützfeuer zwischen den Bergen. Die mit Seitenstollen ganz zutage liegende Grube ist imponierend groß und tief, wie ein natürlicher kraterförmiger Bergabsturz. Die Arbeiter unten und auf der anderen Seite erschienen ganz winzig. Auch die Arbeiterhäuser der Minenstadt besichtigte ich, mit das Fürchterlichste an Verwahrlosung, was mir je vorgekommen. Auf Pfählen stehend ziehen sich die Bretterhäuser nahe dem Strande entlang, was wieder auf Überschwemmungsgefahr deutet. Auch die Betriebsbahn davor — für Holzsägewerke usw. — läuft auf Pfählen und Brettern. Vor und unter den Häusern ein grauenhafter Schmutz von allem möglichen Abfall, dazwischen breitgesichtige Kinder in Lumpen, Haufen von Hunden, Katzen usw. Geflügel und Schweine bemerkte ich nicht. Am Abwaschwasser des Werkes wimmelte es von Möwen und Raben.

Nachmittags kreuzten wir den Wasserarm nach Juneau hinüber noch einmal. Ich fand, daß die Holzbelegung der Straßen nicht weit ging. In der oberen Stadt hörten Weg und Steg bald auf und machten einem Durcheinander von wüsten Flecken mit wucherndem Gras, Gerinnseln, Holzstücken und Baumstümpfen Platz. Die Aussicht lohnte den Anstieg aber. Unter den Gebäuden bemerkte ich eine russische Kapelle, ein stattliches Schulhaus, Gerichtsgebäude, eine blattumsponnene Brauerei — früher Kirche —, ein Redaktionslokal mit



Totempole in Fort Wrangel, Südost-Alaska.



Madonnenbild in der russischen Kirche in Sitka, Südost-Alaska.





Setzersaal, ein Speisehaus mit „Entrance for Ladies“ und ein paar größere Läden. Bei fast heißem Sonnenschein gingen geputzte junge (weiße) Mädchen und Kinder spazieren.

Nach dem späten Antritt der Rückfahrt sahen wir wiederholt Wale spritzen. In der Nacht zum 13. Juli durchliefen wir die Stephenpassage und Frederic Sound, um dann zu höchst unbequemer Frühstunde in lauter Hetze in Fort Wrangel an Land gehen zu dürfen. Das Fort ist eine alte russische Befestigung, jetzt eigentlich nur ein eine Anhöhe umschließendes Häuserviereck ohne sichtbare Fortifikationen. Etwas tiefer liegt die nicht unansehnliche Stadt, die schöne, bergumschlossene Bai davor. Die alten Züge wiederholen sich: Pfahl- und Bretterhäuser, Holztrottoirs usw. Canneries (can ist die blecherne Konservenbüchse), die hier Lachse, Halibuts, Stockfische und Makrelen verarbeiten, Sägewerke und Schiffszahl verweisen auf den bedeutenden Holzausfuhr- und Fischversendungsplatz. Auf den ebbenackten Felsen lag viel Fucus. Zu kaufen gab es trotz der sonst noch schlafenden Stadt allerlei u. a. Bärenfelle zu 100 bis 200 Mark. An und vor Hütten der obern Stadt sind eine Reihe ausgezeichnet schöner Totempoles, darunter der bekannte Walfischtotem, zu sehen, die den Vorzug haben, noch ihren eigentlichen Aufstellungsort zu schmücken. Den nahen Gletscher Le Conte Glacier, jenseit des Stikineflusses, konnten wir nicht mehr besuchen. Wrangels Klima ist im Sommer heißer, im Winter etwas kälter und trockener, als das der Außenplätze. Herrliches Wetter verschönte die Szenerien der Weiterfahrt. Nachmittags ankerten wir vor Kasaan, das in Alaska als das „Totem-Pole-Dorf“ oder „Verlassene

Dorf" weithin bekannt ist. Es liegt an einer Bucht der Ostküste vom Prince of Wales Island. Wieder wie ein Alpensee mit einer Menge schöner Tanneninseln mutet die Bucht an. Auf einem grünumschlossenen Halbrund, das sanft vom Ufer ansteigt, bietet sich uns nun ein seltsames, im Dämmerlicht geradezu gespenstisch wirkendes Bild. Vor grauen, in hohem Kälberkraut, Brennesseln, Farnen und sonst wucherndem Gebüsch fast versunkenen Indianerhütten erheben sich bis gegen hundert kürzere und längere, z. T. 10 Meter und darüber hohe Totempoles, von denen manche noch die Spuren der ursprünglichen Bemalung zeigen. Mit der ganzen Fülle seltsam ineinander übergehender Fratzen und Figuren sind sie verziert; manchmal krönt sie der Bär, manchmal eine Eule, ein Doppelpaar von Vögeln, auch der weit vorspringende Vogelschnabel fehlt nicht. In umzäunten, hüttenartigen Grabtempeln daneben fand ich den Bär ebenfalls, daneben Marmorgrabsteine mit christlichen Symbolen. Das Ganze macht einen höchst phantastisch-abenteuerlichen Eindruck. Einige Hütten besitzen einen Innenraum, der fast einer altnordischen Halle gleicht. In der Mitte befindet sich eine viereckige Feuerstelle, ringsherum eine im Viereck laufende, breite, doppelte Estrade, die an die gemauerte chinesische Feuerbank, den Kang, erinnert. Auf dieser fanden wir Bettstellen und altes Haus- und Küchengerät. Auch ein Kätzlein strich umher, und einen Wächter, der sich aber vor Fremden verkriecht, soll es geben. Kehren doch die indianischen Fischer, die sich sonst meist weiterab in Neu-Kasaan niederließen, zeitweilig wieder in das verlassene Dorf, das einst den Kriegern des Haidastammes gehörte, zurück. Schwer ward es, in dem Gewucher einen Platz zur günstigen photographischen Aufnahme zu finden;

einmal fiel ich fast bis zum Halse in die Dornen eines Gebüsches wilder Rosen, aus denen ich mich nur sehr behutsam und schwierig wieder herauszuarbeiten vermochte. Das war aber bald vergessen, und Kasaan blieb mir zweifellos das Poetischste, was die Reise bot.

Abends liefen wir in die gleichfalls gebirgsseeartige Bucht von Metlakahtla ein, das südlich von Ketchikan auf der Anetten-Insel gelegen ist. Der Ort selbst bettet sich auf flachem, grünem Vorland, das noch nicht lange gerodet erscheint. Felsen, mit zum Teil nackten Kuppen, lagern dahinter; das ist einmal ein ganz angenehmer Wechsel, zumal dort, wo das Gestein, vielleicht wegen Kupfergehalt, durch blauviolette Schatten gefärbt erscheint.

Eigentlich heißt der Ort Neu-Metlakahtla, im Gegensatz zum alten im britischen Gebiet, woher der schottische Missionar William Duncan mit seinen indianischen Pfleglingen herzog, nachdem Präsident Cleveland ihm die Anetten-Insel als Reservation zusicherte. Kein Weißer außer Duncan und einem Gehilfen darf sich auf der Insel niederlassen, auf der jetzt etwa tausend Thlinket-Indianer der Obhut Mr. Duncans unterstehen. So blieben die schlechten Blaßgesichtelemente fern, und das Experiment des Philanthropen konnte wohl gelingen. Großes hat der heute fast 75 Jahre zählende Mann in seinem vierzigjährigen Wirken für die armen Rothäute geschafft! Er hat die Indianerfrage wie nur einer gelöst, alles mit einem Herzen voller Liebe und Begeisterung, wovon wir uns selbst überzeugen konnten.

Bei der Landung finden wir ein ordentlich gehaltenes Hafenbollwerk mit allen nötigen Einrichtungen, besitzen die Indianer doch eine Sägemühle und Canneries zur fabrikmäßigen Verarbeitung des Lachses. Der Schiffs-

verkehr ist im Steigen begriffen. In dem überwucherten, noch von Baumstümpfen bedeckten wilden Boden sind, wie üblich, Bretterstraßen ausgelegt; schon zieht sich die urwüchsige Stadt mit bescheidenen Kuriositäten- und anderen Läden ziemlich weit landein. Viele Wohnhäuschen finden sich häufig mitten im Gewucher von Gärtchen umgeben. Kartoffeln und allerlei Gemüse wachsen darin, dann auch Stachelbeeren, Himbeeren, Iris und Rosen. Eine Schule und zwei Kirchen, alle von den Indianern selber erbaut, heben sich unter jenen hervor; höchst stattlich sogar tut dies die eine Kirche, ein heller Bau in ordentlichem Kathedralstil, bisher jedenfalls die bedeutendste Alaskas nach der orthodoxen Kirche in Sitka. Nur zu gern führte der alte Geistliche uns in die überraschend große, in sauberer Holzarbeit ausgeführte, hübsch gebeizte und gestrichene Kirchenhalle hinein. Wir verteilten uns auf die bequemen Bänke und blickten zu bunten Glasfenstern, einem schön geschnitzten Altar und der Orgel, der einzigen in ganz Alaska, empor. Diese Orgel bildet mit Recht den Stolz der Gemeinde, und ein indianischer Kantor spielte uns mit Verständnis darauf vor.

Der lebhafte greise Schotte hielt in der Kirche eine Ansprache an uns, in der er hauptsächlich die Geschichte der Kolonie beredt erzählte. Zur Orgelbegleitung ward von uns ein Choral gesungen. Das Gesangbuch enthielt englische Hymnen und solche in der Metlakahtla-Sprache, von der eine Probe eines Weihnachtsliedes, die ich leider nicht übersetzen kann, lautet:

Koidexischkh ah tumt hoiyanschkh neyaoklimash kishgt
Schimangitkh Lachahgh ah-gam
Addah nahtahtach-kam kan pooanskkh neitlaytkh.

Pessimisten meinten, Mr. Duncan habe keinen Nachfolger und sein Werk könne wieder zugrunde gehen. Diese Furcht scheint mir zu übertrieben.

Bei unserer Abfahrt versammelte sich das Volk von Metlakahtla in hellen Haufen am Pier, darunter eine von Mr. Duncan nur aus Indianern gebildete Blasinstrumenten-Kapelle, die ganz erträglich spielte. Ordentlich gekleidete Mütter fuhren braune, herausgeputzte Babies in tadellosen Kinderwagen. Größere plumpe Kinder und Backfische waren erschienen, die sich ganz nach der bekannten unbeholfen-übermütigen Art unserer Backfische benahmen. Ich bemerkte bei ihnen einige stolze Blumenhüte und sogar — o Kultur! — ein paar Brillen. Zur höheren Bildung werden, wie ich hörte, intelligente junge Leute auf ein gehobenes Indianer-Kollege im britischen Gebiete geschickt.

Die Abfahrt gestaltete sich höchst lebhaft und patriotisch mit Hurrarufen und Taschentücherschwenken, wozu die Indianerkapelle kräftigst das „God save the queen“ und den Yankee-Doodle schmetterte.

Abends 10 Uhr liefen wir in den geschützten Hafen der stattlichen Stadt Ketchikan. Sie liegt auf der Revilla-Gigedo-Insel, an prächtiger, seeartiger Erweiterung; gegenüber am Waldrande schimmert ein Begräbnisplatz. Unmittelbar hinter der Stadt tritt ein runder, schneebedeckter Berg zwischen zwei Waldbergen vor. Der noch blendend weiße Schnee bildete einen stimmungsvollen Kontrast zu der in Dämmerung gehüllten Stadt mit ihren Lichtern. Wieder standen die Vorderhäuser auf Pfählen, die Bohlen- und Bretterstraßen zogen sich erst flach hin, dann ziemlich steil hinan. Die vielen Menschen am Pier verliehen das Gepräge großer Geschäftigkeit. Ansehnliche Läden,

„Saloons“ und Kaffees standen noch auf. Die unverschämte Behandlungsart widerspruchslos ausnutzend, stürzte alles in rasender Eile zum Raritätenankauf an Land. Auch hier befinden sich Gräber und Totempoles in der Nähe. Ich stieg auf langen Holztreppen zu einem hochgelegenen, ansehnlichen Hause empor und genoß einen prächtigen Blick über Stadt und Hafen. Dahinter begann gleich der Welt Ende mit aller Unkultur. In kalter, dunkler Mitternacht (zwischen 55 Grad und 56 Grad Nordbreite) dampften wir weiter südwärts, wobei wir einen Scheinwerfer gebrauchten. Am nächsten Tage konnte ich meinen Überzieher wieder dauernd entbehren. Bei weiterer Rückfahrt wurde allerlei zuvor nicht Geschautes dankbar genossen. Bei manchen, in den Wald hineingepreßten und umzäunten Indianergräbern bemerkte ich, daß sie mit Fenstern und Türen ganz wie Häuser aussahen. Die Särge und sonstige dem Toten mitgegebene Sachen stehen wohlverschlossen darin. Weiße Grabsteine erheben sich aus dem Gestrüpp davor.

Die Gebietsgrenze des nordamerikanischen Besitzes erstreckt sich nördlich vom Port Simpson und den Königin Charlotte-Inseln. Am 15. Juli dampften wir wieder längs der Vancouver-Küste, die mir sehr schön und interessant vorkam. Nachdem wir manche bewohnte Hütte, ein flaches Waldvorland vor reizend phantastisch gestalteten Bergen passiert, liefen wir nachmittags die Kohlenstation Comox an, die auch englische Kriegsschiffe und unsere deutschen Kosmos-Dampfer mit Kohlen versieht. Auf der Barre berührten wir bei niedrigem Wasser zweimal den Grund. Die großartige Kohlenmine Comox liegt etwa drei geographische Meilen einwärts; der aus nur wenigen braunroten Häusern am gerodeten Urwalde

bestehende Ort heißt Union-Bay. Gut gehaltene Wege, niedliche Blumen- und Gemüsebeete künden sofort, daß hier Engländer ihr Heim aufgeschlagen haben. Kurz nach unserem Hiersein kam der Maschinist eines Kosmos-Dampfers in Comox auf schreckliche Weise ums Leben. Im Dunkeln glitt er auf der wie ein Gradierwerk ragenden Holzbrücke, von deren Höhe die Kohlen auf schrägen Schütten abwärts in die ladenden Schiffe gleiten, aus, in solche Schütte hinein und schlug nach einem Sturz von nahezu 100 Fuß auf das Bollwerk und dann ins Wasser. Auf dem Dampfer glaubte man, es handle sich um einen nur in den Hafen gefallenen, halb Ertrunkenen. Man stellte Wiederbelebungsversuche an, wobei mit dem Pumpen der Arme die gebrochenen Rippen fortwährend durch die inneren Weichteile gestoßen wurden. Auch ohnehin war der bedauernswerte Offizier schon schwer verletzt gewesen. Nach noch tagelangen, entsetzlichen Qualen ist er dann verschieden.

Am 16. Juli erreichten wir wieder Victoria, wo ich mich ausschiffte. Damit fand die immerhin lohnend gewesene Alaska-Fahrt an Bord der „Spokane“ ihr Ende.

* * *

Handbüchern entnehme ich nun folgende Angaben über die Alaska-Indianer, die ich auszugsweise in Übersetzung wiedergebe.

Die Schöpfungssage lautet: Im Anfang war nichts als Himmel und Wasser. Ein Vogel kam aus dem Monde herab, mit einem kleinen Ringe oder Monde im Schnabel. Auf dem Meere gelangte er auf den Rücken eines großen Fisches. Eine Erde gab es noch nicht. Der Vogel ließ den Ring fallen und sogleich erschien eine dicke Kröte

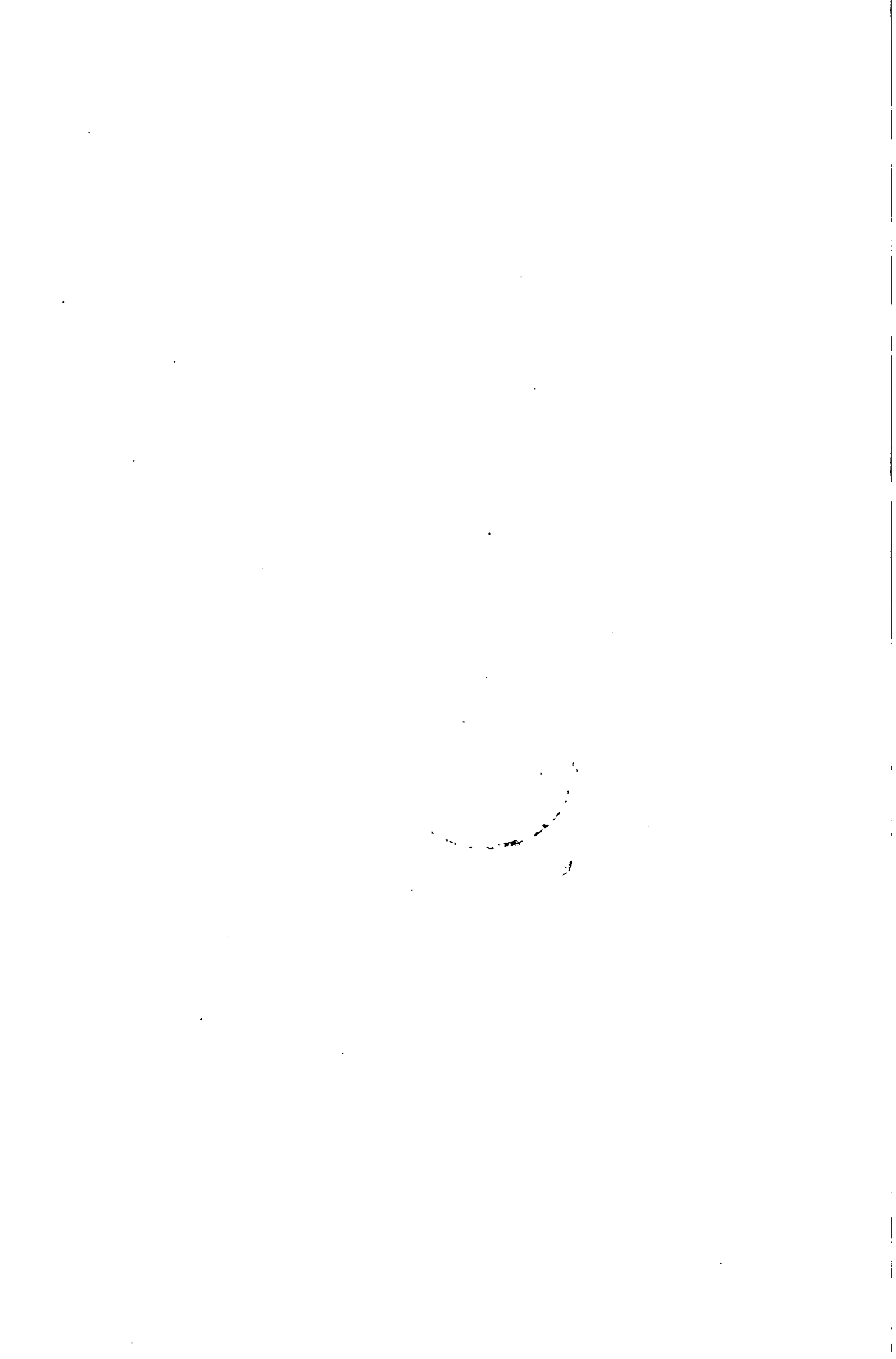
und verschluckte ihn. Davon schenkte die Kröte einem Kinde das Leben. Dieses war ein Mädchen. Der Vogel ernährte nun das Mädchen, und um die Zeit, da es zur Jungfrau erwuchs, tauchte aus dem Meere ein mit dichten Wäldern bedecktes Küstenland auf. Der Vogel ließ das Mädchen am Ufer zurück, um in den Wäldern nach Nahrung für sie zu suchen. Plötzlich aber kam ein Bär aus dem Walde, der das Mädchen liebkoste, wonach sie den ersten Menschen (Mann) zur Welt brachte.

Dieser uralten Legende gemäß, leiteten die Indianer ihre Abstammung vom Vogel, Fisch, Bär und der Kröte (Frosch) ab. Jede Familie wählte sich eines dieser Tiere als eigentliche Ursprungsquelle und damit zum Familien- oder vielmehr Clan-Wappen. So erklärt sich die Entstehung der dann noch durch weitere Symbole vermehrten Totempoles, von denen sie auch Namen ihrer Kinder nehmen, z. B. Wee-nay-ach (Wal); Lee-tahm-lach-taon (der auf dem Eise Sitzende d. h. Adler); Iksh-co-am-alyah (der erste Sprecher am Morgen d. h. Rabe); Athl-Kah-Kont (der heulende Wanderer d. h. Wolf).

Vier Hauptstämme bewohnten auch früher Alaska, deren weit zahlreichster die Kish-poot-wadda (in der Tsimshean-Sprache) hießen und deren Symbole der Finnwal in der See, der Grizzly-Bär am Lande, das Birkhuhn in der Luft, und Sonne und Sterne waren. Die Canaddas hatten Frosch, Raben, Seestern und Büffelkopf erkoren, die Lacheboo Reiher und Grizzly-Bär, und endlich die Lackshkeak den Adler, Biber und Halibut. Alle diese Geschöpfe sind sichtbare Repräsentanten der in der indianischen Mythologie verehrten mystischen Kräfte. Die Mythologie spricht von einem früher bewohnten, wunderschönen Lande, in dem sie sich den Familienhäuptern



Chief Jak von Kilisnoo in Südost-Alaska im Häuptlingsschmuck.



der Vorfahren selber offenbart hätten. Genug, alle Indianer einer Wappengruppe, mochten sie später noch so sehr auseinander gesprengt werden, betrachteten sich stets als nächste Verwandte. Die erste Auseinandersprengung fand der Sage nach durch eine große Überschwemmung, analog der Sintflut, statt. Die, die sich in ihren Kanus retten konnten, bildeten neue Gemeinschaften, aber höher galt die alte der mitgeretteten Symbole. So geschah es, daß Wappengemeinschaft nun für inniger galt als Blutsgemeinschaft und selbst die Zusammengehörigen in sich sonst feindlichen Stämmen aneinander fesselte. Wo ein streifender Indianer im weiten Alaska auf Hütten mit den Totems seines eigenen Wappens stößt, da steht die Schwelle ihm und den Seinigen immer auf gleich der eigenen. Diese Einrichtung hat viel dazu beigetragen, Blutfehden unter den Indianern zu verhindern und die Tugend der Gastfreundschaft einzubürgern.

Die Stämme sind also gewöhnlich in vier Clans geteilt, deren jedem die Wappengemeinschaft über Stammesgemeinschaft geht. Jeder Clan hat seine Häuptlinge, die bestrebt sind, durch Anbringung des Wappens auf den ihnen gehörigen Gegenständen ihr Ansehen geltend zu machen. Der Häuptling errichtet dem Haupte, dem er folgte, einen Totempole vor dem Hause. Je mehr Eigentum ein Clan sammelt und an andere Clans desselben Wappens abgeben kann, desto mehr Häuptlinge darf er selber haben, und er brüstet sich mit ihrer Zahl. Personen mit demselben Wappen dürfen keine eheliche Gemeinschaft eingehen, der Frosch darf also nicht den Frosch, der Wal nicht den Wal heiraten, wohl aber der Frosch den Wolf oder der Wal den Adler.

Die Kinder folgen zu einer Gemeinschaft dem Wappen

der Mutter und gehören der Familie dieser an. Das Wappen vererbt sich also stets in der weiblichen Linie. Die Familie des Vaters gilt nicht als verwandt mit ihnen. Der Erbe und Nachfolger ist demnach nicht der Sohn, sondern der Schwestersohn, und falls auch eine Frau weitweg geheiratet hat, wird ihr Sohn, sobald er erwachsen ist, seine Familie verlassen und zu der seiner Mutter kommen.

Wenn ein Clanhaupt ein Fest gibt, ist es ein Ehrenpunkt, daß es wohl gelinge. Seine Wappengenossen sind seine Gäste, die als Angehörige nichts zu leisten haben, alle anderen aber müssen durch Gaben oder Dienste zum Erfolge beitragen. Bei den Festen spielt das „Potlatch" eine große Rolle. Dies Wort bedeutet in der Chinook-Sprache „Geschenk" und kurzweg auch das Fest selbst. Die Geschenke bestehen in Nahrungsmitteln und besonders in Decken, von denen zuweilen Hunderte weggeschenkt werden. Derjenige, der zuwenig gibt, schwebt in Gefahr, nach dem Tode bis in alle Ewigkeit hungern und frieren zu müssen. Eingeladen wird viele Tage vorher, und kurz zuvor durch einen Boten, der mit einer Glocke umhergeht, noch einmal an den Termin erinnernd. Zum Festhause schreiten die Gäste mit kriegerisch bemalten Gesichtern, in bunten Decken und mit allerlei Indianerschmuck behängt. Jeder trägt einen Kessel, einen irdenen Topf oder sonst ein Gefäß für den Kaffee. Die Bewirtung besteht gewöhnlich in Hartbrot, Äpfeln, Kaffee und braunem Zucker. Dies wird an die auf dem Boden hockenden Gäste herumgereicht. Jeder füllt sich auch beim nach Hausegehen noch einmal sein möglichst großes Gefäß. Dies Festmahl pflegt etwa drei Stunden zu dauern; dabei schwatzen sie lebhaft, erzählen sich Geschichten und bringen

begeistert aufgenommene Toaste aus. Der folgende Tanz währt manchmal die ganze Nacht hindurch.

Jeder sucht seinen Nachbarn in der Potlatch-Freigebigkeit zu übertreffen, oft ein Wahlmanöver für die kommende Häuptlingswahl. Dabei wird die frühere eigene resp. die künftig erwartete Generosität des Gastes klug mit in Erwägung gezogen. Im Laufe des Festes wird der Potlatch verteilt: Rollen von Baumwollenzeug, Musselin, Flanell und die beliebten Wolldecken. In üppigeren Zeiten ist es vorgekommen, daß die überschüssigen Potlatches ins Feuer geschleudert oder von den Tänzern in Streifen gerissen und um den Körper gewickelt wurden. Mancher Potlatch-Verschwender gab schon alles fort, was er hatte, und mehr dazu. Heute haben die Missionare diese Auswüchse beseitigt, der Potlatch selbst aber besteht noch fort. Die Tänze werden in Tanzhäusern abgehalten. Möglichst viele Nachbarstämme vereinigen sich oft dazu, indem sie grotesk aufgeputzt, namentlich mit wehendem Kopfschmuck aus Hermelin und Seelöwenbärten, in langen Kanus erscheinen. Die Teilnehmer haben Rasseln, mit denen sie zunächst die bösen Geister fortrasseln. Die große Trommel „geough" wird zum Tanze monoton aber wild bearbeitet. Ebenso wirken der dabei übliche Gesang der Tanzenden, ihre Gesten und Sprünge, alles aber immer nach dem Takte. Manchmal erinnert der Tanz an gemeinsame Turnübungen. Dann werden die Bewegungen wilder, häufig gespendetes Öl läßt die beleuchtenden Holzstöße heller entflammen. Mit frenetischen Jauchzern springen an die Fünfzig oder mehr in die Luft und hocken urplötzlich am Boden. Wenn die Bewegungen konvulsivisch werden und alle sich heiser geschrien haben, verstummt auch wohl das furchtbare

Stampfen, Trommeln und Brüllen, und sie lauschen dem Wirt, der einen Speech zum besten gibt.

Für besonders ausgelassen gelten die zur Karnevalszeit stattfindenden Tänze.

Zum Wegweiser für Alaska-Touristen wurde das bei D. Appleton & Co. in New-York erschienene „Appletons Guidebook to Alaska and the northwest Coast by Eliza Ruhamah Scidmore“ empfohlen.



Britisch Kolumbien, das kanadische Felsengebirge und die Stadt Vancouver.

Politisch-wirtschaftliche Beziehungen Kanadas, insbesondere Britisch-Kolumbiens. — Victoria auf der Insel Vancouver. — Beinahe im Burrard Inlet gescheitert. — Ankunft in der Stadt Vancouver. — Auf der kanadischen Pacific-Bahn ins Felsengebirge. — Das Frasertal und seine Cañons. — Thompsonfluß und Kamloop-See. — Der Shuswap-See. — Tal des Eagle- und des Kolumbia Flusses. — In den Selkirks. — Der Glanzpunkt bei Glacier. — Sir Donald und Illicillimaet-Gletscher. — Schweizer Bergführer. — Im Cañon des Bear Creek. — In die eigentlichen Rockies. — Tal des Kicking Horse. — Field und die interozeanische Wasserscheide bei Hector. — Die „Lakes in the Clouds". — Eduard Whympers Vergleich. — Bären. — Banff am Bow-River, das kanadische Karlsbad. — Die letzten Büffel. — Das Chalet am Emerald Lake. — Der Zauber des Summit-Lake. — Blick ins Yohotal und auf den Takakkaw-Fall. — Der Nationalpark. — Zurück nach Vancouver, nächtliche Eindrücke. — Wohnung im Vancouver-Klub. — Bekanntschaft mit Eduard Stolterfoht. — Einiges über die Stadt Vancouver. — Canneries. — Der Chinese als Dienstmädchen. — Frauenbewegung. — Lumber mills. — Die Stadt Westminster. — Etwas über Waldbrände. — Fabrik im nordamerikanischen Bellingham zur Ausnutzung des Holzabfalls. — Eine Expedition mit dem „Herrn der Inseln." — Camperleben. — Skandinavier. — In Lund. — Zettelanschlagen mit Stolterfoht und Ericson. — Abschied von Vancouver unter Schwierigkeiten. — Nochmals in Victoria. — Esquimalt. — Die Flottenliga. — Zweiter Eintrittszoll bei Abreise nach Seattle.

Im August meines Reisejahres schrieb ich aus Vancouver: „Wir befinden uns mit Kanada im Zollkriege. Leider! Kanada kann eine ganze Reihe deutscher Waren auch heute nicht entbehren, und den Schaden des höheren Preises trägt das kanadische Publikum. Nichtsdestoweniger kauft man z. B. deutsche Strumpfware noch ebenso billig wie bei uns. Im ganzen aber sind große deutsche Lieferungen, wie Zement oder Zucker, hier verschwunden.

Überhaupt sind wir die am meisten benachteiligte Seite. Wenn unsere Unterhändler sich die großartige Entwicklung Kanadas klar gemacht hätten, würden sie vielleicht dieselbe Nachgiebigkeit wie andere europäische Staaten gezeigt haben.

Freilich mag der Schlag gerade gegen Deutschland den französischen Inspiratoren der kanadischen Regierung sympathisch gewesen sein, aber andererseits müssen wir eben mit der Macht des vom britischen Standpunkte aus natürlichen und patriotischen Zusammenschließens des Mutterlandes mit dessen Pflanzstaaten rechnen. Es ist gar nicht gesagt, daß wir uns nicht einmal kräftig wehren könnten; doch zurzeit ist die allergrößte Vorsicht in Anwendung unserer Waffen offenbar am Platze. Es wäre am besten, wir schlössen mit Kanada einen einigermaßen annehmbaren Frieden.

Ich habe mich besonders bemüht, soweit dies ein oberflächlicher Besuch gestattet, die Stimmung auszuforschen, die hier im Westen einerseits zum Mutterlande, andererseits zu den Vereinigten Staaten besteht. Der Zuzug der weißen Bevölkerung kommt in der Hauptsache aus Britannien und aus der Union. Der Engländer will kein Kanadier, der Kanadier kein Engländer sein.

Beide verwahren sich dagegen. Ein feindseliger Antagonismus scheint jedoch nicht zu bestehen. Der Mutterstaat läßt dem großen Lande die weitestgehende Unabhängigkeit und trägt die Kosten für alles mögliche. Das fesselt Kanada, und die britische Loyalität gegen die Krone ist noch weit verbreitet.

Andererseits sind Sezessionsstimmen vorhanden. Diese wünschen Schaffung einer eigenen Flotte, während Delegierte des britischen Flottenvereins, auf die gänzliche Unzulänglichkeit der kanadischen Mittel hinweisend, die Schaffung einer völlig britischen Naval-Reserve im Lande betreiben.

Läßt Kanada sich also vom Mutterlande alles Gute freundlich gefallen und nimmt gewissermaßen die Stellung eines verzogenen Kindes ein, das seine Mutter ganz gern hat, vor allem aber sich selbst liebt, so zeigt es dazu ein leises Mißtrauen, ob die Mutter auch immer imstande sein dürfte, es zu schützen.

Aus diesem Grunde sehen wir eine besorgte, nachgiebige kanadische Politik gegenüber den Staaten. Selbst über den einen wichtigen Teil Britisch-Kolumbiens vom Pacific abtrennenden nordamerikanischen Gebietszuwachs scheint der Kanadier sich nicht mehr übermäßig aufzuregen.

Ich kann nicht umhin, auch hier wieder auf den Panamá-Kanal, als einen der Kardinalpunkte der künftigen Verkehrs- und damit Weltgestaltung zurückzukommen. Noch immer scheint man ihn in Europa fast als quantité négligeable anzusehen.

Kanada bereitet sich so gut auf ihn vor, wie der gesamte West-Kontinent dies tut, teils um ihn zu benutzen, teils um sich gegen ihn zu wehren. Kanada mit seinem

gigantischen Reichtum an Hölzern, Fischen, Pelzen, Erzen, Kohlen, Getreide und Früchten rechnet nicht nur auf einen blühenden Handel mit dem modern werdenden Osten Asiens, von Sibirien bis nach Australien, sondern auch, vom nordamerikanischen Westen abgesehen, direkt mit den Ostküsten Nord- und Südamerikas, mit Europa und Afrika. Kanada wird ein großer Faktor im Welthandel werden, und je eher wir mit diesem Faktor rechnen, desto besser für uns.

In Vancouver, einer Stadt, deren Entwicklung mir den tiefsten Eindruck gemacht hat, und deren Zukunft ich neben der des nordamerikanischen Seattle für die allerbedeutendste halte, fand gerade eine große Versammlung statt, die den die Westküste bereisenden kanadischen Minister für Seewesen und Fischerei, Herrn Prefontaine begrüßte. Es handelte sich dabei um die zweite, von Britisch-Kolumbien zu bauende kanadische Pacificbahn, die 500 Meilen nördlich von der heutigen Linie von Winnipeg aus an die Küste Britisch-Kolumbiens führen soll, die „Grand Trunk Pacific“. Anwesend war auch, unter Leitung von Mr. Hayes, eine Kommission von Toronto zur Bestimmung des pacifischen Endpunktes, als welchen man den neuen Ort Port Simpson ins Auge gefaßt hatte. In Erwiderung auf eine Adresse sagte der Minister Prefontaine u. a.: „Seit nur kurzer Vergangenheit hat sich der Seehandel an der pacifischen Küste in ganz wunderbarer Weise entwickelt. Und nun denken Sie darüber nach, wie diese Grand Trunk Pacific-Linie diese Schiffahrt noch anwachsen lassen wird! ... Ihr Leute von Britisch-Kolumbien zögert nicht einen Moment! Jedermann in Quebec hält sie für absolut notwendig, da sie der Welt ein zweites Kanada eröffnen wird.“

Auch eine ganze Reihe sonstiger Eisenbahnen und elektrischer Bahnen ist an der kanadischen Westküste projektiert oder bereits in Ausführung begriffen, u. a. die von Westminster am Fraserfluß ausgehende „Vancouver-, Westminster- und Yukon-Bahn". Ich war erstaunt, dort diesen Namen an den Wagen der jetzt erst auf ganz kurzer Strecke betriebenen Bahn zu lesen, denn das Yukongebiet liegt (wie ich im vorigen Kapitel schon ausführte), durch wildeste Gebirge, Fjorde und Urwälder getrennt, weit, weit im hohen Norden; nur ihr Ziel ist Dawson City. Ein solches Aufbauschen ist nordamerikanisch, aber auch kanadisch. Kein Zweifel freilich, in geraumen Jahren wird Dawson City durch diese Küstenbahn mit Vancouver, Seattle und San Francisco in Verbindung gebracht sein!"

Diese damals skizzierte Lage darf mit geringen Verschiebungen und Fortschritten noch heute für zutreffend angesehen werden. Bald darauf kam dann die überraschende Nachricht, daß in London der Beschluß gefaßt sei, das pacifische Geschwader an der Westküste aufzulösen und nur geringe Streitkräfte für den Kriegshafen Esquimalt bei Victoria zu belassen. Auf nordamerikanischer Seite verlautete dagegen nur von maritimen Positionsstärkungen an der Westküste. Offene Kämpfe werden trotz dauernden Interessenzwisten, wie z. B. in Fischereigebieten, wie ich schon hervorhob, nicht ausbrechen. Großbritannien hat sich scheinbar resigniert verglichen und konzentriert seine Stärke in Europa.

Britisch-Kolumbien, von dem wir nun besonders reden, umfaßt mit seinen etwa eine Million Quadrat-Kilometern den achten Teil des Dominions, aber schon das Doppelte des Deutschen Reiches. Bewohner mag

es jetzt höchstens 250000 haben, unter den Fremden mehr Skandinavier, als Deutsche. Die Hälfte der Menschen wohnt nur in den Küstenstädten. Es hat wundervolle Wälder, dazu weite Strecken guten Getreidebodens und Weiden. Im östlichen Teil steigt das Felsengebirge bis zu Gipfeln von nahezu 5000 Meter. Das Klima wechselt vom ozeanischen zum fast kontinentalen, ist aber überwiegend milder, als das unserige. Durch die Goldfunde am Fraserstrom im Jahre 1858 entwickelte sich die Kolonie zuerst. Der Reichtum an Kohlen und Metallen, an Holz, Fischen und Pelztieren ist ungeheuer. Obendrein: „es ist das schönste Land der Erde" wie mir kanadische Schulkinder tief überzeugt erklärten, und in der Tat, eines der schönsten ist es jedenfalls. Ich bedauere, meine Erinnerungen, mit die herrlichsten, die ich je erwarb, auch hier so kurz fassen zu müssen; ich kann nur sagen, wenn ich ein junger Angelsachse wäre, ich glaube, ich schlüge meinen Wigwam dauernd in Britisch-Kolumbien auf.

* * *

94% der gesamten Goldproduktion Kanadas kommen aus Britisch-Kolumbien, 91 des Silbers, 83 des Kupfers, 100 des Bleis und 30 an Kohle. (Ich entnehme diese und die folgenden Angaben einem beachtenswerten Aufsatze von Dr. M. Baumfeld im Sonntagsblatt der „Newyorker Staatszeitung".) Bis zum vorigen Jahre hat die Mineralproduktion in dieser einzigen Provinz (seit 1852, in Wirklichkeit aber erst seit 1889) eine Milliarde Mark eingebracht. Dabei steht sie, was Kupfer, Blei und namentlich Kohle anbetrifft, erst im Anfange. Im letzten Jahre sind allein für 6 Millionen Dollars Kupfer gefördert

worden. Die Bleiproduktion wurde durch eine Regierungsprämie erfolgreich gefördert. Kohlen finden sich besonders in zwei ungeheueren Lagern, auf der Insel Vancouver und im Gebiete des Crowsnest Paß, an der Südostgrenze nach Alberta, wo sich die Kohle besonders zur wertvollen Verkokung eignet. Die hier vorhandene Kohle wird von den Geologen bei einer täglichen Produktion von 10000 Tonnen für ausreichend auf 10000 Jahre hinaus erklärt! Nur an Arbeitern fehlt es, wie überall in Britisch-Kolumbien, obwohl die Crowsnest Coal Comp. dem guten Minenarbeiter 4,63 Dollars täglich zahlt. (1 Dollar 4,25 Mk.)

Von der Südgrenze gegen den nordamerikanischen Staat Washington, dem Boundary-Distrikt, kommt ungefähr die Hälfte der jetzigen Metallproduktion der Provinz; die großartigen Schmelzwerke, die teilweise den bedeutendsten der Erde gleichkommen, befinden sich fast alle in den Händen nordamerikanischer Kapitalisten. Kein Wunder, daß der Eisenbahnbau sich gerade hierher entwickelt hat. Um dem Arbeitermangel abzuhelfen, hat man mit Erfolg bereits Tausende von Hindus eingeführt. Die Chinesen unterbieten nicht mehr, sondern fordern ganz anständige Arbeitslöhne. Der Arbeitermangel macht sich besonders für die Landwirtschaft fühlbar. Holz und Fische haben der Provinz noch mehr eingebracht als Minen, und rechnet man auf gleich ungeheuere Einnahmen durch Weizen, wenn jenem Mangel abgeholfen sein wird und die nötigen erschließenden nördlichen Bahnen erst gebaut sind. Herrliches Obst wird jetzt in größeren Mengen auf kleinem Distrikte gewonnen, und andere Agrikultur-Industrien werden gleichfalls blühen.

Das zu Farm- und Fruchtzwecken geeignete Land in den großen Tälern der Flüsse Columbia, Fraser, Kootenay usw., wird von der Regierung auf eine Million Acres geschätzt.

* * *

Die Schönheit der Lage der Stadt Victoria, der Hauptstadt Britisch-Kolumbiens, zwischen Parks und Gärten, mäßigen Felsenhöhen, Wäldern, Inseln und Buchten, mit Ausblick auf die Juan da Fuca-Straße, den Puget Sound, die Schneereihen der Olympischen Berge und von gewissen Punkten auf den Mount Baker, ist nicht zu leugnen. Als ich in etwa zweieinhalbstündiger Fahrt mit der Mailcoach den üblichen Zirkel um Victoria machte, fand ich jedoch, daß die sommerliche Dürre der Westkontinentküste sich auch bis hier erstrecke, denn das Gras erschien mager und gelblich, wo es nicht besonders gepflegt war. An hübschen, ja prächtigen Villen und Gärten von jener zierlichen Traulichkeit, die der englische Geschmack überall bekundet, ist sonst kein Mangel. Zwischen den Klippen der Küste lag das Wrack eines großen Seattle-Passagierdampfers, der unlängst mit zahlreichen Frauen und Kindern hier verloren gegangen war.

Die Stadt zeigt ein gemischt englisch-nordamerikanisches Gepräge, wobei das zweite teilweise überwiegt. Nordamerikanisch durch viele Häuser und die verunzierenden Holztelegraphenstangen, englisch durch Züge der Behaglichkeit, und nicht zum wenigsten durch die geringere Nervosität allen öffentlichen Wesens. Es wohnen viele höhere Offiziere, Beamte, Pensionierte und Rentner hier, die feste Stützen der Politik des britischen Heimatlandes

sind. Engländer und Engländerinnen jagen auch nicht in solchen Massen im Businesstrade und Shoppingtriebe in den Straßen umher. Dies gefiel mir; aber den Schilderungen nach hätte ich mir die 30—40000 Bewohner zählende Stadt eleganter vorgestellt. Bekannt ist der schöne, von Anlagen umgebene Hausteinbau des Parlamentsgebäudes. Eben machte man sich an die Errichtung eines modernen Prachthotels, um einen Mangel, den die vielen, die treffliche Empreß-Linie benutzenden Reisenden der Kanada-Ostasien-Route bisher mit Grund vermißten, zu beseitigen.

Auf den Rat unseres freundlichen Konsuls Löwenberg hin fuhr ich bald weiter, um vor der Seereise nach dem Süden noch die Festlandstadt Vancouver und namentlich einige Glanzpunkte der Rocky Mountains kennen zu lernen. Ich ahnte nicht, daß dieser Abstecher mich so viele Wochen festhalten sollte. Die etwa vierstündige Überfahrt durch die Fülle von Inseln der südlichen Georgia-Straße, die an landschaftlichem Reiz noch die Tausend Inseln des St. Lawrencestromes übertreffen sollen, war außerordentlich lohnend. Auch unser der kanadischen Pacific-Eisenbahngesellschaft gehörender Dampfer „Princeß Victoria" hätte so mancher unserer Küsten-Gesellschaften zeigen können, wie ein angenehmes Passagierschiff beschaffen sein muß.

Die Einfahrt in das Burrard-Inlet, an einer dessen ersten Engen die Festlandstadt Vancouver sich aufbaut, ist ungemein gefährlich; bis auf eine Kabellänge verengt sich das vorher ziemlich breite Fahrwasser und preßt sich durch bewaldete Felsklippen und niedere Bänke zeitweilig mit einer Geschwindigkeit von sieben Seemeilen hindurch. Zur Erschwerung der Schiffahrt kommen die

undurchdringlichen Nebel während eines Teils des Jahres hinzu. Dabei ist ein Bogen in das innere Hafenbecken zu machen. Zuerst sieht man kaum, wo der Dampfer hinein kann, und dann geschieht es an ganz unerwarteter Stelle. Auf ein Haar wäre auch unser Schicksal hier besiegelt worden. Ich blickte gerade vorn von einem der Aufbaudecks über Bord und gewahrte, daß wir im nächsten Moment zweifellos auf den Felsenrand des Ufers, das wir schon beinahe streiften, laufen mußten. Das geschah prompt. Der Stoß war nicht so heftig, wie ich erwartet, aber einen Moment lagen wir ganz still. Im nächsten waren wir wieder herunter, um nun mit dem sich drehenden Hinterschiff noch einmal den Grund zu berühren. Wir schossen dann zum gegenüberliegenden Ufer und wären hier beinahe vollends aufgelaufen; doch in letzter Sekunde gehorchte das Schiff dem Ruder und gewann das Fahrwasser wieder. Wir verdankten unsere Rettung dem Umstande, daß der erst gestoßene Felsen, wie man in dem klaren Wasser deutlich sah, einer sich schräg unter der Oberfläche fortsetzenden Tischplatte glich, und daß das Vorschiff vom Bug nach unten zu flach gebaut war, sich somit wie ein Kahn auf die Platte schob und von der Strömung wahrscheinlich gleich wieder heruntergerissen wurde. Ein scharfer Felsen hätte es glatt durchgestoßen. Immerhin war das Vorschiff nicht unerheblich beschädigt worden. Der Dampfer mußte eiligst ins Dock gehen, und der Kapitän verlor seinen Posten. Mir war während der Fahrt die Anwesenheit einer jungen Dame, mit der er sich auf der Brücke beschäftigt hatte, aufgefallen; nicht unwahrscheinlich lag darin der Grund seiner Unaufmerksamkeit. — Recht stattlich streckt sich

Vancouver etwas ansteigend an der südlichen Uferseite des Inletbeckens hin, überragt durch einige Türme, während eine ansehnliche Schiffsversammlung die Kais und Werften säumte. Nördlich gegenüber zackt sich bis zu 2000 Meter in seinen höchsten Spitzen ansteigendes, teilweise noch schneebedecktes Gebirge hin, das in dem durch einen tiefen, ausgebrannten Krater interessanten Mount Crown gipfelt.

Die Schilderung der Stadt Vancouver, die ich in längerem Aufenthalte liebgewann, lasse ich später folgen und beschreibe zunächst meine Fahrt nach Banff im Felsengebirge.

Durch einen gemütlichen Hotelomnibus verführt, hatte ich in Vancouver das ausgezeichnete „Vancouver-Hotel" der kanadischen Bahngesellschaft übersehen und war in ein Haus zweiten Ranges geraten, das ich gern sobald als möglich verließ.

Man fährt auf der großen, transkanadischen Kontinentalbahn, wenn man nicht unterbricht, die 500 engl. Meilen (beinahe 940 Kilometer) lange Strecke bis Banff, das ungefähr in 1400 Meter Meereshöhe liegt, in $1^1/_6$ Tag. Das entspricht annähernd einer Reise von Hamburg über den Brenner nach Tirol. Bis Halifax sind es aber 3666 engl. Meilen!

Die kanadische Uhr rechnet übrigens gleich der italienischen mit 24 Stunden. Auf jener Strecke bekommt man wohl das Schönste der schönsten amerikanischen Überlandroute zu sehen; freilich, man darf nicht nur hindurchrasen, sondern muß sich unterwegs aufhalten. Die wenigsten durchreisenden Europäer tun dies, und deshalb sind ihre Urteile so oft nicht zutreffend. Einige übertreiben die Reize der Landschaft, andere, die Mehr-

zahl, ziehen stets Vergleiche mit der Schweiz usw. und finden sich enttäuscht. Ich werde es versuchen, ein annähernd richtiges Bild zu geben.

Die Bahn windet sich nach Osten am Burrard Inlet entlang, kreuzt den Pittfluß, den Abfluß des Pitt Lake, und erreicht bei Hammond den großen Fraserstrom, dessen Tal sie jetzt auf lange nicht mehr verläßt. Von gewaltigen Steilfelsen umgeben, dringt zuvor das Ende des schier unergründlich tiefen Burrard Inlets meilenweit nördlich von der Bahn ins Gebirge. Herrliche Weiden- und Wiesengründe, fruchtbarste Weiden, die sich bis an fernere Berge verlieren, sind durchfahren, das Auge findet steten Wechsel und darf auch noch einmal südlich auf dem Mount Baker ruhen.

Wir kreuzen den Abfluß des großen Harrison-Sees, der von 1—3000 Meter hohem Gebirge umgeben ist, und wo die Harrison Hotsprings, ein viel benutztes heißes Schwefelbad, liegen. Die meisten Berge im Norden des Sees, wohin nur der „Prospektor", der Goldschürfer und einzelne Jäger vordringen, sind noch niemals bestiegen worden. Ein wunderhübsches Landschaftsbild öffnet sich bei Agassiz, am Fuße des Mount Che-am. Er ist nicht schwer zu besteigen und öfter schon bestiegen worden. In Agassiz befindet sich eine bekannte staatliche landwirtschaftliche Versuchsanstalt. Bei Hope, wo wir entschiedene Nordrichtung eingeschlagen haben, beginnen Minendistrikte und bei Yale hört die Schiffbarkeit des Fraser auf. Hier drängen sich die ersten Cañons zusammen, wo, namentlich im Fraser Cañon, die Felsen in großartiger Schroffheit zum rechts von uns tosenden und über Klippen schäumenden Flusse abfallen.

Es sind vier große, in Nordsüdrichtung streichende Gebirgsketten, die von der Pacific-Bahn, diesem gewaltigen Werke der Ingenieurkunst, bis zu den Prärien von Alberta, östlich von Banff, durchzogen oder durchbrochen werden: die Coast Range, auch zum Teil Kaskade Mountains genannt, die Gold Range, die Selkirk Mountains und die eigentlichen Rocky Mountains. Die Rocky Mountains, wie diese Nebenzüge, sind nichts als ein Glied des ungeheueren Randgebirges der Westhemisphäre, das, hier geschlossen die Küsten selbst formend, dort sich spaltend und mit zwischenliegenden Ebenen von ihnen etwas zurückweichend, das vierzehntausend Kilometer lange, mehr oder weniger noch vulkanisch tätige Rückgrat vom Feuerland bis durch Alaska, resp. bis zum unteren Mackenzie bildet.

Wir befinden uns in den Fraser-Cañons noch in der ersten jener vier Ketten. Die Großartigkeit der Szenerie steigert sich bis Spuzum. In Yale haben wir Chinesenwohnungen gesehen. Die Chinesen sind als Bahn- und Minenarbeiter beschäftigt, teils betreiben sie das Goldwaschen. Die alte malerische Fahrstraße wird wiederholt sichtbar. Zwischen den finsteren Steilwänden steigt die Bahn, in Tunneln durch das Gestein schneidend, bis mehr als 60 Meter über die tobenden Gewässer, die sich im Höllenloche des Großen Cañons durch die schmalste Stelle zwängen müssen. Hier kommt ein Steigen des Wassers um 40 Meter vor. Im August springen die Lachse in dichten Scharen im wirbelnden Schaum. Der Rest des alten indianischen Saumpfades ist hier noch erhalten. Eine Befreiung gewährt dann das offen im weiten Bergtale liegende North-Bend. Von erhöhtem grünen Rasen grüßt anmutig eines jener intimen kleinen Hotels, die von der klugen, unternehmen-

den Bahngesellschaft längs der Bahn und seitwärts an durch sie eröffneten Glanzpunkten erbaut wurden und unter ihrer Aufsicht betrieben werden. Oft mitten in der Wildnis! Wie ja die Bahn selbst teilweise den einzigen Pionierweg in sonst ganz unbewohnte, ja noch gänzlich für den Menschenfuß unzugängliche Gebiete darstellt. Der Bahningenieur ist der vornehmste aller Kämpfer in der Erschließung des Erdballs!

Auf grünem Rasen blühen die Linden, Mohn, Verbenen und Kornblumen. Hinter Keefers zieht sich die alte Fahrstraße an einem über 300 Meter tiefen Cañonabsturze gefährlich entlang. Bei Cisco rasseln wir auf das linke Fraserufer hinüber. Auf der anderen Seite kommen sandige Strecken mit dünnem Kiefernbestand, Chinesen- oder Indianerdörfern und Gemüsefeldern. Bei der Felssenkung von Lytton verlassen wir das Tal des Frasers endlich und folgen östlich dem Tale des hier einströmenden Thompson Rivers. Wilder und rauher wird die Landschaft noch. Hoch hebt sich die Linie über die Flußwirbel, wohl um 100 Meter. Kahlheit, Dürre, Steilfelsen mit Sandrinnen nehmen zu, und rechts lugen Schneeberge herüber. Seitenschluchten sind noch grün, grün ist auch die Flußfarbe. Wir senken uns wieder. Eine Stuhlfähre kreuzt den Fluß oder eine Brücke. Dort ein Waldfeuer, hier lila Felsen; buntgestrichene Indianergräber, mitten im Sande und mageren Ginster; hier wieder Wiesenflecke, Pappeln und Maisfelder. Der Bahnkörper zieht sich in schmalem Bande am Hange kahler Höhen hin, die Zwischenräume durch luftige Viadukte überspannend. Die metallreichen Felsen prangen in allerlei Farben, worin die stumpfen Farbtöne der dürren Vegetation und die leuchtenden von

Schaum, Wasser und Himmel sich mischen. Bei Spence Bridge kreuzt der alte Wagenweg in den Caribou-Golddistrikt. Hinter Spatsum wird das öde Black Cañon passiert. Ein zerklüftetes Lehmgebirge mit bastionförmigen Plateauformationen erstreckt sich jenseits zwischen den Seitenbergen. Auf flachen Sandinseln wachsen Weiden und einzelne Tannen; man glaubt, eine chinesische Landschaft zu schauen. Dies lehmig-schiefrige Gebirge tritt mit Wänden, die von dunkeln Bändern durchzogen sind, dann näher an den grünen Fluß. Oben wächst gelbversengtes Gras. Mit roten und grünen Dächern erscheint Ashcroft. Von hier zweigt sich der Frachtverkehr mit Hilfe von Ochsen und Maultieren nach den nördlichen Goldfeldern von Britisch-Kolumbien ab. Man sieht ein Chinesenviertel. Wohl erscheinen die Kulturflecke mit Pappeln, Wiesen, Korn, Kohl und Blumen von neuem, aber überwiegend sieht der Boden doch so trostlos aus, daß man nicht wüßte, wovon die Menschen hier lebten, wenn man sich nicht der Minen-Industrie erinnert. Nun kommen wir an ein schmales, aber fünf deutsche Meilen langes, vom Thompson-Fluß durchströmtes Binnengewässer, an den von anmutigen Hügeln umgebenen Kamloop-See. Die Karmoisinfarbe der Felsen, dann grüne und gelbe Tönungen künden wieder die Metalle. Quecksilber wird hier unter anderem gefunden, sowie Magneteisen. Kamloops, ein alter Posten der Hudson-Bai-Kompagnie, jetzt ein recht stattliches Städtchen, liegt vor uns in der Niederung, die der North Thompson River mit unserem Begleiter, dem nun South Thompson River genannten Flusse, bildet. Es ist der erste größere Ort nach Vancouver. Dampfschiffe befahren die Wasserstraße.

Das Bunchgras, Bündelgras, gibt der Stadt Industrie, die aber namentlich jetzt auf den nahe gefundenen Gold- und Kupfererzen beruht. In Kamloops stieß mir ein kleiner Unfall zu, der mir ein dauerndes Andenken hinterlassen hat. Infolge eines Irrtums sprang ich aus dem rangierenden, ziemlich schnellfahrenden Eisenbahnwagen, wobei ich mir eine Fußverletzung zuzog. Zunächst konnte ich bei ziemlich heftigen Schmerzen gar nicht auftreten, später versagte der Fuß nur zeitweilig.

Der South Thompson River entströmt dem mit vielen Armen fast wie ein Tintenfisch gestalteten Shuswap Lake. Die Landschaft wurde grüner, waldreicher, doch auch einförmiger; dann begann eine fesselnde Abendfahrt am Salmon-Arm des großen Sees entlang. In flockigen Wolkenbildungen stand der halbe zunehmende Mond und warf stimmungsvoll seinen Reflex auf das von schwarzen Waldmassen umgebene Gewässer. In dem hübschen kleinen Bahnhotel von Sicamous unterbrach ich die Fahrt. Ich fand freundliche Aufnahme und erhielt Tee, obgleich es sonst schwer hält, außer den Mahlzeitstunden in diesen Hotels irgend etwas zu bekommen. Das einsame Haus liegt zwischen See und Wildnis an das schmale Bergufer gepreßt. Abgesehen von der Bahn und ihrem hier einmündenden Seitenstrange zum Okanagon Lake, wohin es übrigens eine sehr lohnende Fahrt nach Vernon, in Landstriche, gleicherweise durch hohe Schönheit wie durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet, sein soll, ist man lediglich auf den Wasserverkehr angewiesen. Der angestellte Wirt sagte mir, ein längeres Verweilen habe jetzt keinen Zweck. Ein Dampfboot fahre nicht; die Steamlunch sei kürzlich explodiert; das für Gäste verfügbare Haus-

boot wäre in vier Jahren erst zweimal benutzt worden. Die Fischerei sei zudem gerade geschlossen und die Jagd noch nicht eröffnet. Vor einiger Zeit habe ein deutscher Offizier hier ein paar Wochen der Entenjagd obgelegen. Die Schongesetze sind in Britisch-Kolumbien trotz der Wildnis strenge, und die Jagderlaubnis ist für Fremde nicht billig zu erlangen. Wenn man die Beute nicht an die Stationen bringt, ist eine Kontrolle allerdings kaum durchführbar. Der Shuswap-See gilt für ein prachtvolles Fischerei- und Jagdgebiet. Rehwild und Geflügel gibt es in Mengen, und ganz in der Nähe kommt das Caribou oder Renntier häufig vor.

In der nächsten Morgenfrühe fuhr ich weiter im Tale des dem Shuswap vom Osten zuströmenden Eagle River, den wir wiederholt kreuzen und der die zweite Kette, die Gold Range, schneidet und durch Waldungen voll riesiger Spruce-, Douglas- und Hemlocktannen, Balsamfichten und Zedern ausgezeichnet ist; an vier Seen geht es dicht hintereinander entlang. An dem Eagle-Paß senkt sich der Schienenweg wieder gegen das Tal des Kolumbia-Flusses, und der schneebedeckte Mount Begbie zieht den Blick auf sich. Viel abgestorbener Wald stört häufig die Schönheit des Landschaftsbildes.

Hinter der Stadt Revelstoke steigerte sich die Großartigkeit der Szenerie noch. Zuvor setzen wir über den Kolumbia-Fluß. Wir durchschneiden nun den dritten Gebirgszug, die Selkirks, um später im Osten wieder den Kolumbia-Fluß zu kreuzen. Dieser fließt nämlich ganz merkwürdig, etwa in Form einer Haarnadel, vom Süden nach Norden um die Selkirks herum und wieder südwärts, und zwar kreuzen wir zuerst den westlichen Unterlauf, der dem auch dem Verkehr geöffneten, schönen

Arrow Lake zuströmt. Die Bahn schneidet die Selkirks im Illicillwaet-Tal, soviel ich gesehen, dem Glanzpunkt von allem. Jetzt fehlen mir wirklich die Worte, dieses großartige Stück Schöpfung zu beschreiben; mein Entzücken nimmt immer zu, während wir bis Glacier steigend den Illicillwaet dreizehnmal überrollen, zuweilen 100 Meter über seine engen, weißen Strudel, zwischen natürlichen Riesenmauern, wie im Albert Cañon, dann wieder durch wildeste Waldszenerie, durch die das Caribou streift, und aus dem eine Fülle von edlen, konischen Wipfeln riesig emporstrebt. Aus dem üppigen Untergrund leuchten rote Blumen, sickert das Schmelzwasser. Zahlreiche Schutzbauten durchrasseln wir, und während wir, rückwärts schauend, oft mehrere der luftigen, überfahrenen Holzbrücken zugleich überblicken und prachtvolle Schneeberge, steigt vor uns die grandiose Schönheit des Selkirk-Gebirges auf, unter dessen Aufeinanderfolge von Zacken wir nach Umfahren des Roß Peak-Fußes vor allem das Matterhorn des Westens, die imposante Pyramide des Sir Donald, sich drohend ins Blau recken sehen. Nach doppelter, S-förmiger Schleife erreichen wir die Station Glacier-House.

Hier in diesem von Tannenwänden, Schneeschroffen und Gletschern umgebenen, grünen Kessel unterbrach ich die Fahrt, bedauernd, daß sie nur so kurz sein könne. Das mächtig gestreckte, mit Veranden umgebene, etwas plumpe, aber doch in angemessenem Stil gehaltene, braune Holzhotel gewährt gute Nahrung und Unterkunft. Von seinem Aussichtsturm sieht man den erhabensten Kranz sich zirkeln: die Kette vom Eagle Peak bis zum Sir Donald, Mount Avalanche, Uto Peack, Mount Mac Donald, dann Rogers Paß, die Hermit-Berge mit dem

Grizzly, wo der Grizzlybär häufig vorkommt, Cheops, Cougar Mountains — dem Aufenthalt des Kuguars, des amerikanischen Berglöwen. — Roß Peak, Mount Abbot — und wie sie alle heißen! Sir Donald, der seinen Namen von dem erst unlängst bei dem Jubiläum der Universität Aberdeen im hohen Greisenalter so gefeierten Urheber der kanadischen Bahn, Sir Donald Smith, dem späteren Lord Strathcona, empfing, türmt sich noch etwa 2000 Meter über dem ungefähr 1200 Meter hochgelegenen Bergtal auf. Und dazwischen fließt der Eisstrom des Illicilliwaet-Gletscher abwärts, nicht des größten, aber eines der größten, schönsten und zugänglichsten der Selkirks. In einem Stündchen erreicht man ihn vom Hotel. Es war einer meiner ersten Gänge dorthin. Niemals werde ich den Eindruck dieses Spazierganges vergessen. Vegetation und Felstrümmer sind von den Gletschermassen zu unentwirrbaren Barrikaden durcheinander gewirbelt. Junge Bäume sprießen aus dem Chaos, unter dem der Wildling tobend fortschäumt. Vielfach überschreitet man das sich teilende Gewässer. Dann umgibt uns wieder herrlich poetischer Nadelwald: Lärchen und Zedern und die lanzenartigen Hemlocktannen. Eine großsternige Waldlilie leuchtet aus Moos und Unterholz. Und nun gelangen wir an den Gletscher, an die Stirnmoräne und den ersten körnigen, schmutzigen Schnee. Es rauscht und trieft überall, oben glänzt die unbefleckte, zerklüftete Weiße. Wie dieses dunkele Tannenheer die Wand seitwärts hinanstrebt! Ich finde es ein ergreifendes Bild! Gleich entschlossenen Kriegern dringen sie zur Höhe, und zu Tausenden werden sie von den an der mitleidslosen Sonne schmelzenden Gewässern niedergerissen und zersplittert, ohne sich von ihrem

dumpfen Willen abbringen zu lassen. — Der Gletscher weicht jährlich 11—12 Meter zurück. — Bergziegen und Bären gibt es überall auf den Felsen.

Abends unterhielt ich mich mit den vier Schweizer-Führern — aus dem Berner Oberland und der Glärnisch-Gegend —, die hier seit mehreren Jahren angestellt werden. Im Winter gehen sie heim, doch der Sohn des einen blieb auch dann. Sie fühlen sich ganz wohl, verdienen aber zu Hause nicht viel weniger, da noch nicht genügend Bergsteiger herkommen. Es waren nette Leute; ihre eigene Heimat finden sie landschaftlich schöner. Ich freute mich, wieder deutsch reden zu können. Noch einmal bestieg ich im Finstern den Aussichtsturm und schaute still hinauf zu dem feierlichen Rund der schimmernden Riesen, auf deren dunkelstarrende Konturen die ewigen Sterne hinabglitzerten.

Früh klomm ich dann durch den Wald, den wunderbaren Wald, 6—700 Meter höher zum kleinen Lake Marion, der am Fuße des schneebedeckten Mount Abbot liegt. Einen Führer braucht man nicht dazu. Dahinter schaute man in viele Täler. Siebenfingerige Stachelblätter fielen mir auf und eine sechsteilige weiße Sternblume, die ich häufig in Alaska gesehen.

Im Aussichtswagen, einem empfehlenswerten Institut mit einer Art von Mansardenstockwerk, lernte ich einen Landsmann aus Hawaii kennen, Herrn Isenberg, Geistlichen der deutschen Gemeinde auf Kauai und Teilhaber der Firma Hatzfeld & Komp., der mit seiner vortrefflichen Gattin und deren Freundin, einer deutschen Lehrerin, Fräulein Grau aus Honolulu, eine Erholungs-

reise machte. Dieser liebenswürdigen Reisegesellschaft dankte ich noch manche angenehme Stunde.

Selkirk Summit wird nach geringer Steigung erreicht, und dann geht es durch Rogers Paß den östlichen Hang der Selkirks wieder abwärts. Vielleicht kam jetzt erst der allergroßartigste Teil der Strecke; ich vermag es nicht bestimmt zu sagen, weil die unaufhörlich der Lawinengefahr wegen sich folgenden Schutzbauten — halbdunkle Tunnels aus festestem Zedernholz — fortwährend die Aussicht unterbrechen. Diese genießt man bei halb ausgerenktem Genick, zumal dort, wo im Bear Creek die Selkirks durch ein ungeheueres geologisches Geschehnis sich spalteten, gerade breit genug, um die Bahn durchzulassen. Links und rechts türmen sie sich zum Mount Tupper und Mount Mac Donald empor, in zwei senkrechten Wänden bis etwa 1500 Meter Höhe. Das Gebirgsland zwischen Sir Donald und Mac Donald hat die Regierung dem Nationalpark reserviert. Der Bear Creek wird auf einigen der luftigsten Brücken, die es gibt, in einer Höhe von 100 Meter überflogen. Wir kommen nun in das Tal des oberen Kolumbia, den wir bei Donald kreuzen und so aus dem Selkirk-Gebirge in die eigentlichen Rockies gelangen. Zwischen sanft ansteigenden Wäldern — wenn nur nicht immer die toten, starrenden Stangen des Vordergrundes ärgerten! — und dahinter lugenden Schneespitzen erreichen wir das Tal des Kicking Horse. Der Name scheint schon das tosende, sich gleichsam bäumende und hinten und vorn ausschlagende Gewässer anzuzeigen, stammt aber nur davon her, daß ein Eisenbahnpräsident hier von einem Pferde geschlagen wurde. Die ideal-großartige Schönheit des Hintergrundes zur Linken bezauberte mich geradezu.

Rechts ist der Winkel zwischen den Beaverfoot- und den hohen Ottertailbergen. Bei Leanchoil beginnt der große kanadische Nationalpark.

Hinter Field, am Fuße des majestätischen, fast 3400 Meter über dem Meer hohen Mount Stephen, dampften wir durch das hier und an sich etwas nüchterne Flußtal weiter und wurden durch zwei Lokomotiven zur Wasserscheide zwischen dem Stillen und Atlantischen Ozean (Hudsonsbai) bei Hector am Wapta-See, in der Höhe von annähernd 1700 Meter hinaufgeschoben.

In Laggan unterbrach ich mit der Familie Isenberg die Route. Wir fuhren zu Wagen mehrere hundert Fuß höher ins Gebirge zum Lake Louise, dem niedersten der Three Lakes in the Cloudes, wie sie etwas übertrieben genannt werden. Über den Nadelwald zur Linken schimmerte, rosig von der Abendsonne angestrahlt, hoch oben ein Gletscher. Dann öffneten sich die Spruce-Tannen an einem dahertosenden Wildbache, und der Blick fiel auf den Louisen-See, aus dessen bergumschlossener Runde im Hintergrund dec zum See streichende Victoria-Gletscher hervorleuchtete. Hier zwischen Wald und See hat die Bahngesellschaft wieder ein Chalet, ein höchst behagliches Hotel errichtet. Gern gedenke ich der Stunden, die ich mit meinen Hawaii-Freunden dort verlebte. Eduard Whymper, der berühmte erste Matterhornbezwinger, war gerade abgereist, so daß ich ihn leider nicht mehr kennen lernte. Der greise Herr kommt noch alljährlich dorthin, um die großartige Bergwelt weiter erschließen zu helfen. Er liebt die Rockies über alles. Seinem Urteile nach ergibt die Schweiz, sieben Male zu einem einzigen Lande vereinigt, noch lange nicht die Großartigkeit der Alpen Britisch-Kolumbiens. Ich finde

das Vergleichen wieder gefährlich. Die Schweiz hat ihre unübertrefflichen Kontrastwirkungen, erzeugt durch Großartigkeit, Lieblichkeit und Kultur zusammen; Britisch-Kolumbien imponiert durch das Unermeßliche, durch die grandiose Wildheit einer kaum berührten Natur, nicht zum wenigsten der vegetativen. Dolomitenhaft ragen die gletscherumgebenen furchtbaren Zacken aus der schweigenden Einsamkeit, in welcher noch die Fülle des wilden Getiers das Herz des Jägers höher schlagen läßt.

Whymper vergleicht den Lake Louise — zu dessen Gunsten — etwa mit dem Öschinen-See. Ich wurde auch an den Königsee erinnert. Ich kam immer wieder zu der Ansicht, daß die edle Pracht der Douglas-, Spruce- und Hemlocktannen und mancher Zedern und Lärchen das Abweichende und Reizvolle des westkanadischen Gebirgsbildes ausmacht. Außer dem Mount Victoria und dessen Gletscher drängt sich Fairview Mountain mit seinem mächtig abwärts streichenden Hange dem Auge auf.

Auf prächtigem Waldpfade gelangt man zu dem einige hundert Meter höher an steile Felswand sich schmiegenden Mirror Lake und abermals höher zum Lake Agnes in etwa 2000 Meter Meereshöhe. Man übersieht, auf moosigem Fels lagernd, diese drei abgestuft untereinander auf vorspringenden Waldterrassen blinkenden, klargrünen Seen auf einmal, und die Seele weitet sich bei dem Blicke auf die dahinter im dunklen Tannenkleide zwischen den Bergen schweigende Talebene. — Lake Agnes fließt in Kaskaden zum Mirror Lake und dieser zum Lake Louise ab, der seinen Abfluß dann dem Bow River zusendet.

Im Hotel Louisie weilen auch alljährlich britische Maler, mit denen wir gelegentlich zusammensaßen.

Gerühmt werden noch andere Punkte der Umgebung, so Paradise Valley und Valley of the Ten Peaks. Vom ersten aus genießt man besonders die hehre Schönheit des Mount Temple.

Bären wurden ein paar während meiner Anwesenheit direkt am Stationsgebäude erlegt, darunter ein Grizzly, der leicht geneigt ist, den Menschen anzugreifen. Für fast noch gefährlicher hält man den weißköpfigen Bären. Einzelgehen der Damen gilt für nicht ganz ratsam, allein diese marschieren trotzdem in die Wälder.

Zwischen prächtigen, bis zu 3000 Meter hohen Bergen geht dann die Fahrt nach Banff weiter; nördlich der Ebene begleiten die gestreckten, bastionartigen Gebirgswälle und südlich die kapartig von Einkeilungen unterbrochenen, schneebedeckten Einzelkegel und Jochrücken. In den grasumwachsenen Flächen der Vermillion-Seen, an denen wir abends entlang fuhren, spiegelten sich die Tannen, die weißgekrönten, sonst dunklen Berge und der Mond darunter.

In Banff, meinem Endziel, fanden wir uns, etwas entfernt vom Orte selbst, in einem eleganten Riesen-Holzhotel untergebracht. Eine Halle öffnete sich durch alle drei Stockwerke, stolzer, doch nicht so traulich, wie der Hallen-Kaminplatz im Louisen-Hotel. Es gab dort große Gesellschaft. Man heißt Banff auch das „kanadische Karlsbad". Das Hotel liegt über einem weiten Tal am Bow-River. Mir erschien die Gegend lange nicht so schön mehr, obwohl großartige Einzelberge und nackte, wilde Klippen ringsum ragen. Die Vegetation war hier viel dürrer; mächtiger Staub wirbelte in sandigen, breiten Waldwegen. Heiße Schwefelquellen gibt es verschiedene; auch das Hotel hat ein natürlich warmes

„Plungebad". Ein anderes natürliches Bassin, daneben eine Grotte mit ehemaligem Geyser, liegt nicht weit ab. Auch im Winter baden hier Männlein und Fräulein gemeinsam unter offenem Himmel. Schade, sagte ich schon, daß wir in Deutschland noch so wenige Plunge-(Schwimmbassin)-bäder haben; darin sind uns die übertünchten Kanadier weit über. Von Banff aus stattete ich den halbwegs in Freiheit lebenden Büffeln, die als aussterbender Rest hier gehalten werden, einen Besuch ab. Die gewaltigen Tiere, darunter ein zurzeit 35jähriger, lassen einen Wagen dicht an sich heranfahren; der Fußgänger darf ihnen aber nicht trauen. Kreuzungen mit Rindern -- so der Shorthorn-Rasse -- sind vorgenommen; mit gutem Erfolg, wie ich an stattlichen Exemplaren selber sah. Nach Tageshitze hatten wir abends gewöhnlich kalte Winde, auch plagten die Moskitos nicht wenig.

Nicht weit hinter dem Orte ragen die „Drei Schwestern", eine höchst malerische Berggruppe, empor. Gleich drei hintereinander rauschenden und schroff überkippenden, erstarrten Brandungswellen zieht ihr gezackter Rücken hin. Banff gilt als höchst lohnendes Standquartier für eine Menge von Partien. Auch hinter ihm bietet das Felsengebirge noch große Schönheiten. In der Devon- und Steinkohlenformation sind dicht bei Banff große Gruben reinsten Anthrazits in voller Tätigkeit. Die Kohlenflöze sollen von ungeheuerer Mächtigkeit sein. Bei Calgary, dessen Lage am Abfall der Rockies als allerliebst geschildert wird, zieht sich die Überlandbahn dann wieder aus den weidenreichen Vorbergen in die unabsehbaren, kornreichen Prärien von Alberta hinein, um nun auf die westliche Großstadt Winnipeg zuzustreben.

Ich fuhr allein, dieses Mal ganz besonders die burgartigen Schroffen des 3000 Meter hohen Kathedral Peaks bewundernd, nach Field zurück, von wo ich nördlich ins Gebirge den kurzen Abstecher zum Emerald Lake unternahm. Dieser „Smaragd-See“ ist in der Tat ein kleines Juwel! Eine liebenswürdige Dame, Mrs. Marquist, die ein niedliches Töchterchen, die kleine Sybill, bei sich hatte, verwaltete für die Bahngesellschaft das familienhaft angenehme Chalet. Mr. Whymper war hier unlängst zehn Tage gewesen, und ich fand, daß ich hier zufällig auf einen der Rastplätze eines Kanada innig liebenden New Yorker Freundes gestoßen war.

Ich verweilte mehr Tage, als ich es beabsichtigt, und wäre gern lange Wochen geblieben. Das kleine Hotel liegt auf einer hügeligen Halbinsel, zu der eine lange Holzbrücke führt, ganz vom urwüchsigsten Tannenwald umschlossen. Die wunderbar getürmten Rundzacken des Mount Burgeß steigen unmittelbar aus den Wipfelhängen am See empor; Mount Field und Mount Wapta ragen, ferner die Summit Mountains. Mount Ogden lugt dahinter. Dann schließt sich die Emerald Range mit dem Mount Mc. Mullen an. Überall Tannen, die über den Wasserspiegel sich drängende Urwaldvegetation, und oben darüber die Schroffen, Schnee und dazwischen Wasserfälle. Nur an einer Stelle zieht sich ein gerodeter Hang bergan, an dem ich mir ein Haus bauen möchte; und davor ragen ein paar Blockhäuser und weiden Kühe und Pferde.

Manchesmal habe ich im Kanu, leise paddelnd, den grünen Kristall gekreuzt. Nach heißem, weißverschleiertem Tag stand die Sonne, wunderbare Reflexe auf das grüne Wasser werfend, im goldgelben Dunst. Die seidige Fläche

opalisierte. Das Rauschen der fernen Wasserfälle und des Seeabflusses mischte sich in das Glockenanheben und Verklingen der weidenden Kühe. Abends ward es klarer. Rötliches Licht färbte das zersplitterte Holz und die Stämme unbeschreiblich schöner Tannengruppen; zartes Rosa umfloß die hohen, grauen Zacken. Und noch später wiegten sich die schwarzen Wipfel zu Häupten so sanft; man fühlte sich leise gestreichelt, wie von liebender Hand aus weiter Heimatferne.

Von hier aus führt der Bergpfad in das erst vor einigen Jahren entdeckte und eröffnete Yoho Valley mit den Takakkaw Falls und Twin Falls. Eine nordamerikanische Familie, die seinerzeit mit mir dem Davidsongletscher in Alaska den nächtlichen Besuch abgestattet hatte, langte an, um im Yoho Valley zu kämpen. Wie gern hätte ich mich angeschlossen! Ich beschränkte mich darauf, mit zwei eine „kleine Ferienreise" machenden Damen aus York in England bis ans Yoho Valley über die Berge zu steigen. Das erforderte schon einen angestrengten Tagesmarsch, bei dem es vom Gletscherwasser weithin überschwemmtes Vorland pfadlos zu durchwaten und tüchtig zu klettern gab. Den Naturgenuß werde ich nie vergessen, allein die körperlich unermüdlichen, aber für das längere Sichversenken in ein überwältigendes Stück Schöpfung gänzlich unbeanlagten englischen Mädchen waren mir keine idealen Weggenossen. Schließlich ließ ich sie rennen.

Auf der Paßhöhe, die zum Yohotal führt, liegt inmitten eines Waldes voll der herrlichsten Zedern, Spruce- und Douglastannen, märchenhaft schön der See Summit Lake. Den Waldboden bildete hier ein dichter Teppich von Moosen, Heidelbeeren, Erdbeeren, rotem und weißem

Heidekraut, gelben Sternblumen, Anemonen und wilden Astern; vor allem aber glühte jetzt überall in prachtvollem Feuer aus ihm der purpurrote Indianbrush. Niemals habe ich etwas schöneres an Waldboden gesehen! Und inmitten liegt der See; nicht groß, aber jeden Stein und Baumstamm auf dem Grunde zeigend, noch tief smaragdgrüner als der Emeraldsee. Leinewandgedeckt steht eine Blockhütte, ein Touristen-Unterkunftshaus, nicht weit von seinem Rande. Ein Riesendom voller Schneeflächen und Runsen wölbt sich unmittelbar über uns, imponierend wie ein Sinai, auf dessen geheimnisvoller Höhe sich der Fuß des Schöpfers niedergelassen hat, — der Wapta-Peak; und daran schließen die gewaltigen Schroffen des Mc. Mullen und der übrigen Emeraldberge, unterhalb der Waldwipfel im See ihr Spiegelbild in den feinsten Linien zeigend. Ich weiß nur wenige Plätze auf der Erde, die mir ein so zauberisch schönes, ergreifendes Bild hinterlassen haben!

Wir stiegen um die Emerald-Range bis dahin, wo die Berghänge zum breiten Kessel des Yohotals abfallen. Felsen und Gletscher tauchten auf; wir hörten den Takakkawfall tosen, den höchsten Amerikas, der, achtmal so hoch als der Niagara, 400 Meter hinab im mächtigen Sturze der Tiefe sich in die Arme stürzt. Ihm gegenüber lagerten wir auf dem „Observationpoint". Nach unserer Anschauung zeigte der Fall erst einen kleinen Absatz, dann sausten die Wasserraketen hinab. Von einem Standpunkt darunter muß dies großartig aussehen; von oben aus empfing man freilich doch nicht den Eindruck der Yosémitefälle. Die Bergspitzen vor uns wurden alle durch den Mount Balfour überragt, zwischen dem und Mount Gordon wir die Gletschermassen des Wapta Glaciers beim Rückweg sich



In den Rocky Mountains des Nordwestens.



immer gewaltiger erheben und ausdehnen sahen. Der Fluß, der das zum Teil vom Walde bedeckte Tal durcheilt, ist der Nordarm des Kicking Horse. Takakkaw heißt: „Es ist schön!" Ein Indianer in der Gesellschaft der entdeckenden Jäger soll dies Wort ausgestoßen haben. Der Fall wird vom Waptagletscher gespeist, der den Illecillewaetgletscher weit an Größe übertrifft. Yohow Valley gilt als Paradies für Jäger, Alpinisten und Botaniker. Wilde Tiere, darunter der Grizzly, kommen zahlreich vor.

Mit Isenbergs, die mich hier aufsuchten, fuhr ich nach Field zurück in das wieder höchst gemütliche Hotel Mount Stephen House. Unter anderen Raritäten werden aus einem am Mount Stephen befindlichen Fossilienlager vorzügliche Trilobiten verkauft. Auch hier hat die Bahngesellschaft Schweizer Führer angestellt. Das Yohotal, die große Landscheide bei Hector, die Seen in den Wolken, das Bowtal bei Banff usw. sind zu dem erwähnten 5000 englische Quadratmeilen umfassenden „Kanadischen Nationalpark", dem großartigsten National-Erholungsplatz der Welt, von der Regierung reserviert worden.

Ich fuhr nach Vancouver zurück, wobei ich die Schönheiten der Fahrt wieder in hohem Maße genoß. Meist saß ich oben in der Observationcar oder auf dem Trittbrett der letzten Plattform. Namentlich nachts war das Bild oft ein grandioses. Die Lokomotive beleuchtet die gefährlichen Strecken voraus mit einem Scheinwerfer. Sein rotes Licht streicht über die Kesselwände der Cañons, über schäumende Wasser, Abgründe und Bäume. Gleich feurigen Wolken fliegt der Rauch rückwärts. Man sieht die Steigungen, die man erklimmen wird, und der sich windende Wagenzug ähnelt oft einer erleuchteten Stadt.

* * *

In Vancouver war mir der deutsche Konsul Wulffsohn sehr behilflich. Dieser kaufmännische Konsul ließ über seinen Geschäftsräumen beständig die deutsche Flagge wehen. Vielleicht fällt dies auf, da andere Vertreter es nicht tun; es sollte aber als sehr praktisch allgemeine Einführung finden. Herr Wulffsohn verschaffte mir Aufnahme in den „Vancouver-Klub", wo ich dann unter angenehmsten Verhältnissen und billiger, als es im Hotel möglich gewesen wäre, fast den ganzen August über gewohnt habe. Mein Zimmer schaute auf das Burrard Inlet hinaus, das wie der schönste Schweizersee vor mir lag. Obendrein bewegte sich ein höchst interessanter Schiffsverkehr auf ihm. Nahe dem Klubgrundstück legten auch die weißen Ostasiendampfer der Empreßlinie an.

Prachtvolle Jagtrophäen schmückten die Wände der Klubzimmer: Walroßzähne, Büffel- und Bergschafhäupter mit enormem Gehörn, riesige Bärenfelle usw. Herr Bell-Irving, ein englischer Cannerybesitzer, mit dem ich öfter und gern speiste, hatte als großer Nimrod wohl das Wesentlichste zu dieser prächtigen Ausschmückung beigetragen. Ganz besonders befreundete ich mich mit Eduard Stolterfoht, einem ehemaligen Mecklenburger Rittergutsbesitzer, der erst die Welt durchstreift, worüber er höchst amüsant zu erzählen wußte, und dann in den Vereinigten Staaten und Kanada sein Vermögen zu verwerten gesucht hatte.

Flüchtig muß ich leider über diese schönen Erholungs-, d. h. für mich doch Arbeitswochen in Vancouver hinstreifen; nur einiges kann hier gesagt werden.

Die heute bald 50000 Einwohner zählende Stadt Vancouver ward, seitdem der englische Marineoffizier Captain Vancouver 1792 das Burrard Inlet entdeckt

hatte, nur ein Platz für ein paar Sägemühlen; erst 1886, als kontinentaler Endpunkt der Pacificbahn, entstand eine Stadt, die unmittelbar darauf total niederbrannte. Allein noch auf der schwarzen, rauchenden Brandstätte begann die Energie der Bürger am selbigen Tage den Wiederbau. Heute haben wir auf der Halbinsel zwischen dem Inlet und der English Bai eine weit ausgedehnte Stadt vor uns, allerdings überwiegend eine Holzstadt, deren äußere Teile sich noch zwischen dem Gestrüpp und den verkohlten Stümpfen der Urwaldrodungen verlieren, die aber sonst an Großartigkeit mancher Bauten und jedenfalls an Ausdehnung sowie an Geschäftigkeit eine europäische Stadt gleichen Ranges weit übertrifft. Nicht völlig so ameisenartig wie ein junges Emporium in den Vereinigten Staaten, hat sie im Handel und Wandel doch bereits Victoria den Rang abgelaufen. Der rührige „Hunderttausend-Klub" hat einzig den Zweck, die Einwohnerzahl bis 1910 auf 100000 zu bringen. Ein eigentümliches Ziel, das aber wahrscheinlich erreicht werden wird. Seiner insularen Lage halber wird Victoria auch niemals die mit allen Vorzügen einer trefflichen kontinentalen Hafenstadt ausgerüstete Schwesterstadt wieder einholen. Nächst Seattle dürfte Vancouver der Land und Meer beherrschende Platz im amerikanischen Nordwesten werden und hätte, wie schon gesagt, bei klügerer Politik selbst den allerersten Platz an sich reißen können. Ob aber das an Hilfsquellen so ungeheuer reiche britische Gebiet dem Einfluß des Hinterlandes von Seattle und Portland jetzt noch je gleichkommen würde, ist um so fraglicher, als die Aufschließung und Bevölkerungszunahme denn doch in weit langsamerem Tempo geschieht.

Vancouvers Handelsstatistik weist wachsende und auch

absolut schon recht beträchtliche Zahlen auf. Holz- und Fischereiprodukte nehmen den ersten Rang ein. Mit Alaska, Ostasien, Australien und einigen westamerikanischen Küstenplätzen besteht ein bedeutender Austausch, u. a. befindet sich eine große Zuckerraffinerie am Platze, die Rohrzucker aus Java und von den Fidji-Inseln verarbeitet. Kein Zweifel, daß der Panamákanal einst die Handelsbeziehungen zu Europa beeinflussen wird, zumal Holz immer mehr sich zu gewinnbringender Ladung gestaltet. Schiffbau- und Werftwesen schreiten voran; im prachtvollen Burrard Inlet kann die ganze Flotte Altenglands bequem und sicher ankern.

Vancouver besitzt eine für solche Mittelstadt ganz großartige Wasserleitung, die mittels eines enormen Fels-Tunnelbaues das Wasser aus dem drei deutsche Meilen entfernten Gebirge bringt, desgleichen eine vorzügliche Abfuhreinrichtung, welche die zuvor desinfizierten Stoffe in die See führt. Ein tiefer Seekanal zur Verbindung von Burrard Inlet mit English Bai wird geplant. Stattliche Schulen, einige ansehnliche Ladensträßen und ganz entzückende Villenteile gibt es. Jene Villen, die Einfachheit und vornehmes Lebensverständnis bekunden, wo auch Damen der höheren Stände sich ungeniert auf ihre Treppenstufen setzen und fröhliche Kinder sommers barfuß laufen, wo die Nachbarn sich nicht ängstlich abgrenzen und es keiner Einfriedigungen bedarf, um die Roheit fern zu halten.

Zahlreich verkehren die elektrischen Bahnen, die um die Stadt den Urwald genau so aufbrechen und dem Menschenfuß dann der Bewohnung zugänglich machen, wie die Eisenbahn es auf weitere Strecken tut. Der einzelne Mensch kann dies mittels Axt und Feuer allein gar nicht

fertig bringen. Daher sieht man an vielen Endstrecken der Lokallinien, meilenweit manchmal, eigentlich nichts als Wildnis. Wie kümmerlich nimmt sich dagegen die Verwendung dieses modernen Verkehrsmittels in weit volkreicheren deutschen Städten aus, z. B. in Kiel oder Lübeck. Welche ärmlichen Wasserverkehrseinrichtungen besitzen diese Städte trotz einiger neueren Anläufe noch immer, ja hat selbst Hamburg noch! Gegenüber von Vancouver auf der andern Seite des Burrard Inlet z. B. liegt Nord-Vancouver, wo außer ärmlichen Hütten von Indianern zwischen Farnen, wildem Flox und verkohlten Stümpfen ein paar Häuser an neugebahnten Straßen ein vereinzeltes Dasein führen und im Sommer Familien in Zelten kämpen. Aber in die Verbindung ward unbesorgt 1904 schon eine großartige, mächtige Dampffähre eingestellt, die mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet denen von New York und San Francisco glich, und auf der man behaglich bei jeder Witterung fuhr.

Natürlich die Verhältnisse liegen nicht gleichartig; sie sind auch bei uns in steter Wandlung zum Bessern, und mancherorts hat sich ebenfalls ein gewaltiger Aufschwung gezeigt. Allein das Wesentliche bleibt bestehen: Das Sichschiebenlassen, der geringere Wagemut bei uns und der durch kleinliche Interessenpolitik und kleinliche Vergangenheit stets in engem Bann gehaltene Blick für das künftig Notwendige. Die Stadtväter sind lange nicht immer die Schuldigen, denn sie haben mit der Kleinlichkeit ihrer Auftraggeber, des unwillig Lasten tragenden Publikums und den öffentlichen Sprachrohren, die diesem schmeicheln, zu rechnen. Schattenseiten sind selbstverständlich auch in Vancouver zu bemerken; so brachte u. a. der Anfang des Jahres 1903 schlimme Zeiten, die sich aber wieder aus-

glichen. Das Banditenwesen ist auch noch nicht völlig ausgerottet, zumal manches Alaskagesindel hängen bleibt. Während meiner Anwesenheit geschah eine ganze Reihe von nächtlichen Raubanfällen mit Revolverbedrohung und dem üblichen „hands up“ sogar mitten in der Stadt, beim Vancouver-Hotel. Man darf sich indessen daran erinnern, daß eine gern erzählte Anekdote aus derselben Verkehrsgegend noch nicht viele Jahre alt ist. Ein Fremder will eben nach einem Krähennest in einem hohen Baum schießen, da legt ein hinzutretender Indianer die Hand auf seinen Arm und erklärt ernst, das vermeintliche Nest sei sein toter Großvater, der dort nach Stammessitte ein Baumbegräbnis gefunden habe.

In der English Bay besitzt die Stadt einen vorzüglichen Badestrand, vor allem aber in dem die Spitze der Halbinsel ausfüllenden und von der Regierung zur Verfügung gestellten Stanleypark (nach einem Generalgouverneur so benannt), wohl den großartigsten Park, den eine Stadt auf der Erde überhaupt ihr eigen nennen kann. Ich wenigstens kenne keinen schöneren. Es ist ein vollkommen erhaltenes Stück Urwald, das durch viele Kilometer lange, vorzüglich gehaltene, mittels harten Muschelkalks befestigte Fahrwege und durch einige wenige Waldpfade gekreuzt wird. Gleich links und rechts daneben bilden Bäume, gestürzte Stämme, Wurzelwerk und Unterholz bisher niemals durchdrungene Mauern. Moose und Farne wuchern aufs üppigste und in riesenhafter Größe. Eine korallrote Beere leuchtete jetzt auf holunderartigen Büschen. Der Baumwuchs ist ziemlich so gigantisch wie der um Woiwona in Kalifornien. Aber alles erscheint frischer, und Spruce- und Douglastanne gesellen sich zu den Zedern und Riesen mit Zypressenlaub. Die Durch-

schnittshöhe mag etwa 50 bis 55 Meter betragen. An dem Stamm einer noch kräftigen Zeder sah ich in ziemlicher Höhe eine aus ihm herausgewachsene Douglasfichte, ein für sich schon stattliches Baumexemplar. Der unterste Ast dieser kandelaberartigen riesigen Zeder mochte sich 13 Meter über dem Erdboden befinden. Vom Park aus hat man die wundervollsten Durchblicke auf das blaue Meer, Inseln und alpines Gebirge und im zugänglichsten Teil die idealsten Spielplätze, lauschige Teiche mit Wassergeflügel und eine entzückende Blumenpracht, z. B. Hortensien von überwältigender Größe. Auch die Hagebutten, nach verblühter Rosenpracht, gleichen an Umfang kleineren Pflaumen.

Fast jeden Tag habe ich mit immer neuem Entzücken den Stanleypark durchwandert, an dessen Riffen übrigens die „Beaver", ihr Ende fand, das erste Dampfschiff, das je den Weltteil rundete und in den Pacific eindrang, zu einer Zeit, als das Dörfchen St. Francis (San Francisco) noch in tiefster Wildnis lag.

Auch manche Ausflüge in Seitenarme des Burrard Inlet, nach Harrison Hotsprings, nach den Canneries in Steveston an der Frasermündung, nach Holzmühlen, nach der Stadt Westminster machte ich; jedoch überschreitet es den Raum, wollte ich sie alle schildern. Nur einzelnes kann ich streifen. Innerhalb eines einzigen Jahres (jedes vierte ist das beste) haben die nordamerikanischen und kanadischen Konservenfabriken nur in der Frasermündung schon 20 Millionen Lachse verarbeitet! Und 5 Millionen wurden dort außerdem gefangen. Da die Nordamerikaner damit begannen, benutzen die Kanadier jetzt auch „Fischfallen"; andererseits führten sie erfolg-

reiche künstliche Brutanstalten ein. Gefangen wird meist der Sockeye, der feinste, prachtvollst gefärbte aller Lachse. Für die Fischereien sind in großer Zahl Japaner tätig, die sehr rührig arbeiten, auch selber ihre Boote bauen. Manche heiraten Indianerweiber. Bei der fabrikmäßigen Verarbeitung werden viele Indianerweiber und Chinesen beschäftigt. Die bessere Arbeit, wie Bedienung der sinnreichen Maschinen bei der Konservenverarbeitung und zur Herstellung von Büchsen (Cans) liegt in den Händen der weißen Arbeiter. Chinesen sollen bekanntlich nicht mehr eingeführt werden. Allein Vancouver hat schon sein Chinesenviertel; man kann John Chinaman nicht mehr entbehren, wenn man ihn auch jetzt 500 Dollars Eingangssteuer zahlen läßt. Neuerdings versucht man Hindus heranzuziehen. Weiße Dienstboten sind kaum aufzutreiben. In vielen Haushaltungen erscheint morgens der Chinese, macht alle Arbeit, das Kochen eingeschlossen, und verschwindet abends wieder. Wenn er zur Fischsaison die Arbeit in den Canneries vorzieht, sitzt die Familie da und kann sehen, wie sie ohne Bedienung allein fertig wird. Schlimm genug geht es in diesem Punkte ja auch schon, dank der Agitation der Sozialdemokratie beschleunigt, in Deutschland zu. Was uns vielleicht noch bevorsteht, sieht man schaudernd in den Vereinigten Staaten, wie ich es im Kapitel San Francisco schilderte, und in Kanada. Dagegen gibt es nur eins: Ablegung von Standesvorurteilen seitens der Frauen und als begehrenswertestes Ziel für deren Durchschnitt nicht akademische Grade, sondern wirtschaftliche Tüchtigkeit. Der Kampf ums Dasein wird von selber dazu führen; je eher aber dies Ziel erkannt und freiwillig verfolgt wird, desto besser für das allgemeine Wohl! Weg mit Fossilem, weg aber

auch mit Utopisten und Schmeichlern einer eitlen, unproduktiven Frauenbewegung!

Höchst interessant ist der Besuch eines Holzschlägerlagers (Logging Camp), wo die Bäume (Timber) geholt, und einer Fabrik (Lumbermill), wo sie bearbeitet werden. Starke Haken ergreifen die Riesenstämme, ein Paternosterwerk bringt sie auf einer schiefen Ebene aus dem Wasser, wo sie als Flöße (Boom) lagen, an die Fabrik. Gewaltige Eisenklauen, wie aus der Unterwelt hervortauchend, packen sie hier und werfen sie spielend auf Schlitten, auf denen sie an die Sägen heranfahren. Die Sägen sind millimetergenau eingestellt, und binnen wenigen Minuten zerfällt der eben noch ungeheure, knorrige Urwaldgigant in zahllose glatte Bohlen und Bretter, Latten, Leisten oder Schindeln. Verarbeitet werden besonders die Douglasfichte, rote und gelbe Zedertanne, Kiefer, Ahorn, Birke, Zypresse, Eiche und Weißdorn, und zwar mit den modernsten Maschinen. Die Fabrik der Pacific Coast Lumber Company in Vancouver kann z. B. täglich 150000 Fuß sägen und 300000 Schindeln herstellen. $^{2}/_{3}$ der Produktion gehen nach Ostasien, Australien und Südafrika. $^{1}/_{3}$ wird im Inland verbraucht. Millionäre aus dem Osten verfügen über Waldbesitz, der kleinen Königreichen an Umfang gleichkommt. Der Abfall liefert die Heizung für den ganzen Betrieb, ist aber so reichlich, daß er noch besonders in großen Öfen verbrannt werden muß, um ihn los zu werden. Nur bearbeitetes Holz hat Exporterlaubnis.

Westminster, „The Royal City", die frühere Hauptstadt, eine Stadt von etwa 10000 Einwohnern, liegt zwischen Waldbergen auf Terrassen am prachtvollen Fraserstrom, etwa 16 Seemeilen von der Georgiastraße.

Eine großartige neue Brücke kreuzt imponierend das breite Gewässer. Auch Westminster ist vom Feuer vor mehreren Jahren vernichtet und gleichfalls mit größter Energie aufgebaut worden. Der Geschäftsteil ist nicht schön, doch die Außenstraßen zeigen wieder reizende Gärten und Villen. Die Lachsindustrie ist höchst bedeutend, kaum minder die Holzindustrie.

* * *

Alljährlich wüten die großen Waldbrände in den Westländern. In diesem Jahre aber gab es, etwa vom August ab, an der ganzen Westküste von Mittel-Kalifornien bis weit hinauf in Britisch-Kolumbien mehr Waldbrände, als seit Menschengedenken. Und nicht nur die Küste mit ihren Inseln, auch das Binnenland auf Hunderte von Meilen einwärts ward in Mitleidenschaft gezogen. Ein Gebiet, wenngleich nicht zusammenhängend, so doch umfangreich wie vielleicht ganz Europa, hat monatelang in einem undurchdringlichen Rauchnebel gelegen, der die Berge gewissermaßen aus der Landschaft fortradierte, in dem die Sonne täglich, wenn sie überhaupt durchdrang, wie eine rote, abgezirkelte Scheibe glühte, und der die Gefährlichkeit der Schiffahrt an den klippenreichen Küsten aufs höchste steigerte.

Erst anhaltende herbstliche Regengüsse konnten diesem Nebel ein Ende bereiten. Die Menschenmacht mußte sich darauf beschränken, in zugänglicheren Gegenden die Holzschlägereien, die Städte, Eisenbahnen und schließlich den Wald selbst vor gänzlicher Vernichtung zu behüten. Und auch dies geschah nur mangelhaft, oft unter größter Lebensgefahr, unter dem kühnsten Heroismus der meist freiwilligen Hilfsmannschaften.

Ich habe das gewaltige, aber betrübende Schauspiel der Brände in den Urwald-Fjorden Britisch-Kolumbiens manche Nacht genossen. Vermag denn niemand dort zu helfen? fragt man immer wieder, obgleich man es längst begriffen hat, daß die paar Menschen gegen Feuer, die einen Quadratmeilen weiten Flammenherd bilden, nicht mehr als ein Kind ausrichten könnten, und daß selbst viele Hände zur Ohnmacht verurteilt wären, weil sie wegen des dichten Busches nicht heran können, geschweige denn genügend Wasser heranzubringen vermöchten. Vom Ziehen trennender Gräben kann ebensowenig die Rede sein. Ja, selbst die Annäherung, wenn sie sonst möglich wäre, würde durch die ungeheure Hitze schon auf weithin verhindert sein.

Ist denn keine Regierung da, die der Entstehung solcher Brände besser vorbeugen kann? wird der Europäer meinen. Freilich, die Vorschriften sind vorhanden. An Warnungen fehlt es nicht. Strenge Strafen sind für Fahrlässigkeiten und Böswilligkeiten in Aussicht gestellt; aber wo bleibt in so enormen und so unzugänglichen, von wenigen Pfaden nur teilweise durchschnittenen Landmassen eine wirkliche Aufsicht?

Die periodische Trockenheit läßt sich durch kein Gesetz bannen, der Blitz läßt sich ebenfalls nicht einfangen. Und die Menschen? Wenn das Land zwischen Berlin und Hamburg mit dichtem Walde bestanden wäre, in welchem ein paar Dutzend Menschen zerstreut hausten, und eine Brandstiftung käme dort vor — wer kennt den Täter, wer ist Zeuge gewesen, wer kann jenen fassen?

Ja, wer kann ihn fassen, zumal wenn man — und das kommt vor — ihn gar nicht ernstlich fassen will.

Die Regierung hat auch ein Interesse an der Urbar-

machung des wilden Landes. Ohne vorhergehendes Niederbrennen vermag der einzelne Ansiedler aber dem Urwalde nicht beizukommen, sogar die Stadtgemeinden finden kein anderes Mittel. Das Niederbrennen an sich läßt sich also nicht verbieten, es soll nur nicht in der trockenen Jahreszeit geschehen. Allein, gerade diese erfüllt den Zweck wieder am sichersten; der Ansiedler ist in ihr am meisten zur Brandlegung geneigt, und die Regierung liebt es wiederum, selbst wenn sie ihn fassen könnte — er wird ja bei Anklagen die Täterschaft leugnen —, das Gesetzesauge zuzudrücken. Das Gleiche geschieht erst recht gegenüber den mächtigen Bahngesellschaften, deren Lokomotiven ebenfalls nicht selten Unheil anrichten. Nun kommen die Bahnarbeiter, die das notwendige Brennen, wohl oft aus Bequemlichkeit, um ein hübsches, wärmendes Feuer zu haben, manchmal aus reinem Vergnügen betreiben. Aber sie sind unentbehrlich und werden selten belästigt werden. Schließlich findet man die sonstigen böswilligen und achtlosen Brandstifter verhältnismäßig recht häufig, unter denen, von den Holzdieben abgesehen, die Kämper die erste Rolle spielen.

Das höchste Entzücken des Kämpers bildet sein Lagerfeuer. So manches am Waldrande entfachte, schlecht oder gar nicht beim Verlassen gelöschte Kämpfeuer hat herrliche Waldstrecken weithin verwüstet. Ganz sicherlich spielt da eine hervorstechende Eigenschaft des ungebildeten Amerikaners, nämlich die absolute Gleichgültigkeit gegen die Interessen seiner Mitmenschen, wesentlich mit. Und gerade der rücksichtslose Kämper ist häufig Vagant, dessen Stätte man nicht kennt, da er sie fortwährend wechselt.

Daß die durch Waldbrände angerichteten jährlichen, besonders auch in diesem Jahre verursachten Schäden sich

allein auf unkultivierten Gebieten auf viele Millionen Dollars belaufen, braucht nach dem Gesagten kaum noch erwähnt zu werden. Aber was bedeutet in diesen Ländern der Holzwert? Löhne, Transport und Bearbeitung erst machen das Holz zu etwas Wertvollem. Selbst das an allen Küstenstrecken in Massen angespülte Holz läßt man verkommen, da der Transport sich nicht lohnen würde.

Wie ich schon an anderen Stellen erwähnte, liegt die häufige Zerstörung der malerischsten Naturbilder von Westamerika und namentlich von Westkanada an dem traurigen Überwiegen der Baumruinen und Baumleichen in der Landschaft. Da diese speziell die Bahnlinien zu begleiten pflegen, so gelangt der flüchtige Reisende oft zu der Meinung, dies sei überall so. Ja, überall in neuen, der Kultur erschlossenen Waldländern wird sich allerdings ein Gleiches zeigen: die Spur des vom Menschen gegen die Natur für die Kultur aber oft mit kulturwidrigen Mitteln geführten Kampfes. Allein, sobald man in die Seitentäler vordringt, findet man noch genug nie entweihte Schönheit; man sieht oder ahnt vielmehr, wie trotz der riesigen Brände noch weit, weit riesenhaftere Wälder eine ungebrochene Souveränität ausüben.

Sicher wird es -- von Kalifornien nicht zu reden -- schon manche Strecken geben, an denen zu starke Entholzung sich in klimatischen und infolgedessen landwirtschaftlichen Nachteilen äußert. Ist der Humus einmal fort, ist die Formation steil, so bringen alle sonstigen Bedingungen für höchste Fruchtbarkeit den einstmaligen Segen nicht wieder zurück. Gerade an den Westküsten, an denen die ungeheure Feuchtigkeitsmenge aus dem Pacific sich in langen Perioden entladet, während andererseits die gänzliche Zurückhaltung der Feuchtigkeitsmengen

ebensolche erbarmungslose Perioden der Dürre bedingt, wäre es das größte Verbrechen, den wunderbarsten Regulator, den die Natur hier bietet, im Augenblicksnutzen oder aus sonstigen verwerflichen Motiven zerstören zu lassen.

Aber ich glaube nicht, daß die Gefahr im amerikanischen Nordwesten eine so unmittelbar bevorstehende ist, als welche man sie oft schildert, noch, daß sie überhaupt mit Notwendigkeit eintreten muß. Wie gesagt, sind erstens die Waldbestände zu ungeheure, zweitens regeneriert sich der Wald, solange der Humus erhalten bleibt, an vielen Stellen, die ich sah, viel rascher, als man es glauben möchte. Binnen einem Jahre hat sich der Raum zwischen den verkohlten oder abgestorbenen Stämmen völlig mit dichtem Unterholz bedeckt, Farne und andere Kräuter sind schon fast undurchdringlich; noch ein paar Jahre weiter, und die dazwischen wachsenden Koniferen haben bereits eine Höhe, die sie bei uns schon als stattliche Bäume gelten lassen würde. Vor allem in West-Kanada und Südost-Alaska wuchert die Vegetation in einer Üppigkeit, die der Triebkraft im Regengürtel der Tropen wenig nachgibt.

Neuerdings beschäftigen sich die Regierungen dazu mehr mit den Beispielen europäischer Forstkultur, wobei die deutschen Muster ihnen besonders maßgebend erscheinen. Nehmen die Aufforstungsversuche bisher auch nur einen bescheidenen Teil der positiven Fürsorge ein, so ist doch der Anfang damit mancherorts gemacht, und diese Schutzwaffe wird mit der Zeit allgemeinere und systematische Anwendung finden.

Erstaunt bin ich, wie ich schon früher schrieb, über die vielen Baumleichen gerade in den unermeßlichen,

schweigenden Koniferen-Urwaldungen Alaskas gewesen. Stellenweise sieht man die weißen Striche, die als traurige Schraffierung in das grüne Wipfelmeer von den toten Bäumen gezeichnet werden, fast ebenso zahlreich wie an der kanadischen Pacificbahn. Woher kommt das? Hier, wo der frevelnde Mensch, der Indianer eingeschlossen, noch keine Verwüstungen anrichten konnte? Der Blitzschlag wird hier wohl gelegentlich zünden, doch die starken Niederschläge würden die große Ausdehnung der Brände verhüten. Das Bild ist auch ein anderes. Es müssen Krankheiten vorkommen, und wenn der Baum seine Kräfte erschöpft hat und abgestorben ist, so kann er trotz der heftigen Stürme nicht fallen, da es in dem Baumgedränge hierfür keinen Raum gibt.

Es würde hier zu weit führen, alle die Distrikte in Kalifornien, Oregon, Washington, Britisch-Kolumbien mit der Insel Vancouver usw. zu erwähnen, die in jenem Sommer schwer durch Waldbrände litten. In Kalifornien, wo es eine ganze Reihe von Flammenherden gab — u. a. verbrannte der Southern Pacific-Bahn ein erheblicher Teil der kostbaren Schneeschutzdachungen in der Sierra Nevada — ward auch die Nachbarschaft San Franciscos in Mitleidenschaft gezogen. Das Mill Valley, die Mount Tamalpaïs-Bahn sowie die Wasserreservoirs und sonstigen Anlagen am Tamalpaïs schwebten in großer Gefahr, die noch abgewendet werden konnte. Besonders aus Kalifornien wird nach föderalem Waldschutz gerufen, da der gouvernementale versage. Es würden nicht genug Waldhüter angestellt, die Forstbeamten trieben nur Nebenbeschäftigungen und seien nicht vorgebildet wie in Deutschland und Frankreich; akademisch gebildete Leute lasse man mit der Schaufel arbeiten und ungebildete Arbeiter mache

man zu verantwortlichen Aufsehern. Man solle Roosevelts Hilfe anrufen, der der ausgezeichnetste Forstmann geworden wäre, wenn er nicht der ausgezeichnetste Präsident geworden sei.

Vom Forst-Departement in Washington ist als erste Maßregel theoretisch die Vernichtung des Unterholzes empfohlen worden. Praktisch hat die Diamond Match Company in Butte die Ausführung dieses Rates begonnen und will die erfreulichsten Resultate damit erzielt haben. Von Portland aus wird das gleiche Mittel empfohlen, doch unter Hinweis, daß gerade seine falsche Anwendung bereits großen Schaden gestiftet habe. Nämlich das eingangs erwähnte, vielfach im trockenen Sommer geübte Abbrennen des Unterholzes sei mit Hauptursache der Waldbrände, dagegen empfehle sich das Abbrennen des grünen Unterholzes im Frühjahr durchaus. Aber wie weit würde man in den ungeheuren Wäldern des Nordens wohl mit dieser Methode kommen?

Für die notwendige Neubegrasung der abgebrannten Strecken spielt das Unterholz speziell in den trockeneren Provinzen eine große Rolle. In den staatlichen Versuchsstationen hat man Experimente mit allen möglichen Grasarten vorgenommen. In der Sierra Nevada und im Kaskaden-Gebirge soll man in Verwendung verschiedener europäischer, australischer und einheimischer Gräser je nach den verschiedenen Lagen die Neubegrasung verbrannter Terrains erreicht haben, und ruft nach Ansiedlern aus dem Mittelwesten, die sich auf diese Weise Weidefarmen begründen sollen.

Bezüglich des vielen unbenutzt verfaulenden Holzes dürfte vielleicht eine Wendung eintreten. In Belling-

ham am Puget Sound ward die erste große Fabrik begründet, die aus dem unbenutzten Holz Holzalkohol und eine ganze Reihe von Nebenprodukten gewinnt. Wenn ich nicht irre, ist es deutsche Erfindung. Damit dürfte sich vielleicht auch den großen Holzmühlen, die ihre Abfälle nicht einmal durch Verbrennen los werden können, eine Nebenindustrie eröffnen.

* * *

Mein neuer Freund, Herr Stolterfoht, übrigens ein naher Verwandter angesehener Lübecker Familien, hatte sich Landbesitz in den Mittelstaaten der Union und in Kalifornien sowie Grundstücke in Vancouver, nebst einigen Inseln an der Küste Britisch-Kolumbiens erworben. Er war zufrieden; obwohl ich glaube, daß er nicht überall Seide gesponnen hat, schien er doch mancherorts den richtigen Haken eingeschlagen zu haben. Was er einmal besaß, verkaufte er in der Regel nicht wieder. Beliebt bei allen, machte er für den deutschen Charakter trefflich Reklame im Westen; das allein ließ ihn schätzenswerter als sein Geld erscheinen, denn die deutschen Landsleute, die dies draußen unter Aufrechterhaltung ihrer Nationalität verstehen, sind keineswegs zu dicht gesät. Namentlich seine großartige mecklenburgische Gemütsruhe kam ihm in Ländern, in denen es das größte Übel ist, den Geduldsfaden reißen zu lassen, herrlich zu statten.

Was sein Inselreich betraf — er hatte die Liebenswürdigkeit, mir und meiner Familie gratis eine Insel zum Bewohnen anzubieten —, so war es Zukunftsmusik, sehr zukünftige Zukunftsmusik! Er war aber musikalisch genug, den Kontrapunkt zu begreifen und sich keine grauen Haare darüber wachsen zu lassen. Nur eins wurmte ihn;

nämlich, daß sich dann und wann jemand auf einer der Inseln ansiedelte, ohne ihn zu fragen, oder daß ohne seine Erlaubnis Holz geschlagen und in Brand gesteckt wurde. Wenn er den betreffenden Jemand aufsuchte, war natürlich niemand im Hause. Aber mein Freund griff auch dann nicht zu Gewaltmaßregeln; er beschränkte sich auf das Anheften freundlicher Warnungen und seiner Adresse. Zu solchem Zwecke nun begleitete ich ihn einmal in sein Inselreich. Wir hatten auch dieses Mal eine Menge gedruckter Zettel mit, und die Aufgabe der „Expedition" bestand darin, diese das Privateigentum anzeigenden Plakate an hervorragend sichtbaren Baumstämmen des Reiches anzuschlagen.

Herrn Stolterfohts beste Inseln liegen im malerischen Howe Sound, der von dem Burrard Inlet nordwärts in das Küstengebirge von der Georgiastraße aus einschneidet, und zu dem die „Löwenköpfe" stolz herabschauen, während im Hintergrunde die Gletscher des gewaltigen Mount Garibaldi ragen. Wir suchten eine weitere Gruppe, nordöstlich von der Malaspinastraße, auf, die ein Agent, der mit einem amtlichen Vermesser wohl unter einer Decke spielte, ihm halb angeschwindelt hatte, während er der Meinung gewesen, eine ganz andere Insel anzukaufen. Nebenbei bemerkt, ist das Vermessenlassen in diesen wilden Gegenden kostspieliger als das Inselkaufen. Vermesser gibt es wenige, wohl aber Tausende von Inseln. Zu diesen gehörten ebenfalls die „Ragged Islands", unser Reiseziel. Malaspina — böser Dorn — und Ragged Islands — rauhe, zerrissene, aber auch lumpige Inseln — ominöse Namen!

Doch in Wirklichkeit ist diese Straße von Malaspina wunderhübsch und die Inseln, obwohl nur „bessere"

Granitklippen, sind wild und malerisch, was der Deutsche „romantisch“ zu nennen pflegt. Das einzige Unromantische waren wir selber, nämlich zwei durchaus friedliche alte Herren in Hemdsärmeln, und nicht einmal im Besitze eines Schießgewehres. Dafür handhabten wir die Kamera mit weniger als mehr Glück um so eifriger und erzielten mehrere rätselhafte Ansichten aus dem Inselreich, von unserem Begleiter, dem schwedischen Bärenjäger Erickson, und uns selber. Eine, eine schmeichelhafte Wiedergabe meiner Persönlichkeit mit der Bierflasche zwischen den Beinen, an einer Stelle liegend, an der wir uns Gras hingewünscht hätten, bezeichnete den Gipfelpunkt unserer Freuden und Bestrebungen. Stolterfoht verehrte sie mir nicht ohne Künstlerstolz und ich habe sie mir als gutes Beispiel einer nach jeder Richtung hin verunglückten Amateurphotographie getreulich aufbewahrt.

Um den lokalgeographischen Vorstellungen meiner Leser nachzuhelfen, will ich zunächst einmal schildern, wie wir zu den Ragged Islands gelangten.

An einem wunderschönen Augustmorgen waren wir mit einem altersschwachen kleinen Lokaldampfer von Vancouver abgefahren. Die prachtvolle Gegend war bereits fast spurlos im Rauchnebel der Waldbrände verschwunden. Häufiger Seenebel mischte sich an der Küste mit dem Rauchschleier; ein solches hilfloses Dampfertuten hörte man so andauernd selbst bei uns auf der Unterelbe kaum. Die nähere Umgebung entschleierte sich wohl bei günstiger Windrichtung, allein die Berge blieben hoffnungslos dem Landschaftsbilde fern. Mit Mißtrauen betrachtete ich das wie eine Stromschnelle kabbelnde Wasser an der Felsnase, auf die ich mit der „Victoria“

damals aufgerannt war. Jetzt läutete tröstlich das Nebelglöckchen von drüben.

Unsere Reisegesellschaft erwies sich ganz unterhaltend: Vancouver-Familien, die kämpen wollten, darunter der bisherige Bürgermeister von Vancouver. Die kleineren Küstendampfer taugen, wie gesagt, nicht viel, besonders im Punkte der Seetüchtigkeit hege ich wenig Vertrauen zu ihnen; doch auf den kleinsten selbst sind manche Bequemlichkeiten anzutreffen, die unsere Lokaldampfer nicht besitzen. So gibt es fast immer geschützte obere Sitzräume und einen größeren Speiseraum; dagegen fehlt oft eine offene Restauration.

Unter den Küsten- und Inselorten, die wir anliefen, befanden sich Indianerreservationen, Fischereianlagen, Holzschlägerniederlassungen, Minenorte und solche, in denen zeitweilig Sommergäste wohnten, von denen wir mehrere abholten und mitbrachten, oder ihnen Briefe und Nahrungsmittel zuführten. Einige wohnten in kleinen, nur im Sommer betriebenen Gasthöfen, die meisten als Kämper, deren zigeunerartige Leinwandbuden man überall an den waldigen Buchten sah. Das Lagerleben ist eine wahre Leidenschaft des Nordamerikaners wie des Kanadiers; vermutlich steckt es im Blute von den Vätern her, die als „Settler" in der Wildnis zu diesem Leben unter Gottes freiem Himmel gezwungen waren. Der Angelsachse brachte auch wohl von vornherein eine gewisse Sportfreude dazu mit.

Die deutsche Waldliebe bekundet sich in unserer Musik und Volkspoesie; wir trinken auch gern ein Faß Bier unter Buchenzweigen und spielen nicht ungern einen Skat im Grünen, allein für das Schlafen im Waldesdüster unter Entbehrung aller häuslichen Bequemlichkeiten sind

wir im allgemeinen nicht sehr. Höchstens „kümmert es den wandernden Turner nicht". Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß unsere launischen Witterungstendenzen eine so tiefgehende Waldschwärmerei wenig begünstigen. Indessen, ich möchte doch dem deutschen Volk einige Befreundung mit diesem Sport sehr empfehlen. Für die gesunde Jugend steckt ein unschätzbarer Kern des Wagemuts, der Abhärtung, der Einfachheit und der Liebe zum Heimatsboden und zur Natur darin.

Also, wir sahen die Kämper überall: Männlein, Weiblein, Kinder — alle Stände, alle Altersstufen sind vertreten. Im Leinwandzelt stehen der Herd, die Feldbetten und das notwendigste Gerät. Einige kneipen nur Natur, andere jagen, die meisten fischen. Wer über keine Jacht verfügt, kann doch leicht Herr eines Kanus sein. Sie wohnen dorfartig in buntbewimpelten Buden, die an die Sylter Sandkuhlen erinnern, oder vereinzelt. Manche scheinen noch jenes klassische Trapperblut in sich zu haben, das wegen „Übervölkerung" zum Auswandern drängt, wenn es innerhalb hundert Meilen die zudringliche Anwesenheit eines „Nachbarn" spürt.

Es waren merkwürdige Typen unter den Leuten, die sich an den hölzernen Dampfschiffsbrücken versammelten: Hübsche, junge Mädchen und sonnverbrannte Sportsdamen in Knickerbockers, verschnapste Prospektoren und Minenleute, Kinder in Badehöschen, Gentlemen, die wie Arbeiter aussahen, Indianerfamilien, Chinesenköche usw. Aber alle immer höchst fidel, immer Begrüßungen austauschend und laute, lustige Gespräche mit tausend „fine!" 's und „awfully nice!" 's und abertausend „all right!" 's führend.

Abends sah man die Petroleumlampen blitzen und

die Kämpfeuer lodern und hörte immer noch Lachen und Gesang und Kinderlärm, es waren ja Schulferien, die in Kanada drei Monate und darüber zu dauern scheinen. Und was die erwachsenen jungen Leute an „Flirt“ am Kämpfeuer fertig bringen, mag ich gar nicht ausdenken, denn sonst werde ich — neidisch. Man stelle sich eine der berühmten Berliner Anglerkolonien an der Spree vor, aber noch vereinfacht, verhinterwäldlert, mehr in Übereinstimmung mit einer großen Natur — und man hat eine leibliche Anschauung, wie es bei Kämpern aus dem Volke in Kanada zugeht.

Hier finden wir auch noch lederstrumpfähnliche Romantik. Zwar die „Klutschmänner“ sind durchaus nicht romantisch, woran der Alkohol wesentlich mit schuld trägt. Die Klutschmänner sind aber nicht etwa Männer, sondern Weiber. Man hat nämlich hier für das Indianerweib den prachtvollen Ausdruck „Kloochman“. Wenn man diese dicken, schmierigen, verschwommenen Wesen sieht, begreift man sofort, daß kein besserer zu erfinden gewesen wäre. Klutschmänner unterscheiden sich in ihrer Grobknöchigkeit nur unwesentlich von ihren bartlosen Männern, weshalb man diese auch ebensogut als „Klutschweiber“ bezeichnen könnte. Kaum bedarf es der Erwähnung, daß diese von dem poetischen Hauch des letzten Mohikaners ebenfalls nicht umwittert sind.

Der gefürchtete Grizzly ist nicht selten. Dazu kommen Kuguare, Jaguare, Luchse usw. Schon die Wälder an sich sind verkörperte Romantik durch ihre Unermeßlichkeit, ihre Undurchdringlichkeit, ihre felsige Wildnis. Die Farne wuchern bis über Manneshöhe. Die Kämper bleiben daher meist an den Säumen; wenn das Kämperkind sich beim Beerensuchen verirrt, schwebt es in höchster

Lebensgefahr. Derartige Unfälle kamen auch in diesem Sommer wieder vor.

Das Bedeutendste, was wir sahen, blieben die großen Waldbrände. Tags verhüllte der Rauchnebel alles; nachts sah es aus, als ob ringsum brennende Städte und Wachfeuer lägen. Furchtbar rötete sich der Himmel, und waren wir nahe genug der Küste, konnten wir den Schein der Flammen sich im Wasser spiegeln sehen.

Unser Hauptquartier war die Station Lund. Schon dieser Name deutete auf die schwedische Nationalität ihres Besitzers hin. Hier ist so recht das Land für Skandinavier, namentlich für Nordschweden, die alles wiederfinden, was sie in der heimischen Natur verließen, und dazu noch ein viel günstigeres Klima. Es gibt hier auf dem Kontinent sogar ein skandinavisches Dorf, das praktischen Sozialismus, d. h. Kommunismus treibt; wie man mir sagte, ein völlig verunglücktes Experiment, gleich allen derartigen bisher unternommenen Versuchen.

Das Hotel Malaspina in Lund war recht gut. Ich bezahlte für drei Tage, alle Mahlzeiten eingeschlossen, etwa 20 Mark — für hiesige Verhältnisse nicht viel. Das Haus war voll allerliebster, feiner junger Mädchen, dazu im schon erwähnten Kontrast die rauhen Männer, die aber für sich allein speisten und immer in dem Bargebäude unten an der Landungsbrücke hausten. Sie waren mehr oder weniger Rheumatismuskrüppel, die ihr Leiden besonders durch schlechten, aber vielen Whisky bekämpften, also eine Sorte von „Badegästen" besonderer Art. Übrigens benahmen sie sich harmlos und belästigten die Damen niemals. Eine dichte schöne Zeder dämpfte ihre barbarischen Gesangs- und Ziehharmonika-Freuden etwas. Es war der Mühe wert, abends hinunterzugehen

und in das nur rembrandtisch von einer Petroleum-hängelampe erleuchtete niedere Zimmer zu sehen, in dem die verwilderten Kerle, mit dem Hut auf dem Kopfe, die kurze Pfeife im Munde, um einen runden Tisch saßen: doch ohne Getränk, weil dies nur an der Bar verabreicht wird. Mit tiefster Andacht lauschten sie auf den Balladen-vortrag eines alten, bärtigen Goldsuchers, der irgend welche Leiden einer „Egyptian mother" mit fürchterlicher und eintöniger Stimme und nachdrücklichen Gesten vor-trug. Offenbar bedeutete es eine Kunstleistung ersten Ranges. Ferner traf ich unter dieser Gesellschaft einen Landsmann, der fast sein Deutsch verlernt hatte. Es freute ihn ein wenig, als ich mit ihm plattdeutsch von der alten meerumschlungenen Heimat sprach; wie wir uns aber als Kriegskameraden von Anno 1870, das er als schleswig-holsteinischer Dragoner mitgemacht, entdeckten, schüttelte er mir begeistert die Hand.

Außer dem hölzernen Gasthof gab es noch ein paar Holzhäuser, darunter eine Schule für die Kinder aus den Indianerhütten, die den Rest von Lund bildeten. Rings-herum, dicht angrenzend, wie immer der Urwald mit seinen verkohlten Stümpfen und Stämmen, Farnen und Brombeerranken an der Randlichtung. Doch führten hier zwei Wege zwischen den prächtig bergansteigenden Spruce- und Douglastannen, der eine zur andern Seite des Inlets. Auf dem zweiten gelangte man zu einem freien Wiesengrund mitten im Walde, auf dem eine unter-nehmende — Putzmacherin sich angesiedelt hat. Auch in Nord-Vancouver traf ich eine kühne Schneiderin als Pionierin in der Wildnis. Diese Damen machen nun allerdings weder Damenhüte noch Kleidertaillen im Ur-wald, aber sie haben als gesuchte Persönlichkeiten in der

Stadt Vancouver ganz hübsches Geld verdient, das sie jetzt in landesüblicher Weise anlegen.

Als mein Freund und ich abends durch den bereits dunklen Wald spazierten, überfiel uns ein Trupp kleiner übermütiger Indianerjungen, um uns einen Schreck einzujagen. Scheinbar nahm ich den Kampf ernst und warf ein paar von den Krabautern in den Busch. Als sie sich ihrerseits von ihrem Schreck erholt hatten, riefen sie herausfordernd hinter mir her: „Come on, old man, come on!"

Schon tags war die Beleuchtung höchst eigenartig gewesen. Die Sonnenscheibe leuchtete rotgelb durch die Rauchnebel und warf feurige Reflexe in breiten Rändern oder glitzernden Funken auf das vollkommen dunkelolivgrüne Wasser. Verschiedene Rauchsäulen schienen wie Regentromben vom Himmel zu hängen. Später wurden Sonne und Reflexe karmesinrot. Abends war es klarer. Hinter den schwarzen Tannen stand der rote Himmel, der Fjord davor zeigte violettes Wasser, in dem blaue und violette Streifen miteinander wechselten. Zuweilen bildeten sie auch Windungen, je nachdem die Strömung sie einzeichnete.

Wir saßen bis spät draußen auf den nächtlichen, leise umbrandeten Klippen und rauchten unser Pfeifchen. Um ein nahes Feuer sprangen und sangen Indianerkinder; drüben auf der Insel lohte ein gewaltiger Waldbrand zum stillen Firmament hinauf. Als wir durch das finstere Fels- und Buschlabyrinth mühsam uns nach dem Hotel zurücktasteten, schliefen die Kinder schon, und die gutmütigen Indianerhunde vor den in die Wildnis verstreuten Hütten bellten nicht einmal, wenn wir vorbeistolperten.

Doch nun wieder zurück zu unserer Inselfahrt mit Ericsson! Wir machten sie in einem alten Boot, einer Art von Danaidenfaß, das wir beständig ausschöpfen mußten. Es waren drei größere und einige ganz kleine Inseln zu besuchen. Der Tag ging bald zu Ende, als wir unsere letzten Plakate angebracht hatten. Ericsson hatte seine rostige Winchesterbüchse mit sich genommen. Bald nachdem wir Lund verließen, sahen wir auf einer Klippe einen Gegenstand, der uns viel zu groß für einen Vogel erschien, weshalb wir ihn für eine sonderbar geformte Felszacke hielten. Mit einem Male flog er als ein Adler von ungemeiner Größe auf. Dieser setzte sich dann wieder, gerade weit genug, daß ich eine Kugel auf ihn abfeuern konnte; leider aber schwankte das Boot zu sehr und der Schuß traf nicht. Den ganzen Tag war ich jetzt lediglich von dem Wunsch beseelt, einen Adler als Jagdtrophäe mitbringen zu können. Aber keiner ließ uns wieder so nahe heran; ein weißköpfiger allein kam noch einmal in Schußnähe, um dann auch rechtzeitig zu fliehen. Hat man hier etwas mehr Zeit übrig, kann man sicher darauf rechnen, Adler zu erlegen. Meine ganze kanadische Jagdbeute bestand in einem hübschen Hirschgeweih, das ich — — Ericsson abkaufte.

Die Inseln erinnerten lebhaft an die Klippenumgebung Stockholms, also wird man ihren landschaftlichen Reiz nicht bezweifeln. Zwischen den Felsen senkten sich Hänge zu klaren Buchten hinunter — schöne Kamp- und Badeplätze — das ist der Hauptton der Zukunftsmusik! Leider sind Sandbuchten selten, und die bleiben immer das Ideal von Bädern; über Felsen und Steine zu klettern, macht kein Vergnügen. An den Felsen pflegt das Wasser gleich sehr tief abzufallen, da heißt es: Vor-

sicht vor Haien. Noch ein anderer unangenehmer Geselle haust an den Unterwassersteilwänden: der Octopus! Bis sechs Fuß lange Arme kann der Polyp haben, und wehe dem, der von einem umklammert wird! Im flachen Wasser ist man sicher. Wir sahen nur an den flutentblößten Granitwänden die blauen Seesterne sitzen, deren kurze Saugarme man schon schwierig entfernen kann. Legt man sie an ganz seichten Stellen auf den Rücken, so kommen gleich die kleinen braunen Laufkrebse von allen Seiten herbei und rupfen dem hilflosen großen Tiere die züngelnden, wie Perlen an der weißen Unterseite sitzenden, fleischigen Sauggefäße von den sich vergeblich krümmenden Armen. Gelingt es dem Seestern, sich wieder auf den Bauch zu wälzen, so rücken die mörderischen Krebse schleunigst aus. Die engen Kanäle waren von gelben Fucusgewächsen bedeckt, die teils bis zu großer Tiefe auf dem Grunde verankert sind, teils frei schwimmen und dann etwa wie Schlangen oder wie große Reitpeitschen aussehen, die von dem luftgefüllten Knopf getragen werden.

Der Baumbestand auf den Inseln ist nicht stark, doch unter den verschiedenen Koniferen befinden sich recht stattliche Exemplare. Auch Laubholz ist vorhanden, darunter der glänzend-groß- und dunkelblätterige Madrone- oder Arbutosbaum, den unsere Wälder nicht kennen. Seine glatte, rötliche Rinde, etwas an einen braunrot getönten Platanenstamm erinnernd, macht sich prächtig über grünem Rasen. Dieser war augenblicklich nicht vorhanden, doch der Herr der Inseln beschrieb mir begeistert sein Reich im Frühlingsschmuck. Dann grünt auch der Moosteppich, viele Blumen blühen und zahlreiche Beerensträucher. Wegen des dichten Unterholzes konnten wir die Inseln fast nirgends durchqueren.

Schon hinan zu klettern war schwierig, ebensosehr über den glatten, gelben Tang, der die unteren Felsen bedeckte, wie oben über das gleicherweise glatte, vergilbte Gras der abschüssigen Hänge.

Zahlreiche Austern- und Muschelschalen fielen uns auf den Felshöhen auf, zu denen die See nicht hinandringen konnte. „Aha," sagt der spekulierende Geologe, „die Zeugen einer submarinen Vergangenheit!" — O nein! Nur einige Reste der Mahlzeiten von schlauen Adlern, Raben usw., welche die Schaltiere, die sie nicht öffnen können, von ansehnlicher Höhe auf die Felsen fallen lassen, worauf die Schale sich öffnet oder zertrümmert wird.

Der Herr der Inseln, obwohl kein Jüngling mehr, war unermüdlich; es bereitete ihm Genugtuung, seine Plakate mit eigener Hand anzuschlagen. Derweilen faulenzte ich, die Füße im kühlen Wasser über Bord baumeln lassend. Später löste ich dafür Ericsson, dem die Handgelenke zu schmerzen anfingen, im Rudern ab. Ericsson erzählte uns während des Tages allerhand interessante Geschichten, unter anderem, wie er zu seinen tiefen Narben gekommen war, die wir bei ihm am Hals und im Genick sahen. Er hatte mit einem Indianerfreunde einen Bären auf einem Baum gestellt, aber statt ihn tödlich zu treffen, schoß er ihm nur einen seiner großen Vorderzähne aus. Im nächsten Augenblick hatte der durch Zahnschmerz rabiat gewordene Bär ihn mit einem Sprunge unter sich und bearbeitete ihn durch rücksichtslose Verwendung der gesunden Zähne und Klauen. Schon gab Ericsson sich verloren, als der beherzte Indianer hinzusprang und den wütenden Petz mit dem Speer durchbohrte.

Wir begegneten auch einem einsamen Indianer in seinem Kanu, einem „guten Menschen", wie Ericsson sagte. Wir kauften Fische von ihm und photographierten ihn.

Das waren die Hauptheldentaten unserer Inselfahrt, die uns dennoch höchlich befriedigte. Daß die sämtlichen Felsen des Herrn der Inseln goldhaltig sind, steht außer Frage. Alle Berge enthalten hier Gold. Leider muß man, um es zu bekommen, mehr hinzutun, als herausgeholt wird.

Immerhin wäre der Fund einer reicheren Ader nicht ausgeschlossen. Wir fanden sie dieses Mal zwar nicht, was uns aber nicht hinderte, abends unsere Fische mit bestem Appetit zu verspeisen und ein fröhliches Wiedersehen in der ehrwürdigen Stadt Lübeck auf das Programm des nächsten Jahres zu setzen. Dies hat sich zu meiner Freude später verwirklicht.

* * *

Wirklich ungern trennte ich mich von der Stadt Vancouver und meinem lieben Gefährten Stolterfoht und fuhr — dieses Mal günstiger — mit der „Prinzeß Victoria" nach Victoria, um den Konsul Löwenberg noch einmal zu besuchen. Bei der Abfahrt von Vancouver fehlte mein Gepäck, das die junge Dame einer Transfer Company zur Besorgung übernommen hatte. Aber junge Damen sind nicht überall zuverlässig. Das Telephon versagte desgleichen. Im Schweiße meines Angesichts — es war furchtbare Mittagsglut — rannte ich, buchstäblich zu verstehen — in das Stadtzentrum, zum Hause der Kompagnie. Kein Mensch da, allein glücklicherweise stand alles offen, die schweigenden Gepäckräume einge-

schlossen. Dort schauten meine Koffer mich friedlich harmlos an. Schnell entschlossen schleifte ich einen nach dem anderen auf die Straße. Eine günstige Fügung verhinderte das Auftauchen eines Polizisten, der die Sache falsch verstanden haben würde. Ein Arbeiter kam daher. „Würden Sie meine Sachen fortschaffen wollen?“ „No Sir.“ Und kühl schritt er weiter. Der Himmel schickte einen zweiten Workman, der sagte: „Yes Sir.“ Sprach's, nahm meine Koffer und transportierte sie an die Ecke der Hauptstraße. Da kam ein Junge mit einem leeren Gemüse-Einspänner. Wir hielten ihn an. Der Junge fand sich bereit, die Sachen für einen bescheidenen Preis zum Schiffe zu fahren. Der hilfreiche Mann packte die Koffer auf den Wagen, und ich wollte ihm in meiner Herzensfreude seinen Dienst gut bezahlen. „No thank Sir!“ erwiderte der Gentleman, griff grüßend an den Hut und ging seiner Wege. Ich sprang auf den Gemüsewagen, und im scharfen Trabe erreichten wir in letzter Minute das Schiff.

In Victoria fand ich dieses Mal Gelegenheit, den durch Natur und Kunst sehr starken britischen Kriegshafen Esquimalt, der die anschließende Bucht einnimmt, oberflächlich zu betrachten. Esquimalt, wo viele See-Offiziere wohnen oder bisher wohnten, hat wunderhübsche Spielplätze, auf denen unter anderen Ballspielen das in Kanada besonders beliebte Lacrosse gepflegt wird. Ein kleineres Dock ist auch dort. — Nach dem Norden der Insel, der noch ziemlich undurchforscht ist und eine Fülle von Wild und wilden Tieren in seinen Wäldern beherbergt — der Wapiti-Hirsch (Elch) kommt nur hier vor —, ging gerade eine Vermessungsexpedition ab. Auch die sehr gerühmten näheren landschaftlichen Reize

an der Bahn nach den großartigen Kohlenminen von Nanaimo konnte ich nicht mehr in Augenschein nehmen, da der nächste Kosmos-Dampfer, mit dem ich die lange Reise längs der pazifischen Küste anzutreten gedachte, bereits Anfang September Seattle verlassen sollte. Ich hätte sonst etwa einen Monat länger warten müssen. Verbindungen — so mit der Pacific Mail — sind genügend vorhanden, allein die Kosmos-Linie hatte mir (ebenso wie die Hamburg-Amerika-Linie) generös Gastfreundschaft gewährt.

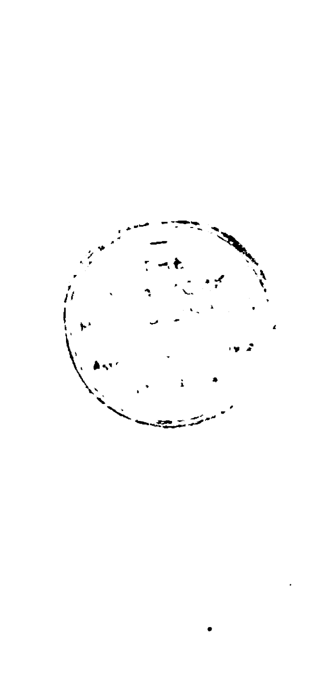
Mit Konsul Löwenberg besuchte ich in Victoria den deutschen Pastor Heinicke, der auch als Lehrer der kleinen deutschen Gemeinde wirkt. Ich fand ein kinderreiches, gastliches, echt deutsches Pfarrhaus. Der Union-Klub, in dem ich in Victoria verkehrte, besaß ganz großartige Jagdtrophäen, darunter ein Bärenfell ca. 3 Meter lang und 2 Meter breit. — Das Lokal der imperialistischen Flottenliga sah, bildlich ausgedrückt, etwas verstaubt aus. Die Liga hatte vorgeschlagen, der britische Union Jack solle täglich in allen Schulen geheißt und begrüßt werden. Dagegen wendete sich der Vancouver „The Daily Ledger", meinte aber, eine „Naval-Reserve" als Anfang größerer Dinge (einer eigenen kanadischen Flotte) werde nötig werden. Alle Kanadier seien sich bewußt, daß sie „of the blood" wären und die „old flagg" liebten.

Bei der Abfahrt nach Seattle hatte man das nordamerikanische Zoll- und Einwanderungsamt in Victoria zu passieren. Abermals wurde ich genau verhört und mußte zum zweitenmal in diesem Sommer, da ich ja die Staaten kurz verlassen hatte, und obwohl ich dort gar nicht länger zu verweilen gedachte, mein Eintrittsgeld von

zwei Dollars entrichten. Nicht einmal eine Quittung gab es dieses Mal. — Neuerdings ist die Eintrittsgebühr in die Union noch wesentlich erhöht worden. Über die kanadische und mexikanische Grenze wünscht Roosevelt überhaupt keine Einwanderung, dagegen wohl über Galveston, um, wie er in einer Botschaft an den Kongreß sagte, den Südstaaten, die sich im Gegensatz zu dem Nordosten nach Arbeitskräften und zwar weißer Leute sehnen, zu Hilfe zu kommen.



Albert Cañon im kanadischen Felsengebirge.





Am Puget Sound und zurück nach San Francisco.

Das Puget Sound-Gebiet. — Lage von Seattle. — Erste Begrüßung der „Hathor". — Unterstützung der Japaner. — Liebenswürdigkeit der nordamerikanischen Agenten. — Eindrücke in Seattle. — Orientierungsfahrten mit der Elektrischen. — Die Parks. — Kämper. — Unsicherheit. — Banken. — Noch kein Berufskonsulat. — Ausflüge. — Der Kriegshafen Bremerton. — Eine Fahrt nach Bellingham. — Summarische Bordbehandlung. — Alki Point. — An Bord der „Hathor". — Die Werft von Moran Brothers. — Die Kommunalverwaltung und das Schlachtschiff „Nebraska". — Ein tüchtiger Bruder. — Labourday der Unions. — Sozialdemokratie und Unions. — Die Industrieausstellung und die Freunde aus dem Dominion. — Queen Anne. — Holznehmen in Port Blakely. — Meine Kabine verbarrikadiert. — Ein Japanerdorf. — Durchgänger. — Reise nach San Francisco. — Ein Riesenboom. — Beim Feuerschiff vor Golden Gate. — Wieder in Frisco. — Frisco bei Nacht. — Ansicht des Mayors von Milwaukee. — Französische Segelschiffspolitik. — Unerwarteter Besuch des russischen Kreuzers „Lena". — Unrechtmäßige Verhaftung an Bord. — Apfelsinen und Freiheit. — Volle Ladung. — Abschied vom nimmersatten Uncle Sam.

Unter Puget Sound versteht man die inselreiche, fjordartige, in Hunderte Seemeilen langen Armen viel=

verzweigte Meereseinbuchtung im Nordwesten des Staates Washington. Mit den Gewässern Britisch Kolumbiens und Südost-Alaskas hängt der Sund, gegen den Pacific geschützt, durch die Georgia-Straße zusammen; sein Zu- und Ausgang für den Pacificverkehr bildet, wie schon früher erwähnt, die San Juan de Fuca-Straße. Rings von bewaldeten Bergen umschlossen, bildet er fast ein einziges Hafengebiet, das zwar durch die Dünung und Brandung vor seinen Zugängen sowie der starken Strömungen und zeitweiligen dichten Nebel halber nicht immer ohne Gefahren anzusteuern ist. Dazu kommt, daß die an steilen Felsen gleich abschießende große Tiefe nicht häufig Ankerplätze bietet. Nichtsdestoweniger gibt es eine ganze Reihe in jeder Beziehung ausgezeichneter Häfen. Für die erforschenden englischen Seeoffiziere in den achtziger und neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts haben sich aber wohl manche Schwierigkeiten ergeben, die, wie es noch heute namentlich für Segelschiffe gilt, erfahrene Seeleute erforderten.

Dieser prachtvolle Wasserkomplex nun besitzt ein Grenzland, reich an Fruchtbarkeit und an allerlei Industrien bedingenden Produkten, das dem riesigen einheitlichen Zollgebiet der Vereinigten Staaten angehört und gleichzeitig das Endgebiet der süd-nördlichen (so der Great Northern) sowie von ost-westlichen bedeutenden Kontinental-Eisenbahnlinien ist. Somit stellt es einen der bedeutsamsten Brennpunkte sowohl des Küstenverkehrs, wie des Verkehrs nach Asien-Australien und wachsend nach dem Norden und Süden des Pacific dar. Es verspricht, eines der allerwichtigsten Wirtschaftsgebiete des ganzen Erdballs zu werden.

Ich erwähnte schon, daß Seattle, das 1880 noch keine

4000 Einwohner zählte und heute gegen 200000 besitzt, sich zur Königin dieses Gebietes aufgeschwungen hat, dem sich Tacoma, Port Everett, Bellingham und andere Städte anschließen.

Merkwürdig, wie wenig man im deutschen Publikum von Seattle weiß, dieser Nebenbuhlerin San Franciscos, diesem, einstweilen freilich ziemlich übertrieben sogenannten New York des Stillen Ozeans. Kürzlich sollte ein deutscher Anarchist von dort herübergekommen sein, das war eine der seltenen Gelegenheiten, daß man den Namen Seattle in unseren Zeitungen las. Es läßt sich zwar nicht gut mit deutschen Städten vergleichen, aber wenn man nichts von Seattle weiß, ist es ungefähr so, als ob einem in Deutschland Städte wie Stettin, Lübeck oder gar Bremen völlig unbekannt wären.

Seattle, an der Elliot- oder Dwamish-Bucht, hat dazu eine Lage, deren Schönheit nur von wenigen großen Städten der Erde übertroffen werden dürfte. Man stelle sich das Golden Gate bei San Francisco geschlossen vor und so die dort von Halbinsel zu Halbinsel reichende Bai zum Binnengewässer abgedämmt, beim Cliffhouse aber südlich eine Bucht als geräumigen, geschützten Hafen ins Land eingeschnitten, — dann hat man eine ungefähre Vorstellung von dem zwischen jener Ausbuchtung des Admirality Inlets (Arm des Puget Sounds) und dem mächtigen Lake Washington sich hinziehenden, also vom Salzwasser zum Süßwasser reichenden Seattle. Beide aber sind durch einen quer die Stadt durchschneidenden, teils seeartig erweiterten, teils zum Kanal verengten Wasserarm miteinander verbunden. Nördlich und südlich kann die Stadt sich unbegrenzt ausdehnen. Über die Elliot-Bai hinüber entwickelt sich dazu kräftig West-Seattle, während

auf einer Insel im Washington-See Ost-Seattle im Entstehen begriffen ist.

Der Felsrücken, über dessen Schwellungen sich die Stadt schon heute in ganz gewaltiger Ausdehnung vom Salz- zum Süßwasser sattelt, fällt beiderseits mehr oder weniger zu den Ufern steil ab und gibt so reiche Gelegenheit zu prachtvollen Stadt-, Park- und Waldbildern. Flach ist nur die innere, vielfach überbrückte und zu Hafenzwecken benutzte Südost-Ecke der Bucht, wo der Dwamish River mündet. Während seewärts der Blick über bewaldete Inseln bis zu der meist im Schnee glitzernden Olympischen Kette streift, darf er östlich über den vom Nadelholz umkränzten Washington-See die nähere und daher noch großartigere Schönheit des Kaskaden-Gebirges und im Süden des vom ewigen Schnee ummantelten Kegels des Mount Rainier genießen. Im Norden wird Mount Baker vermutlich auch sichtbar sein.

Je mehr ich von der Stadt sah, die mir anfangs, da ich noch San Francisco im treuen Gedächtnis hatte, keinen so starken Eindruck machte, desto mehr imponierte sie mir, trotz allen ihr noch anhaftenden Unvollkommenheiten.

Da der Kosmosdampfer „Hathor" in Tacoma lag, fuhr ich zunächst dorthin, um mir einen Platz zu sichern. Unbekümmert saust die elektrische Bahn nach Tacoma über die knappen Kurven der endlosen, leichtsinnigen Holzviadukte. Die „Hathor", eins der älteren und kleineren Schiffe der Kosmos-Linie, befand sich gerade sehr im Arbeitsgewande; die Aussicht, sie auf langer Reise bewohnen zu sollen, lockte zunächst wenig. Dazu kam eine z. T. wohl aus Schwierigkeiten herrührende, ziemlich kühle Begrüßung durch den Kapitän. Dessen Wiege hatte

fern der Wasserkante in der Schweiz gestanden. Im übrigen war er jedenfalls ein braver Mann und ein erfahrener, vorsichtiger Seefahrer. Die mir angewiesene Kammer, nahe dem Maschinenraum, ließ mich auch nicht viel Erfreuliches von der tropischen Zukunft erwarten. Die „Hathor" nahm in Tacoma Holz und Mehl an Bord. Die großartigen Mehlspeicher in Tacoma setzten mich in Erstaunen. Unter anderen Schiffen ward ein riesenhafter Dampfer mit Mehl beladen. Er führte die englische Flagge; Abzeichen am Buge wiesen aber auf Japan als seine Heimat hin. Er hatte also den Zweck, die fechtenden Truppen unter neutraler Flagge zu verproviantieren. Japan ist von Westamerika aus überhaupt reichlich unterstützt worden.

Trotz Liebenswürdigkeit des Seattle-Agenten, der, wie alle nordamerikanischen Agenten der Kosmos-Linie, mir sein Bureau als „headquarter" anbot, zog ich es vor, statt auf der „Hathor" im Washington-Hotel in Seattle zu wohnen, bis das Schiff den Puget Sound definitiv verlassen würde. Es kam nämlich nach Seattle zurück, um an einer Lumbermill seine Ladung zu vervollständigen. Die interessanten Tage, in denen ich die weite Stadt nach allen Richtungen durchstreifte, vergingen rasch. Zunächst machte ich die übliche Besichtigungsfahrt mit der elektrischen Straßenbahn. Diese nordamerikanische Einrichtung, die für Fremde so angenehm ist, fehlt leider unseren großen Städten völlig, denn die Rundfahrten, wie sie in Hamburg oder Berlin gemacht werden, entsprechen diesem Modus nicht. In Seattle und anderen Städten laufen z. B. solche Orientierungswagen täglich zu bestimmter Stunde und von einem bestimmten Platze aus über alle Linien (einerlei

ob verschiedener Gesellschaften), so daß der Fremde sich nicht erst lange die passenden Strecken mühsam auszusuchen und jede Einzelfahrt zu bezahlen braucht, sondern ein billiges Roundticket nimmt und aufs einfachste orientiert wird. Bei uns sieht man auch zu wenig die drüben allgemein eingeführten „Transfers", die Billetts, die man (in der Regel ohne Nachzahlung) für Übergangsstrecken erhält. Die teilweise wie in San Francisco ansteigenden und auf übereinander gesattelten Terrassen sich erstreckenden Straßen sind durch ein schon sehr beträchtliches Bahnnetz verbunden. Den Schaffnern, die zum Teil sowohl die Bremsen zu bedienen, als auch die Billettverteilung auszuüben haben, wird zuweilen, da sich so viele Menschen auf die Quersitze und dazwischen stopfen können, als es ihnen irgend beliebt, eine fast unmögliche Aufgabe zugemutet.

Jetzt erst entdeckte ich die famosen Villenstraßen, die interessanten Teile, die mitten in der Stadt um den Lake Union (einer der Verbindungsteile zwischen Puget Sound und Lake Washington, etwa der Außenalster vergleichbar) und dem für sich abgeschlossenen Green Lake liegen; ferner die hübschen Quartiere bei der Washington-Universität und die verschiedenen, großartigen Parks, die scheinbar so raumverschwenderisch und doch so weise von diesen westlichen Städten im Weichbilde belassen werden. Es waren bis jetzt 14 Parks von 2—16 Hektar Flächenraum. Grund und Boden sind auch hier schon enorm im Werte gestiegen, aber für Schulen und öffentliche Erholungsstätten halten die Gemeinden immer den Geldbeutel weit offen. Nicht die größte, doch eine der reizendsten Anlagen ist der Kinnear Park, von dessen Höhe man über die schiffsbelebte Elliot-Bai schaut. Hier

unten sah ich ein paar Tage darauf die „Hathor" an ihrer Lumbermill liegen. Hübsche Parks steigen auch zum Lake Washington hinunter, wie z. B. Madison-, Madrona- und Leshi-Park. Dazwischen umziehen den See geschlossene Stadtteile, dann wieder verstreute, die etwa wie Blankenese an der Elbe wirken, dann oft waldige, noch unbebaute Höhen. Unter den Uferbüschen und Bäumen bemerkt man sowohl zahlreiche Kämp-Dörfer — Hütten und Zelte — als auch Einzelkämps. In unmittelbaren Anschluß an die Großstadt berührt dieser Anblick um so seltsamer, als die Leute hier, in einer notorisch erheblich unsicheren Stadt, jede Sicherheitsmaßregel zu verschmähen und wirklich unbehelligt zu bleiben scheinen. Hold up's, Einbrüche, Überfälle von Wagen der Straßenbahn bilden sonst eine stehende Rubrik in den großen Zeitungen. Eine völlig unzureichende Zahl von Polizisten war angestellt, und gerade während meiner Anwesenheit tobte ein heftiger Meinungskampf wegen Änderung dieser Zustände, in dem, genau wie oft bei uns, der heimliche Interessent sich mit Brustton als Volkstribun aufspielte.

Jetzt schon hatte Seattle 117 Banken oder Bankvertretungen, darunter einige sehr beträchtliche Institute. Daß das Deutsche Reich hier noch keinen Berufskonsul hatte — nur in Tacoma befand sich ein Vize-Konsul — erschien ganz unbegreiflich. Inzwischen wird wohl ein Berufskonsulat geschaffen worden sein. Die Ladenstraßen erschienen noch nicht so glanzvoll wie die von San Francisco, allein stattliche Steinhäuser, ein paar Wolkenkratzer dazwischen, bildeten schon viele „Blocks". Auf einem Hauptplatze erhebt sich ein gewaltiger Totempole, der kurzerhand von seinem Standorte hierher verpflanzt

worden war, doch nachträglich von der Stadt bezahlt werden mußte.

Mit den zahlreichen Dampfschiffen und Motorbooten kann man reizende Ausflüge über den Washington-See machen. Außer diesen genoß ich auch die auf der Salzwasserseite. Hier bot sich von dem hohen neuentstandenen West-Seattle aus ein herrlicher Blick auf die gegenüberliegende Stadt. Gern würde ich mir einen der feilstehenden Bauplätze gekauft haben, ein fesselnderes Panorama konnte man sich bei städtischem Wohnsitz kaum wünschen. — Einen weiteren Ausflug machte ich nach dem schwer zugänglichen Kriegshafen Bremerton, der auf der Kitsap-Halbinsel, 15—16 Seemeilen gegenüber von Seattle, im Sinclair-Inlet liegt. Es besteht die Absicht, ihn zu einem der stärksten maritimen Stützpunkte der Vereinigten Staaten zu machen, während, wie gesagt, gleichzeitig das nahe britische Esquimalt einer rückläufigen Bewegung unterworfen ward. Seattle ist übrigens auch durch Forts geschützt, so daß hier im Verein mit den Befestigungen am Eingang von der San Juan de Fuca-Straße zum Puget Sound tatsächlich eine strategische Basis ersten Ranges geschaffen werden dürfte. Trotz schwierigen Zuganges ist das Hafenbecken bei Bremerton prachtvoll, tief, geräumig, auch landschaftlich schön. Es gibt hier ein nahezu 200 Meter langes Trockendock, nur aus Holz gebaut; jedoch scheint es sich nicht bewährt zu haben, weshalb man ein noch größeres aus Stein erbauen will. Verschiedene Kriegsschiffe, ganz und halb fertige, lagen an den Kais. Man darf die zwar von Posten bewachte Werft ohne weiteres betreten. Nach Anfrage bei irgend einem Unterbeamten photographierte ich keck darauf los, in dem Bewußtsein, lediglich Bilder d. h. Szenerien und

keine technischen Dinge meiner Sammlung einverleiben zu wollen. Später wird man hier wohl genau so mißtrauisch werden, wie dies in San Francisco der Fall ist. Mit anderem Publikum besichtigte ich auch eine Kasernenhulk, an deren Ordnung nichts auszusetzen war. Für die Offiziersfamilien sind wieder recht hübsche Villen gebaut. Die kleine Stadt außerhalb des Naval-Yards ist noch unbedeutend.

Noch weiter nordwärts von Seattle, fast wieder bis zur britisch-kolumbischen Grenze, fuhr ich mit der Bahn nach dem aufstrebenden Bellingham. Man dampft längs der Küste durch das blühende Gelände um Seattle, das ebenso reich an Wiesen, Getreide und Vieh ist, wie die Bergstrecke an Kohle. Überall Ansiedlungen und häufige von Schleppern und Flößen belebte Flußläufe. Charakteristisch sind wieder die langen Holzbrücken dieser Orte. Recht entwickelt zeigt sich die Hafenstadt Everett an der Mündung des breiten Skykomisk-Flusses. Namentlich Sägewerke und Holzschiffe fallen auf. Auch diese doch nur relativ kleine Stadt verfügt bei großer Ausdehnung schon über ein weites Netz elektrischer Bahnen. Da die Küste hier von der Marsch zum Bergland übergeht, fährt man unter der Stadt durch einen langen Tunnel hindurch. Als zum Teil neu gerodeter Ort wird Mount Vermont passiert; hinter dem Gebirge eilt der Zug dann wieder der See zu. Wir erreichen Fairhaven, einen Vorort von Whatcoma, jetzt als Bellingham eine schon bedeutende Stadt von etwa 30 000 Einwohnern. Anfangs gefiel sie mir nicht recht; die langen Straßen sahen ziemlich uninteressant aus. Allmählich aber entdeckte ich ihre gewaltige Ausdehnung, hübsche Villenteile und wie prachtvoll sie sich um die runde Bucht und über die Höhen,

besonders nach Süden zu zieht. Dahinter erstrecken sich die weiten Wälder. Natürlich entspricht der elektrische Betrieb wieder den Entfernungen. Nachts fuhr ich mit einem Küstendampfer die fast 100 Seemeilen lange Strecke nach Seattle zurück. Mit fünf wildfremden jungen Leuten hatte ich mein Schlafgemach, eine enge Kabine, zu teilen! Beim Billettkontrollieren wurde man brevi manu in der Schiffshälfte, in der man sich gerade befand, eingesperrt und mußte erbarmungslos dort verharren, bis alles erledigt war. Eine solche summarische Behandlung an Bord war mir bisher noch nirgend vorgekommen. Prachtvoll, gleich Hochöfen, loderten vielfach am Ufer die Flammen der Verbrennungsöfen bei den Holzschneidewerken.

Eine andere Nacht brachte ich bei Alki Point am Ausgang der Elliot-Bai zu. Sie blieb mir besonders im Gedächtnis, weil dort Schüler und Schülerinnen einer Hochschule aus Seattle, nette junge Leute, einen Ball abhielten. Zweimal erlosch die Gasbeleuchtung, was die fröhliche Gesellschaft nicht abhielt, im Dunkel ruhig weiter zu walzen.

Endlich bestieg ich bei der Lumbermill doch meine „Hathor". Das Schiff war gesäubert, der Kapitän zugänglicher, die Hamburger Kost mundete auch wieder. Der Obermaschinist zeigte sich als eifriger Photograph; der junge, wie ein riesiger, dünner Baum aufgeschossene Arzt, ein Ungar und ehemaliger Militärarzt in Novibazar, gefiel mir zunächst recht gut. Kurz, ich fühlte mich zufrieden, aus der Fremde heraus an Bord zu sein. — Abends waren ein paar Leute, Einheimische und Württemberger, an Bord. Es gibt wohl an fünf- bis zehntausend Deutsche in Seattle. — Wie sich zeigte,

war die eine Seattlerin schwer betrunken, und sie die schmale, so gut wie geländerlose und sich durchbiegende Planke, die überaus steil über das dunkle Wasser zum Kai führte, hinunter zu schaffen, war tatsächlich mit Lebensgefahr verbunden.

Unser norwegischer Lotse, ein umgänglicher, deutschsprechender Mann, besuchte mit mir die Werft von Moran Brothers & Co. Unterwegs bemerkte ich, daß eine Hafenstraße, in der ein Brand gewütet, sich noch in halbverkohltem Zustande befand. Das den Felsen vorliegende Hafengebiet ist viel zu eng geworden; infolgedessen hatte man sich entschlossen, das größte Hindernis, die Bahnhöfe, von hier zu verlegen, zu welchem Zwecke gerade ein großer Felstunnel, der unter dem Washington-Hotel durchführt, nach einem zur Bahnhofaufnahme geeigneten Stadtteil gebrochen wurde. Ein enormes Werk, an dem die Stadt tatkräftig beteiligt ist. Die Weitsichtigkeit der Kommunalverwaltung mag auch daraus hervorgehen, daß sie der Firma Moran Brothers, die bis dahin ein größeres Schiff überhaupt noch nicht gebaut hatte, eine Million Dollars bewilligte, damit diese einen großen Kriegsschiffbau übertragen erhielte und somit Seattle auch zu einem bedeutenden Platze der Schiffbau-Industrie erwachsen könne. Dieses Fahrzeug, das 15000 t große Schlachtschiff „Nebraska“ befand sich bereits nahe vor dem Stapellauf. Der Konstrukteur, ein für höchst intelligent geltender, bisheriger Ingenieur der Unionsmarine, führte uns bereitwillig selbst umher, allerdings nicht ins Innere des Fahrzeuges. Am Rumpfe waren die vielen kurzen Ansätze, zum Stützen im Trockendock oder als Schlingerkiele berechnet, auffällig. Vier mächtige, elektrisch betriebene Kräne

sind nur für dies eine Schiff aufgestellt worden. Der Chef der Firma und Familie Moran ist der älteste von sieben aus einfachen Verhältnissen hervorgegangenen Brüdern; aus allen diesen hat er etwas gemacht.

Wir hatten inzwischen wieder an die Stadt verholt, um noch Mehl und Sarsaparilla überzunehmen. Das mußten unsere Leute schaffen, denn die Unions feierten gerade ihren „Labourday". Den großen und ohne Lärmen vorüberziehenden Festzug der Unions sah ich mir an. Ich empfing nicht den Eindruck, als ob diese — ein paar Tausend waren es wohl — von Arbeit und vom Leben zum Teil recht mitgenommenen Männer irgendwelche auffällige Überlegenheit gegen eine Versammlung deutscher Arbeiter zeigten. Am forschesten gebärdeten sich die Plumber (Bleiarbeiter). Zimmerleute und Schiffsbauer machten durch ihre Zahl Eindruck. Neger erschienen nur unter den Bauarbeitern. Die Näherinnen — keine Schönheiten — zogen mit Sonnenschirmen bewaffnet daher. Spuren des Alkohols bemerkte ich lediglich an einem harmlos und wirklich amüsant vergnügten Zuschauer. — Bekanntlich unterscheiden sich die Unions von den Sozialdemokraten, die bisher in den Staaten nicht recht aufkommen, dadurch, daß sie wohl die eiserne Herrschaft durch die Führer der Arbeitnehmer anstreben, aber die Notwendigkeit des Kapitalisten nicht leugnen und nicht eine unmögliche Gleichmacherei als das erlösende Ziel hinstellen. Bei der landesüblichen Rücksichtslosigkeit ist zwar die Rückwirkung der mehr wirtschaftlichen als rein politischen Agitation auf alle bürgerlichen Verhältnisse womöglich noch brutaler. Beim Kapitel San Francisco deutete ich dies ja schon an.

Unter den Festwagen der Unions befand sich auch der von „Queen Anne". Zurzeit erfreute sich Seattle nämlich einer mit strahlender Beleuchtung und vielem Klimbim verherrlichten Industrieausstellung, verbunden mit einem „Karneval". Aus den schönsten Mädchen der Städte Vancouver und Seattle (man beachte diese politisch nicht uninteressante Freundnachbarlichkeit) war die Schönste zur „Königin Anna" erkoren worden. Der Name hat wohl seine Beziehungen, da es auch einen Stadtteil Queen Anne in Seattle gibt. Die Wahl war selbstlos auf eine junge Dame aus Vancouver gefallen. Ich besah auch ihre „Reception rooms" in einem improvisierten Palaste auf dem Ausstellungsgrunde, wo sie Cercle wie eine Fürstin abgehalten hatte. Wahrscheinlich bestand für sie ein populärer Erfolg darin, mit im Zuge zu erscheinen; sie sah auch recht niedlich aus. Der Bürgermeister und Ratsmänner von Vancouver waren zum Ausstellungsfeste hinübergekommen und hatten in ihren Reden die politische Freundschaft warm gefeiert.

Schließlich dampften wir noch nach dem am Sunde gegenüberliegenden Holzhafen Port Blakely auf Bainbridge Island. Hauptsächlich handelte es sich darum, Balken, die für den Hafenbau in Salina Cruz bestimmt waren, überzunehmen. O weh, es gab schwere Decksladung, die über das Oberlicht meiner Kammer wegreichte, so daß mir Licht und Gemütlichkeit, vor allem aber wegen Entfernung des Deckventilators die Luft sehr beschränkt ward. Die Tropenaussichten wurden immer angenehmer. Auf Rat des zuvorkommenden Oberstewards hatte ich meine Sachen in eine der leeren luftigen Kammern neben dem Salon schaffen lassen, der Kapitän ließ sie aber wieder herausbringen, weil die

Kammern von San Francisco ab vergeben seien. Er hatte vielleicht recht. Nur war ich bisher (was auch in Zukunft stets geschah) von den Kapitänen immer als Ehrengast behandelt worden, während ich jetzt mehr meine Eigenschaft als „nicht zahlendes Mitglied" empfand. Längere Zeit erhielt ich auch keinen der „Windfänger", die durch das Bullsey Luft in die Kammer führen. Ich fühlte mich lebhaft an Chamisso erinnert, der auf seiner Weltreise auf der russischen Brigg „Rurik" kein Verhältnis zu seinem nervösen Kapitän v. Kotzebue, den er eigentlich sehr schätzte, finden konnte. Auch Kotzebue war der anders geartete „Badegast" wohl unbequem gewesen.

Das waldumgebene, bergige Port Blakely hätte bei mehr Zeit zu hübschen Partien Anlaß geben können. Eine ganze Reihe stattlicher Segler, darunter eine peruanische Viermastbark, lagen nahe einander. Hinter den Fabrikgebäuden der Lumber Company zog sich ein japanisches Bretterdorf in den Wald. In Japan selbst habe ich kaum ein Dorf gesehen, das so schmutzig gewesen wäre wie dieses. Auf Nippon war mir immer im Gegenteil die Reinlichkeit aufgefallen; weniger allerdings auf Jesso. In Blakely gingen uns ein paar Heizer durch; es schien aber kein arg betrauerter Verlust zu sein. Als wir in See dampften, kamen sie am Waldrande zum Vorschein und schwenkten unter spöttischen Abschiedsrufen ihre Mützen.

In der Nacht des 10. September langten wir vor dem Golden Gate an. Unterwegs hatten wir ein Wrack und einen Boom (Bum), an Form einer gigantischen Zigarre ähnelnd, gesehen. Dies geschleppte Holzfloß ging tief wie ein Schiff; es mochte ein paar hundert Meter lang sein.

* * *

Von fortwährendem, ängstlichen Gebrüll der Dampfpfeife und häufigen Stoppen des Schiffes erwachte ich und begab mich an Deck. Wir hatten uns wegen Stromversetzung 18 Meilen aus unserer Position befunden und uns nun glücklich durch den undurchdringlichen Nebel zum Feuerschiff vor Golden Gate durchgetastet. Auch das Feuerschiff gab beständig Signale. Bei solchem Wetter ist es hier höchst gefährlich, zumal bei dem starken Verkehr. Hinterher hörte ich, daß in derselben Nacht mehrere Fahrzeuge verloren gegangen wären. Bei den abschüssigen Felsen und der enormen Tiefe verschwinden Schiffe, die aufstoßen, oft ganz spurlos. So versank in dieser Zeit ein großer, aus Australien kommender Passagierdampfer, dessen San Francisco-Lotse sich bereits an Bord befand, während die Passagiere ihr Gepäck schon fröhlich landfertig gemacht hatten, infolge Eigensinns des Kapitäns, der nicht warten wollte, mit vielen hundert unglücklichen Menschen.

Ein hornartiges Tuten erklang näher und ferner. Es war ein Lotse, den wir durch Fackelfeuer heranriefen. Der Kapitän meinte erst, er fahre vorbei, weil er keine Lust habe, einen Bootsverlust im Nebel zu erleiden. Das in den dichten Schichten der Wasserbläschen rot qualmende Fackelfeuer, das Phosphoreszieren der unheimlichen Tiefe, aus dem zeitweilig ein Brillantstern aufblitzte, das erst rätselhafte Schwanken des Lichtes auf dem hohen Top des Segelfahrzeuges, die dem Brockengespenst ähnlichen Lichtwirkungen der Lampen — dies alles gab ein eigenartiges Bild, dessen Nervenspannung durch das Pfeifen und Tuten ringsum, das dann ganz nahe ertönte, dann wieder verschwand, noch erhöht ward; wußte man doch nie, ob einem nicht plötzlich irgend

einer der mitirrenden Kolosse in den Rippen sitzen würde.

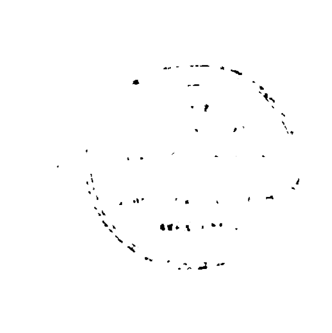
Mit mehreren Stunden Verspätung langten wir glücklich an unserem Kaiplatze im inneren Hafen an.

Das arme Frisco! Damals ahnte noch niemand sein Schicksal. Erdbeben hatte es genug durchgemacht, aber daß eines so schlimm ablaufen könnte, das brachte der menschliche Leichtsinn nicht in Anschlag. Und er tut es heute noch nicht. Ein Glück, daß wir Menschen so beanlagt sind, denn sonst würden wir in der Unfähigkeit des Pessimismus versinken. Mir ist es keinen Moment zweifelhaft gewesen, San Francisco würde San Francisco bleiben, wäre es auch noch gründlicher zerstört worden.

Ob mein Hausdrache aus der Kalifornia Street noch lebt? Ob meine Ostpreußin oder die Löwenmalerin oder sonstige angenehme oder minder angenehme Personen, mit denen mein in diesem Buche zuvor geschilderter Aufenthalt oder mein zweiter mich zusammenführten, der Katastrophe glücklich entronnen sind? Ich weiß es nicht. Ich hatte beim zweiten Aufenthalt auch weniger Gelegenheit, Leute kennen zu lernen. Dagegen machte ich jetzt erst in Begleitung von Bordgenossen mit „San Francisco bei Nacht" außerhalb und innerhalb des Chinesenviertels Bekanntschaft. Sonderlich imponiert hat es mir nicht: der übliche rohe Lebensgenuß, der übliche Stumpfsinn, wie man es überall findet. Neu war mir nur, daß Chinesenfamilien in den tiefen Kellern ihr häusliches Leben — auch die Nacht hindurch, zufrieden mit einem kleinen Geschenk — von Fremden betrachten ließen. Es geschah eigentlich nichts Anstößiges; die Wohnungen waren weit reinlicher gehalten, als es ähn-



Im Stanley-Park der Stadt Vancouver.



liche arme Menschen bei uns mit den ihrigen zu halten pflegen. Aber die bedauernswerten Würmer, die Kinder, die, um das Besichtigungsinteresse zu heben, schlaflos herumkrabbelten!

Der Kreuzer „Milwaukee" lief gerade auf den „Union-Ironworks" vom Stapel. Der Mayor von Milwaukee hielt die Taufrede, in der er behauptete, nur stehende Landheere bedeuteten unter Umständen eine innere Gefahr für Demokratien, niemals die Marine, die das Land lediglich gegen Fremde und deren Invasion schütze. — Ich lernte den ungarischen Kapitän einer Bremer Viermastbark kennen, die mit zahllosen anderen Segelschiffen seit langem „auflag". Einzig die Franzosen hatten Ladung (Getreide) dank ihrer Staatssubvention. Aber trotzdem haben sie so schlechte Geschäfte gemacht, daß sie sich endlich zu einem Frachtvertrage mit den übrigen Nationen haben herbeilassen müssen. Urteilsfähige hatten ihnen schon längst das Verfehlte einer Verkehrspolitik vorausgesagt, die den Ausbau der Seglerflotte ungebührlich begünstigte, die Dampferflotte zurückgehen ließ.

Im Golden Gate-Park fiel mir das Denkmal des Dichters des „starspangled banner", Francis Scott Key auf. Ungemeine — man kann namentlich in bezug auf die Zeitungen ohne Umschweife sagen „blödsinnige" — Aufregung erweckte das Einlaufen des geflüchteten russischen Kreuzers „Lena". Auch die „Japs" in San Francisco gebärdeten sich heillos wild. Man forderte die tollsten Sicherheitsmaßregeln gegen den armen, attrappenhaft drohend schwarz gestrichenen Holzkasten, der froh war, die knappe Existenz gerettet zu haben. Es sah beinahe grotesk aus, als er später

vom Kreuzer „Marblehead" und ein paar kleineren Kriegsfahrzeugen zur Internierung nach Mare-Island, dem Kriegshafen in der Bai von San Francisco, eskortiert wurde, etwa so, wie ein abgerissener Vagabund, dem der Gendarm mit schnurrigbärtiger Miene und dem schußbereiten Revolver auf dem Fuße folgt.

Beim Cliffhouse ging wieder ein Segelschiff in unsichtigem Wetter verloren.

Eine kleine Aufregung hatten wir noch an Bord, als wider den Protest des ersten Offiziers nachts Polizisten eindrangen und einen an einer Schlägerei beteiligt gewesenen Heizer in dem Logis verhafteten. Sie erklärten, es sei ihnen einerlei, ob es ein deutsches oder was immer für ein Schiff sei, es handle sich um ein „crime", eine Verletzung mit tödlichem Werkzeuge. Der damalige alte Konsul behandelte die Angelegenheit wenig zur Zufriedenheit des Schiffes, allein auf den geführten Nachweis, daß das betreffende Instrument ein Gläschen und der Vorgang übertrieben dargestellt sei, verfügte der Richter die Enthaftung des Mannes.

Um mein Verlangen nach Früchten zu befriedigen, kaufte ich mir für die nächste Reise einige Dutzend Apfelsinen. Sie waren herrlich, und die Saison war vorbei; allein ich hatte auch gut 4 Mk. für das Dutzend zu bezahlen. Das genügt doch wohl in der Heimat der Orangenzucht! Dafür genoß ich den Vorzug, das umfangreiche Paket unbekümmert auf der eigenen Schulter durch die Straßen tragen zu dürfen, was im deutschen Vaterlande bei etwa vorübergehenden Bekannten nur einen mäßigen Achtungserfolg erzielt haben dürfte. Ein so ganz leerer Wahn ist also die Freiheit drüben doch nicht. Nach Dampfen auf den Strom nahmen wir

schließlich noch Pulver und Dynamit über. Kohlen im Raum und Gasolinballons an Deck hatten wir schon. Das Schiff schien bis in den letzten Winkel hinein vollgestopft zu sein, was mich für die Herren Aktionäre der Linie und aus deutsch-wirtschaftspolitischem Herzen heraus selbstlos und innig erfreute.

Zum letzten Male sah ich die Spritzer zum Cliffhouse emporlecken. Der wuchtigsten Eindrücke voll, verließ ich den gewaltigen Staatenbund, dessen eigener Boden schon heute fast alles in Fülle hervorbringt, wessen der Verkehr zur Versorgung der halben Welt bedarf. Jetzt wieder wollte ich den sonnigen Ländern zustreben, die dazu erkoren wurden, zunächst auch jenes „fast" verschwinden zu lassen, nach den Grundsätzen: „Denn ich bin groß und du bist klein" und „Mir kann keiner . . ." Spricht der Neid aus mir? Nein, nur der Kummer, daß ein einmütiges politisches Handeln dem in Lebensfragen bedrohten deutschen Volke gar so sehr gegen die innerste Natur zu gehen scheint.



Nochmals „in der Mitte des Kontinents“.

In See. — Unsere Passagiere. — Hitze bei Nieder-Kalifornien. — Reisetröstungen. — Fettes Essen. — Besuch von Mazatlan. — Ein Tropenabend im deutschen Biergarten. — Die drei Marien. — San Blas. — Dynamitausladen im Gewitter. — Steigende Hitze, Witterungswechsel und neue Gewitter. — Zweiter Aufenthalt in Salina Cruz. — Ausflug nach Tehuantepec. — Ein Gegner an Bord. — Der Backfisch beim Vogelfang. — Abermals in Champerico. — Ich werde meine Holzladung los. — San José de Guatemala. — Die neue Kabine. — Einer, dem die Kleider gestohlen waren. — Ein neuer merkwürdiger Mitreisender. — Nach Champerico zurück. — Nach San José de Guatemala zurück. — Auf dem Schlubachschen Beneficio bei Esquintla. — Ein interessantes Äffchen. — Badegelegenheit. — Acajutla. — Der alte Herr geht von Bord. — In der Fonseca-Bai. — La Union und Amapala. — Wiedersehen von Corinto. — Spätere Erdbeben in Nicaragua. — Ein Toter an Bord. — Pietät der Chilenen. — Das Seebegräbnis. — Unwirsche Stimmung gegen die Marine. — Vor Panama. — Noch alles beim alten. - Bootsfahrt im Dunkeln. — Nach Südamerika.

Am 16. September waren wir in See gegangen. Eine liebenswürdige Dame aus Zentralamerika befand sich an Bord und deren sehr niedliche Großnichte, halb verschlagenste Dame, halb Kind von höchster Naivetät — ganz spanischer Backfisch. Die zweite gute Kabine erhielt ein Kommissionär aus Guatemala. Ein anderer merkwürdiger Passagier war ein zwerghafter junger

Herr aus Chile, dem die Natur in jeder Beziehung arg mitgespielt hatte. Er war verwandt mit einer nordamerikanischen Dame, deren viel gelesenes Buch „Rulers of Kings" — es handelt von Kaiser Wilhelm II., einer österreichischen Erzherzogin und einem allmächtigen Milliardär — typisch für den drüben grassierenden Größenwahn ist. Dieser kleine Chilene schloß mit dem baumlangen Ungarn, der in der Tat besonders nett gegen ihn war, innige Freundschaft.

Seit San Francisco begleitete eine Eule, ein kleines, braunes Tier mit grünen Glotzaugen, das Schiff. Sie wurde von unseren chilenischen Arbeitern, die wir nach Valparaiso mit zurücknahmen, beständig gejagt, vielleicht eines Aberglaubens halber.

Bei der Fahrt längs der Küste von Nieder-Kalifornien wuchs die Bombenhitze täglich. Darin hat sich die neue deutsche Seemannsordnung auch arg vergriffen, daß sie z. B. beschränkte Arbeitsstunden innerhalb der Tropen generell anordnete. An den amerikanischen Westküsten tritt daher sehr häufig der Fall ein, daß die Mannschaft in Tropengegenden, wo stets kühle Temperatur dank den herrschenden Luft- und Wasserströmungen herrscht, in beschränkterem Maße zur Arbeit herangezogen werden darf, als in subtropischen, in denen man aufs äußerste durch die beständige Sonnenglut erschlafft.

Jetzt erst empfand ich, was es hieß, daß mir mein Ventilator fortgenommen war. Ich schlief überall herum: im Salon, der Zug von vorn hatte, im Rauchzimmer und meist in der Hängematte an Deck. Beim Schreiben blieb ich leidlich fleißig und tröstete mich im übrigen

durch Darwins „Naturalist's Voyage round the world" und wunderbar schöne Mondscheinabende. Ich lasse hier einige meiner Tagebuchnotizen folgen:

20. September.

Furchtbare Leistungen des Phonographen. Einen hat der Obersteward, einen der kleine Chilene. Sie bekämpfen sich gegenseitig. Wenn des Kleinen blechschmelzend „La Paloma" singt, hör ich's gern. Es liegt etwas ungemein Packendes in diesem mexikanischen Lieblingsliede. Eine zweite Eule kommt zum Vorschein. Ich lese im Darwin über den Diordon, einen Fisch, der sich durch den Haifischmagen von drinnen wieder in die Freiheit frißt. Dann ist der Haifisch der Lackierte und krepiert, was ihm recht ist.

21. September.

Erbarmungslose Temperatur; 91° F in der Kammer. Die Offiziere an Steuerbord haben wenigstens Zug, Schatten und obendrein Windfänger. Mit den elektrischen Fächern im Salon wird auch gespart. Magen nicht besonders. Das sehr reichliche Essen, so gut sonst in Anbetracht der Verhältnisse von der Proviantleitung gesorgt wird, ist für die Tropen doch etwas schwer und fett. Die Offiziere aber sind daran gewöhnt, verlangen es auch wohl und haben es auf dem größten Teil der Reise nötig. Heute mittag Kap San Lucas, die Südspitze der niederkalifornischen Halbinsel, passiert. Die nackten Einzelfelsen in der See erinnern wieder an die Needles. Ein mächtiger Wal beim Schiff.

22. September.

Nachts die Grundlage zum Rheumatismus gelegt. Im Angesicht malerisch bergiger Küste zur Deviationsbestimmung im Kreise gedampft. Schwimmende Schild-

kröten. Wir steuern zwischen Felseilanden auf den mexikanischen Hafen von Mazatlan zu, das auf flacher Halbinsel zwischen den Bergen liegt. Die Reede ist nach Süden auf und bei plötzlichen Winden gerade jetzt recht gefährlich. Unlängst sank hier an der Chreston-Insel bei einer Regenböe ein dänisches Schiff angesichts der Stadtbewohner, die nicht helfen konnten, mit Mann und Maus; ebenso ein englisches Fahrzeug, dessen Besatzung sich aber retten konnte. Im Jahre 1839 gingen 12 Schiffe auf einmal unter. Der Arzt, der uns visitierte, hatte vor nicht langer Zeit gegen den Widerspruch vieler die Einschleppung der Pest festgestellt und die Verbreitung durch Verbrennung der infizierten Häuser gehindert.

* * *

Herr Kayser, ein junger Vertreter Krupps, nahm sich unserer sehr an und zeigte uns Mazatlan oder „La Villa de los Castillos", wie der offizielle Name lautet. Die Stadt hat meist sandige Straßen mit unansehnlichen Häusern, doch auch einige stattliche Bauten und eine recht hübsch bewachsene, schattige Plaça. Hier liegt auch der ansehnliche deutsche Klub. Offenbar spielt der deutsche Kaufmann die erste Rolle. Wir benutzten Wagen, sonst ist ein elender Maultiertram vorhanden. Die Organisation im Postgebäude erweckte einen guten Eindruck. Wir besuchten eine der bedeutenden Zigarettenfabriken, wo außer zahlreichen Frauen und Mädchen auch viele Kinder beschäftigt waren, die recht fleißig und fidel ihre Akkordarbeit zu beschaffen schienen. Von dem hochgelegenen Quartell (Kaserne) aus, in der wir Freundschaft mit dem Major schlossen, genoß man einen wirklich

hübschen Blick über Stadt- und Hafenausschnitte mit den Felsen davor, sowie ins Binnenland; überall belebten Kokospalmen, Laubbäume und Blumen anmutig das Landschaftsbild. Schließlich endeten wir unsere Rundfahrt bei der deutschen Brauerei am inneren Hafenarm, die einen regelrechten deutsch-bürgerlichen Biergarten besitzt. Wir saßen, wohl ein Dutzend Landsleute, an einem gemütlichen Ecktische beisammen. Wundersame Abendbeleuchtung herrschte. Die Wasserflächen erschienen prachtvoll violett, die palmenbestandenen Höhen unter rosa Wolken tief samtgrün. Auf dem Violett ankerten schneeweiße Fahrzeuge und ein Dampfer mit brennend rotem Rumpf. Weiterhin ging die Wasserfarbe in sattes Blau über; blau erschienen die fernen Gebirgszüge sowie die vorliegenden Felsen. Ein eigenartiger sanfter Duft lag über dem Ganzen, in der Tat etwas wie Märchenstimmung aus den Gefilden der Seligen. Und keine störenden Moskitos! — Dennoch empfand man das heimliche Gefühl, daß diese einschmeichelnde Schönheit ihre Tücken berge, genau wie die von Panama. Die guten Landsleute aber tranken unbekümmert immer noch eins. Sie sollen sich, falls sie nicht zu sehr ausschweifen, in Mazatlan auch ganz wohl befinden.

Schließlich schwebte der Mond feierlich empor und spiegelte sich in dem Nachtblau des Wassers. Eine allgemeine blaue Tönung, in lichteren und dunkleren Schattierungen, träumte jetzt über allem. Unten bei den Booten lachten und plätscherten Leute und ließen Hunde schwimmen. — Übrigens ist ein erster deutscher Ruderklub in Mazatlan ins Leben gerufen worden, und mit Anschaffung einer kleinen Schwertjacht stand man im

Begriffe, auch zur Segelei überzugehen. Später bei der hübschen Musik auf der Plaça gewahrte ich häufiger deutsche Typen unter den großen Hüten und hörte öfter deutsche Worte um mich her.

* * *

23. September.

Gestern Abend brachten Schlepper immer noch Leichter heran. Rasseln der Ladewinden, Ziehharmonika, Gesang; der Schalltrichter kräht wie ein abgestochener Hahn dazu den Chopinschen Trauermarsch. Viel Bier wird weiter getrunken. Fürchterliche Schwüle und Wetterleuchten. Wir werden einen Teil des Dynamits los. Hier sind unter anderen Minen auch Goldbergwerke in der Nähe. Der Ladespektakel dauert bis 3 Uhr nachts; vor 5 Uhr fängt der Lärm des Ankeraufgehens an. Ein unendlich sanfter Morgen stieg rosig über die duftig blauen Berge Mazatlans empor. Nachmittags dampften wir an der Gruppe der drei felsigen Marien-Inseln vorüber: Maria Madre, Maria Magdalena und Maria Cleofas. Unser Ziel ist der Hafen San Blas. Die Küste erscheint flachgrün, das Gebirge zurückliegender, aber gerade hier tritt es wieder ans Meer. Das blaue Wasser ward grün und dann grau vom Schlamme der Lerma, die nahe bei Mexiko-Hauptstadt entspringt. Lange, vor dem Winde antreibende Kelp- und Schaumstreifen erweckten den Eindruck, als ob man sich in unmittelbarer Nähe von Riffen befände. Ein von Guano überkalkter Einzelfelsen, dessen gefiederte Bewohner sich nicht einmal durch das Brüllen der Dampfpfeife in nächster Nähe aufscheuchen ließen, wurde passiert, der gegen 50 Meter hohe Felsklotz Piedra Blanca. Nun folgt die niedrigere Piedra Blanca de Tierra.

Reste des alten San Blas nebst einer Klosterruine lugen etwa 150 Meter perpendikulär hinab; die heutige Stadt liegt flach an offener Reede, die nur bei günstigem Wetter genügende Sicherheit bietet. Zwischen malerischen „Bluffs" (Einzelfelsen) verstreuen sich ärmliche Hütten und die wenigen Steinhäuser des kleinen Ortes, der eigentlich nur Hafenplatz des inneren, größeren zigarrenindustriellen Tepic ist. Wikingerschiffen gleichend, nahten sich von Segeln und mächtigen Rudern bewegte Leichter. Der Platz ist wichtig für kostbare Hölzer, wie: Zedern-, Mahagoni-, Rosen- und Brasilholz, außerdem ein guter Ort für Postverbindung. Die Gesundheitsverhältnisse gelten als mangelhaft.

Mit Händlern von Zigarren, Früchten, Sägefischzähnen usw. kam ein niedlicher, etwa zwölfjähriger Bursche an Bord, der sehr leidend aussah. Der Doktor erklärte, er habe eine ganz geschwollene Malariamilz und sei sicherer Todeskandidat. Offenbar ahnte der arme Junge dies nicht im mindesten.

Wir alle fühlten uns mehr oder weniger unwohl; die Badekammer war der vollkommene Backofen. Endlich erhielt ich auf stetes Drängen meinen Windfänger. Bei Gewitter, während rechts und links die Blitze neben uns einschlugen, ward Dynamit ausgeladen. Das geht auch nicht gut anders, da man die Leichter nicht sobald wiederbekommt, wenn sie fortgeschickt werden. Auf dem Vorschiffe lagert neben dem Gasolin Stroh, weshalb die Mannschaft jetzt dort nicht rauchen darf.

25. September.

Die bergige blaue Küste blieb nach Verlassen von San Blas immer in Sicht. Gestern früh Kap Corrientes gesehen und abends den rauchenden Gipfel des 4000

Meter hohen Colima; angeblich auch die Spitze des noch höheren Safa Volcano. Wir dampfen den Wind aus; die Temperatur des herrlichen Azurmeeres beträgt 31° C. Alles ächzt und flieht die Innenräume. Heute früh beim Erwachen beobachtete ich aus meiner Hängematte einen Sonnenaufgang, der die entzückendsten, zartesten Pastellfarben verbreitete. Man kann wirklich nicht mehr arbeiten. Duc, der arme Duc, der gelbe Bernhardinerhund des Kapitäns, vielleicht das einzige Wesen an Bord, das sich der Zuneigung aller erfreut, bietet trotz seines geschorenen Pelzes ein Bild tiefsten Stumpfsinns, gemischt mit Leiden. Selbst der kleine Backfisch jappt. Gestern suchte sie zum Gaudium der Mannschaft ein an Bord geflohenes Vöglein vergeblich zu fangen und schleuderte ihm schließlich zornig ihr Tüchlein nach.

26. September.

Ein vollständiger Szenenwechsel! Südliche Dünung nebst Wolkenbildung kündeten schon Wind und hohe See.

Unaufhörlich leuchten Blitze im Dreiviertelkreise um uns, über Land und See; man glaubt, Batterien beim Nachtschießen zu beobachten. Unter beständigen elektrischen Entladungen sausen Regenböen über uns, die sich bis zur Windstärke 9 steigern. Der Donner rollt betäubend, und neben uns knattert es mehr als einmal ins schäumende Wasser. Ein einschlagender Blitz, und wir wären sehr schnell erledigt gewesen; zu schnell wahrscheinlich, um es unangenehm zu finden. Im Schiffsinnern war alles dicht gemacht und heiß. Die Passagiere drängten sich unter erheuchelter Heiterkeit zusammen, fürchteten sich aber sehr, wozu sie vielleicht mehr Grund hatten, als sie es ahnten. Freilich haben

Schiffe ihre Blitzableiter und wenn auch hie und da eins, das verschollen ist, vom Blitze getroffen gewesen sein mag, so hört man doch selten von festgestellten Fällen. Um das Aufregende zu vermehren, brüllte der Unsichtigkeit in den Regenböen halber die Dampfpfeife in kurzen Intervallen ihre Warnungssignale ins Dunkel hinaus. Unser kleiner, dicker Chilene hatte sich wie ein Wickelschwanzaffe ängstlich in seiner Koje zusammengerollt. Der Furchtsamste aber schien Duc zu sein, der zum ersten Male seit langem wieder lebhaftes Temperament zeigte und, von den Menschen nicht weichend, beständig hin und her rannte. In der Höhe von Acapulco, dem schönsten Hafen dieser Küste, den wir leider nicht ansteuerten, wechselten wir Kurs und hielten von der Küste ab, nahmen ihn aber tags danach wieder auf. Bei der groben See von vorn würden wir viel Wasser übergenommen haben, wenn das bisher auf der Nase liegende Vorschiff nicht schon erheblich geleichtert gewesen wäre. Durch den plötzlichen Windzug der Böen war auch der Ruß, der sich in der Stille tagelang festgesetzt hatte, ausgebrannt. Prächtig sah es aus, wie ganze glühende Stücke in den Funkengarben aus dem Schornstein fegten. Einer der Heizer hatte beglückt zum Obermaschinisten bemerkt: Der Zug sei ihm lieber gewesen als eine Flasche Kümmel. Kümmel wäre dem Manne sonst das Höchste, fügte der Obermaschinist schmunzelnd hinzu.

Es wird wieder heiß. Unser Backfisch, der mehrere Vögelchen mit sich führt, wäscht diese mit Eiswasser und hält die armen Tierchen in edelster Absicht an den Flügeln zum Trocknen ins Bullseye. Sie ist zuweilen ein kleines Schaf, aber ein sehr niedliches kleines Schaf.

27. September.

Mittags laufen wir bei hoher SO-Dünung zwischen die Breakwater von Salina Cruz in den äußeren Hafen und ankern mit beiden Ankern. Noch immer bäumt sich bei dem auflandigen Winde der Gischt an der unfertigen Hafenmauer in gewaltigen Schleiern und Strahlen gleich explodierenden Wasserminen empor. Beim Hafen wird eifrig gesprengt und gearbeitet; die Fortschritte seit meiner ersten Anwesenheit sind unverkennbar. Wir hören, daß in Acapulco gestern ein Wirbelsturm wütete. Keine Leichter, der Kapitän verdrießlich. Am Lande soll Gelbes Fieber sein. Allgemeine Tatenlosigkeit und Stumpfsinn an Bord. Abends ankern wir vorsichtshalber außerhalb des Hafens.

* * *

Nachdem wir am nächsten Morgen wieder nach Salina Cruz hineingedampft waren, begab ich mich mit ein paar anderen Herren an Land. Wir lernten einige nette deutsche Angestellte der Piersongesellschaft kennen. In fürchterlicher Glut durchwanderten wir mehr oder weniger unfreiwillig die Wüstenei des Hafenbauplatzes, wofür uns ein „Fresco“ aus einem mit abscheulichem Wasser gespülten Glase bei der Markthalle der Stadt belohnte. Die Marktweiber sahen in ihren roten oder gelben Baumwollröcken und der braun- oder gelbgesäumten Tunika nicht übel aus. Sie haben auch eine gute Haltung. Mit etwas Schwierigkeit ward uns die Erlaubnis erteilt, auf einem der gesprengte Felsstücke aus dem Innern holenden Lastzüge nach der Stadt Tehuantepec zu fahren. Eine dschungelartige Gegend ist es, von Akaziengebüschen und Kandelaber-Kakteen durchsetzt, doch die Aussicht auf das Gebirge erquickt. Die schon früher kurz geschilderte

Stadt gewinnt wenig bei näherer Betrachtung. Lehmhäuser mit allerlei Staffage à la Kolumbien, einige häßliche Steinhäuser, Sandstraßen oder rauhe, enge Pflasterwege zwischen Häuser und kanalisiertes Gewässer gepreßt — so streut es sich über und zwischen ein paar Höhen hin. Auf einer hohen Eisenbahnbrücke überschritten wir zuvor den Rio Tehuantepec, der jetzt wenig Wasser führt, doch über ein breites Stromtal gebietet. Weiber gingen vor uns, gehüllt in jene weiße Tüllspitzenmäntel, die mit Schleifen gezierten, verkehrt umgehängten Ärmelmänteln gleichen, auch sich wohl haubenartig um die feinen Gesichter legen. Unter den blühenden Tamarinden der Plaça sah man viele solcher malerisch-eigenartigen Erscheinungen. Ein etwas unsolider Badegarten enthielt schöne Mandelbäume, Pampelmusen, Kokospalmen und sonstige gut fortkommende Vegetation. Da wir abends den letzten Personenzug nach Salina Cruz versäumten, hatten wir etwa vier Stunden teils in dem primitiven Hotel eines Nordamerikaners, teils zusammen mit einer Menge Volks auf dem dunkeln Perron des Bahnhofes anszuharren. Unser Doktor vergaß bei seinem stets lodernden magyarischen Geblüt die eigene Schuld und rief alle Flüche des Himmels auf die ganz verkommene lateinische Rasse, die keine besseren Eisenbahnverbindungen kannte, herunter. Nach allerlei ermüdenden, weiteren Schwierigkeiten langten wir spät nachts bei unserer wieder weit draußen auf der Reede ankernden „Hathor“ an. Liebenswürdig, wie immer, stand unser Obersteward auf und bereitete uns noch Speise und Trank. Wir hofften, ohne Krankheit davon zu kommen. Ich hatte mich beim langen Wandern in der Sonnenglut überanstrengt und nahm vorsichts-

halber Chinin. Eine recht schmutzige kinderreiche Gesellschaft kam an Bord, die äußerlich und nach ihren Manieren sicher nicht in die erste Kajüte hineingehörte. Das Familienhaupt sollte aber ein oberer Hafenbeamter in Vera Cruz gewesen sein. Dann erschien ein Herr, der bald mein grimmiger Gegner wurde. Es war der Reisende einer Fürther Firma, der sich als Korrespondent Pariser Blätter bezeichnete oder als solcher bezeichnet wurde. Er gab sich als Allwisser, besaß auch wirklich Reiseerfahrungen und anerkennenswerte Sprachkenntnisse bei sonst oberflächlicher Bildung. Dem Kapitän machte er sich angenehm, indem er mitteilte, auch in der Schweiz geboren zu sein. Offenbar besaß er viel Gefälligkeit, bot bei Tische eifrig von seinen schönen Konserven herum und gewann sich aller Freundschaft. Ich hatte mein Mißtrauen gegen seine mir unklare Persönlichkeit vielleicht etwas zu schroff gezeigt, und da er mir durchaus widerstreitende französische Sympathien bekundete, so war der Grund zu seiner Feindseligkeit gegen mich, in die er später fast sämtliche Bordgefährten hineinzuziehen wußte, plötzlich gelegt. In meine Arbeiten vertieft, kümmerte ich mich wenig darum, nur die von mir sehr geschätzte Gemütlichkeit der Bordmahlzeiten mußte ich vermissen.

* * *

Wir luden 1000 Dynamitkisten in Salina Cruz aus. Ein Hamburger Vollschiff langte auch gerade mit Zement und Dynamit an. Diese Sprengstoffladung ist übrigens an sich nicht so gefährlich; das Dynamit kann schon einen Puff vertragen, ohne zu explodieren. Freilich, wird die Kiste nur in einem Segeltuchbeutel aufgeheißt und, wenn

dieser schlippt oder ein Ende (Tau) dabei bricht, kann ja einmal etwas passieren. Ich habe indessen noch nicht gehört, daß es vorgekommen ist. Das Vollschiff ankerte mit überschüssiger Fahrt, riß sich das Ankerspill heraus, brach dann einige Trossen (dicke Hanf- oder Stahltaue) und wäre uns beinahe vor den Bug gekommen.

30. September.

Gestern Abend spät in See. Der revolvierende Lichtstrahl von dem fast 100 Meter hoch stehenden Morro-Feuerturm irrte wieder an schwarzem Gewittergewölk entlang, das wie Bahrtücher über unser Schiff herabhing. Der ganze Horizont flammte in horizontalen Blitzzuckungen. Warme Böen durchfegen die weiche Luft. Bei der fürchterlichen Hitze lagert das Holz noch immer über meiner Kammer. Ein großer Nachtschmetterling und mehrere gelbgraue Vögel suchten Zuflucht an Bord. Einer der Chilenen fing einen recht ansehnlichen eulenartigen Raubvogel. Nachmittags erschien unsere junge Freundin — auf Anraten des ersten Offiziers — wahrhaftig mit einer Handvoll Salz an Deck, um sich ganz ernsthaft auf diese „deutsche" Methode Vögel fangen zu wollen. Trotzdem sie weidlich geneckt wurde, blieb sie immer reizend liebenswürdig.

1. Oktober.

Seit heute früh ankern wir wieder auf der Reede von Champerico. Da schon zwei Nordamerikaner von der Pacific Mail hier sind, werden wir, wie immer, lange zu warten haben. Die Hafenbaudirektor-Familie hat sich meines Schlafgemaches, des Rauchzimmers, mit bemächtigt. Es riecht; eines der Gören brüllt stets. Papa speit beständig auf alle Teppiche, und die von

Schmutz starrende Schwiegermutter wirft sich rauchend immer in die Deckstühle anderer Leute. — Mein Herz rumort seit dem langen heißen Marsch im Sande von Salina Cruz recht unangenehm. — Der Doktor, der ein flammender Japanschwärmer (aus Haß gegen Rußland) war, hatte mir „Bushido, Die Seele Japans“ geliehen. Der japanische Verfasser behauptet darin: „Was das Christentum in Europa getan hat, inmitten kriegerischer Schrecken das Mitleid zu erwecken, das hat in Japan die Liebe zur Musik und zur Poesie getan.“ Dieser Japaner scheint den Wert seiner Religionslehren also nicht besonders hoch anzuschlagen.

Beim Tageslicht bewunderte ich wieder die vulkanische Alpenkette Guatemalas und den klar aus der Bergverschleierung hervortretenden Kegel des Santa Maria.

Wieder kam ein seltsamer Passagier an Bord, ein Spanier, der Zentralamerika lediglich zur Verteilung von Reklamen für nordamerikanische Universalpillen bereiste. — Endlich werde ich meine Holzladung los! Jetzt hoffe ich ohnehin eine andere Kabine zu bekommen, falls der gestrenge Kapitän nicht einen Strich durch die Rechnung macht.

5. Oktober.

Am 2. früh in San José de Guatemala angelangt. Leider verließen uns hier unsere Damen und damit fiel der angenehm zurückhaltende Ton bei Tische. — Mit den Damen wurde tags darauf der größte Teil unserer Passagiere im Käfig über Bord in die Lanchas (Leichter) geheißt und an Land befördert. Mr. Willards, mein nordamerikanischer Freund aus Guatemala-Hauptstadt, kam an Bord. Er begrüßte mich freundschaftlichst. Vielleicht

dankte ich es ihm, daß ich jetzt die freie Vorderkammer erhielt und mich nun göttlich untergebracht fühlte, zumal das Thermometer wieder 90° F erreicht hatte. Mein Nachbar in der zweiten guten wurde der Fürther. An Land erfreute ich mich an der Wache der Guatemala-Soldaten, die ihre rostigen Gewehre an Bindfaden trugen. Einer der Agenten erzählte, vor kurzem sei ein Mann auf sein Bureau gekommen, völlig nackt, aber in Stiefeln, mit einer umgehängten Camera und einem halbgeöffneten Regenschirm in der Hand. Er hätte sich auch nicht englisch ausdrücken können und immer gefragt: „Speak you german?“ Man habe ihn anfänglich für einen Verrückten gehalten, bis er sich schließlich als der Doktor des derzeit auf der Reede liegenden Kosmos-Dampfers entpuppt hätte, dem beim Baden die ganze Bekleidung gestohlen worden war.

Als neuer Passagier erschien ein merkwürdiger alter Herr, der einen verschlissenen karierten Anzug und einen ungewöhnlich vergilbten Strohhut trug, und der die eingefallenen Wangen schon seit langem nicht mehr von den weißen Stoppeln befreit hatte. Er wolle jeden Preis zahlen, wenn er nur nach Acajutla mitgenommen würde, erklärte er. Der Kapitän gestattete ihm nach einigem Zögern, an Bord zu gehen. Er nannte sich Doktor und zeigte sich immer mehr als ein höchst sonderbarer Heiliger. Er behauptete als geborener Elsässer Straßburg 1870 verlassen zu haben, auch ein Weingut und Haus in Straßburg zu besitzen. Er sei katholischer Priester in Kasan, Professor der Staatswissenschaften in Dorpat, vorher Privatsekretär des Grafen Gortschakoff und als solcher beim Frieden von San Stefano gegenwärtig gewesen. Er habe sich seit einer Reihe von Jahren in

Guatemala und Mexiko aufgehalten und wolle nun über San Salvador und Panama nach Hause. Seine Beschäftigung wäre eine schriftstellerische u. a. für Brockhaus. Den Doktor überraschte er höchlich durch seine Beherrschung des Ungarischen. Trotz seiner äußeren Erscheinung besaß er offenbar Geld genug.

Wir haben die Pulverflagge geheißt; hauptsächlich löschen wir Holz und Kohlen. Die Faulheit der Leichterarbeiter hier ist unbeschreiblich. Nur einige arbeiten, und zwar langsam, die anderen angeln. Auch als Unbeteiligter führe man am liebsten mit der Peitsche drein. Die Lanchas gehen nur ein drittel bis halb voll ab. Aber man muß froh sein, daß man bei dem gänzlichen Vorrang der Nordamerikaner überhaupt bedient wird, hat ja die „Hermonthis“, wie erzählt wurde, 30 Tage beim Kohlenlöschen vertrödeln müssen.

6. Oktober.

Da wir in San José de Guatemala nicht weiter kamen, gingen wir heute Nacht unfertig nach Champerico mit unserem Agenten, gleich Willards einem geborenen Kanadier, an Bord zurück. Auch hier schaffen die Arbeiter wieder nichts. Heiliges Guatemala!

Die Gesellschaft bei Tische, namentlich der Fürther, äußerte sich mehr absprechend als geistvoll über katholische Priester; der alte Herr fertigte ihn recht energisch ab. — Wir löschten Pulver und Holz weiter; ich ging mit dem Obermaschinisten an Land. Trotzdem Champerico ja ein furchtbares Nest ist, gewähren einige der Grasstraßen mit den Berghintergründen für die Camera keine üblen Vorwürfe. Unter anderem photographierten wir eine Schule, unter dankbar-freudiger Anteilnahme des

braunen Schulmeisters, der braunen Lehrerin und ihrer sämtlichen braunen Mädchen und Knaben.

Alle Räume, Betten usw. an Bord wimmelten von kleinen Fliegen und winzigen rötlichen Ameisen. Ein nordamerikanischer Kollege grüßt freundlich mit Flagge und Dampfpfeife. Wir nehmen 1000 Sack Kaffee für Callao mit. — Der alte Priester behauptet, daß meine Freunde, die Lazaristen in San José di Costarica sehr reich, aber auch sehr faul seien.

8. Oktober.

Immer wieder kommen und gehen Nordamerikaner. An diesen Küsten wird man aber doch stolz auf den „Kosmos“ und seine Schiffe; selbst die „Hathor“ zwingt mir eine Art von Lokalpatriotismus ab. Der Doktor hält gern Privatissima über chirurgische Operationen und andere medizinische Themata. Wahrscheinlich stimmt nicht alles; allein der junge Mann liebt sein Fach. — Sehr schön klar zeichnete sich früh die ganze blaue Kordillerenkette ab. Wie auf einem ägyptischen Bilde standen die Kegel gleich Pyramiden im Morgenrot. Es sieht hübsch aus, wie die weißen Wölkchen allmählich aus den Tälern steigend sich ballen, dann teilweise ganz geschlossene Gürtel bilden, um später als Kappen in der Windrichtung über die Kegel zu ziehen, bis abends die Berge wieder völlig verschwunden sind. Gestern abend blieb es recht lange klar; sattgrün hoben sich die Alpen aus dem Gewitterblau. Dann wetterleuchtete es bei schönem Sternenhimmel.

Heute abend sind wir endlich in Champerico fertig geworden. Der Doktor amputierte dem Franzosen ein Rückengeschwulst, wobei ein andächtiger Zuschauerkreis versammelt war und alle fleißig Bier tranken. — Ein

Leichter (nicht von uns) sank mit einem Lokomotiv-Dampfkessel fort. Da man versäumt hatte, den Kessel zu stopfen, ging er verloren.

Ich befinde mich seit ein paar Tagen ganz miserabel und muß zu meinem Schmerz Pellkartoffeln und Heringe, die es zum erstenmal auf der Reise gibt, an mir vorübergehen lassen.

9. Oktober.

San José de Guatemala abermals angelaufen. Natürlich wieder einen Nordamerikaner vorgefunden. Wenigstens früh etwas gelöscht. Sonntagsstille, Dünung bei Meeresglätte, Bombenhitze. In gleich sabbatlicher Beschaulichkeit sitzen Pelikane reihenweise auf Bojen und ankernden Leichtern; mit reglosen Flügeln segeln andere Vögel majestätische Kreise im Blau. Am Lande scheinen zahlreiche weiße Reiher zu fliegen.

Auf den breiten, grauen Landstreifen brandet der Pacific gewaltig; dahinter wuchert der Mangrovengürtel und sonstiges Buschgelichter. Alte Bekannte grüßen mich — die vulkanische Drei-Majestät bei Antigua!

Vorn rasselt die Ladewinde wieder; hinten sonntägliche Angel-Idylle. Haie ziehen und Fischschwärme treiben ihr liebendes Spiel; ihre Körper glitzern auf der Oberfläche der glatten See in der Sonne, zahllose Luftblasen schwimmen dazwischen. — Unser alter Geistliche wechselt seinen karierten Anzug niemals. Mit einem schwarzen Käppchen auf dem Haupte liegt er auf der Bank, liest die „Berliner Range", lacht und redet mit sich selber. — Zwei junge Deutsche, den einen hatte ich früher auf der Kaffeefinka „Mercedes" kennen gelernt, kommen zur Mitfahrt an Bord.

* * *

Am 10. fuhr ich mit einem jungen Badenser, Herrn Wenk, Verwalter eines Schlubachschen Kaffee-Beneficio bei Esquintla, nach seinem derzeitigen Heim. Er war ein zuvorkommender junger Mann, der nur leider die deutsche Staatsangehörigkeit aufgegeben und die nordamerikanische erworben hatte. Die Bahn nach Esquintla führt zunächst durch Busch mit einzelnen stehengebliebenen höheren Bäumen, alles häufig lauben- und figurenartig von dichtwuchernden Windengestrüpp überwachsen; nur teilweise ist das Terrain zur Viehweide benutzbar. Einige Mais- und Zuckerrohr-Kulturen und hier und da ein Rancho erscheinen dazwischen. Mit dem Ansteigen der Bahn ins Gebirge beginnt die Landschaft ihre Reize zu entfalten. Die Stadt Esquintla, das übliche Gemisch aus Dorf im Grünen, Städtchen, nebst ein paar ansehnlicheren Gebäuden, liegt recht hübsch. Manche bereits malerisch übersponnene Ruine kündet noch die Verheerung durch das Erdbeben im April 1902. Der Markt, vor dessen Halle unter einem riesigen Baum sich ein buntes Treiben entwickelt, ist das Unterhaltendste am Platze.

Das ganz freundliche, doch nicht große und ziemlich einfach in seinen Bauten gehaltene Beneficio lag ungefähr 10 Minuten vom Bahnhofe vor der Stadt. Im Garten wuchern schöne Bäume, so der Chincuya, der im Dezember sein Laub verliert, die häufigen Papayas, der mächtige Almendrabaum (nicht zu verwechseln mit dem uns bekannten Mandelbaum), der Zapote, dessen rötlichfleischige, saftige Früchte wir oft genossen, usw.

Unter den Hausgenossen unterhielten mich am meisten zwei Terriers und ein Löwenäffchen. Mico war das zutraulichst-unverschämte Viehchen, das mir je vor-

gekommen, dabei höchst intelligent. Die zwei großen Vorderzähne bissen nur zu sehr, besonders abends, wo er als Nachttier äußerst lebhaft zu werden begann. Nach meinem Eintreffen unterzog er sogleich meine Person und alle meine Sachen, die Camera eingeschlossen, der eingehendsten Untersuchung, kroch auch mit dem Kopf voran in meinen Wasserkrug, der aufs gefährlichste schwankte, und stieg am Leuchter hinauf, um die Kerzenspitze abzuknabbern. Das beständige Belecktwerden von seinem runden, langen und spitzigen Züngelchen und das Beißen ward dazu auf die Dauer unerträglich. Mico war also nicht besonders gut erzogen. Äußerlich glich er mit seinem prächtigen braunen Pelz einem kleinen Bären, hatte aber auch etwas Katzenartiges. Die Augen erinnerten an die des Eichhörnchens. Die kleinen Ohren waren spitz, das Schnäuzchen rosig, der Wickelschwanz ungemein muskulös. Mit dem einen Terrier balgte er sich sehr gern, während er den anderen nicht ausstehen konnte. Die Abneigung beruhte übrigens auf Gegenseitigkeit.

Nach einem kleinen Frühstück verrichtete Mico morgens um 6 Uhr pünktlich das Notwendige, und zwar auf einem hochgelegenen Punkte, wobei er mit wohlgefälligem Interesse allem nachblickte, was in die Tiefe rollte. Tagsüber zog er sich in eine kühle Rinne unter dem Beneficio-Dache zum Schlummer zurück, um fast mit dem Uhrschlage 6 sich abends zur Mahlzeit einzustellen. Er erhielt nur weiche Nahrung. In der Frühe weckten mich sowohl Terrier wie Affe so hartnäckig, daß ich heraus mußte. Ich habe das Tierchen mit einer Hängematte, an die es sich anklammerte, aufs rücksichtsloseste herumgewirbelt, ohne diesen vollkommenen Gamin loswerden zu

können. Seine Quirrlichkeit gestattete es leider nicht, ihn zu photographieren.

Mit meinem Gastfreunde besuchte ich ein benachbartes Bad, ein zum Schwimmen genügend geräumiges, von Badezellen umgebenes Bassin voll herrlichen klaren Wassers; es lag in einem Park mit Alleen von wundervollen Königspalmen und vielem gelben Bambus. Leider befand sich alles im Zustande arger Vernachlässigung.

* * *

13. Oktober.

Heute bei schönem, aber warmem Wetter in San Salvador auf der Reede von Acajutla eingetroffen. Vielleicht in der Vorfreude der Landung hatte unser alter Expriester sich unterwegs einer etwas eigentümlichen Fröhlichkeit überlassen.

Schon von weitem sahen wir die charakteristische Rauchwolke des Izálco. Alles erschien viel grüner als bei meiner ersten Anwesenheit. Aus dem niedrigen, buschbestandenen Vorland erheben sich vereinzelt Kokospalmen. In anmutigen Rückenlinien ziehen die Berge dahinter; man sieht die scharfgezeichneten Gipfel bei der Hauptstadt. Die Berghänge, deren Wälder durch offene, grüne Strecken unterbrochen sind, erscheinen fast kultiviert. Nach Norden zu buchtet der flache, braune Strand, während südwärts eine Plateauformation mit von reicher Vegetation bedeckten Steilhängen an die See grenzt. Helle sandige Einbuchtungen schimmern hier wie dort. Von einzelnen Felsbrocken des Plateaus auslaufend, schiebt sich ein langes, unterseeisches Riff vor. Ein paar Monate zuvor hatte der Dampfer „Colon“ der Pacific Mail an ihm sein Reiseende gefunden. Er

strandete, weil der Hochzeitsfeier des ersten Offiziers halber an Bord eine weit verbreitete Trunkenheit geherrscht hatte. Der Vorderteil des Wrackes lag, von der spritzenden Brandung umdonnert, dicht vor uns.

Der Ort mit Bahnhof und Kabelstation sieht ordentlich aus; die größere Manierlichkeit scheint sich sogar auf die Hütten des Volkes zu erstrecken. Ich finde also meine erstmaligen Erfahrungen in San Salvador wieder bestätigt. Ordentlich angezogene Leute und sauber uniformierte Beamte kamen auf einem Schlepper längsseit, dem Deckwaschen und Außenbordsmalen ersichtlich keine unbekannten Arbeiten waren. Überhaupt setzte ein anderer Betrieb ein. Sofort befanden sich vier Leichter längsseit, und in weniger als einer Stunde war die Ladung von Bord. Wir luden etwas Kaffee für Hamburg ein. — Der alte Herr aus Straßburg, der beim Hinabschweben im Affenkasten (der Käfig, in dem, wie ich schon im ersten Buche erzählte, die Passagiere an Flaschenzügen aus und in die Leichter spediert werden, da bei der Brandung der gewöhnliche Bootsverkehr ausgeschlossen ist) von allen Seiten photographiert ward, suchte dies durch allerlei Kapriolen und Gesichterschneiden zu vereiteln.

14. Oktober.

La Union erreichten wir nach schöner, ruhiger Küstenfahrt. Wieder erfreute mich die Einfahrt in die weite Fouseca-Bai. Die bewaldete Küste steigt hinter Inseln über 500 Meter an; zwischen den Wäldern leuchten die Grasstrecken. Der Vulkan Conchagua steckte oben im Wolkenkranze, auch der 800 Meter hohe Amapala-Vulkan mit seinem offenen, seitlich durchgebrochenen Krater. Wie jenen überzieht diesen das moosartige Grün

des kurzen Sacate-Krautes. In der sehr geschützten Bucht kann es gehörig heiß werden; im gelbgrauen Wasser machten sich starke Strömungen fühlbar. Der niedrigere, östliche Hintergrund wird höchst abwechslungsreich und seltsam von Ketten und Bergindividuen, darunter ein isolierter, puddingartig stumpfer Kegel, gebildet. Mit dem grünen Vorland, fernem höheren Gebirge und feingezeichneten Wolken darüber besitzt das von feinen, zarten Lichtern durchflutete Landschaftsbild wieder etwas Pastellartiges.

Den zweigipfligen Conchagua hinab streichen lauter Wälder, von jenen feldartigen, grünen Flächen unterbrochen, hinab zu dem braunrötlichen Rande des Küstenplateaus und den im Grün versteckten, weißen Häusern und roten Dächern von La Union. Vor Palmen streckt sich die belebte Landungsbrücke ins Wasser. Der Kommandant des Ortes erscheint in sehr anständiger schwarzer Uniform an Bord. Wir warten ziemlich lange auf die Leichter, denen wir wieder Dynamit, Eisen usw. übergeben wollen. Endlich nahen sie; die Leute rudern hier ganz anders als in Champerico und stehen bei jedem Durchziehen auf. Ich vertreibe mir die Zeit mit dem Beobachten der Tierwelt. Schwarze Fregattvögel, die Weibchen am weißen Untergefieder kenntlich, ergötzten durch prachtvolle Flugbewegungen. Während der Vogel majestätisch auf den weitgebreiteten Schwingen dahinsegelt, bewegt sich der lange, gabel- oder scherenförmige Schwanz kaum merklich als Steuer. Wie ungeschickt, mit häufigen Flügelschlägen, fliegt dagegen der Pelikan! Doch flinker schießt er tief unter die Oberfläche des Wassers den Fischen nach. Dann schwimmt er nach dem Auftauchen stolz wie ein Schwan, mit weit zurückgelegtem

Kopfe die Beute verschlingend. — Bei kühler Landbrise gibt es einen bezaubernden Abend. Silbern steht der Mond in tiefer Bläue, fast überstrahlt von dem über uns funkelnden Jupiter. Die zartesten roten Tinten malen den Himmel, dazwischen mausgraues Gewölk über der pittoresken Umrahmung des binnenseeartigen Gewässers.

15. Oktober.

Als noch die weißen Wolkenballen zwischen den Inselvulkanen lagen, verließen wir in der Frühe La Union. Das Grün der Inseln wirkt ein wenig einförmig; nur Sacate Grande oder Velasquez Island, die größte Insel im Fonseca-Golf, zeigt an der Spitze eine ganz erwünschte Kahlheit. Nach zweistündiger Fahrt haben wir den rührigen Hondurashafen Amapala auf der Nordwestspitze der kleinen, runden Tigre-Insel erreicht. Sie gipfelt aber in dem höchsten Kegel der Bai, dem ungefähr 800 Meter ansteigenden Tigre-Vulkan. Gegenüber schließen die scharf schraffierten Hänge von Sacate Grande die Reede.

Tigre scheint zum Teil recht gut angebaut zu sein. Über waldigen Ausläufern oder Inselchen erhebt sich der Festungsberg und darüber eindrucksvoll der Vulkankegel. Ein schönes Bild! Recht stattlich streckt die kleine Stadt sich vor und hinter Laubbaum- und Palmenwipfeln hin, aus denen ein Gebäude, in welchem mehrere Konsulate vereinigt sind, besonders hervorragt. Die deutsche Konsulatsflagge wehte auf einem kleineren Hause daneben. Es war eine Freude, sie überhaupt einmal wieder aufgezogen zu sehen. Eine bequeme Landungsbrücke, recht freundliche Vegetation und ziemlich reges Hafenleben reizten zum Landgang. Viel Zeit hatten

wir nicht, da wir hier keine Ladung mitbekamen; wir selber löschten, wobei wir die Pulverflagge geheißt hatten, Dynamit, Gasolin usw.

Ich sah barfüßiges Militär und hörte eine Militärkapelle üben. Wo Straßenpflaster war, erschien es grasdurchwachsen und nicht sehr vergnüglich. Die unansehnlichen Häuser enthielten ganz leidliche Wohnungen; die Leute machten freundliche Gesichter. Am Markte lagen einige Magazine. Deutsche Namen deuten auf einige bedeutende deutsche Firmen hin. Es soll auch einen deutschen Klub geben. Eine neue Plaça, mit Musiktempel und einer anspruchsvoll weißleuchtenden Statue, befand sich gerade im Bau. Kokospalmen bildeten eine hübsche Allee zu etwas tropisch-unordentlichen Anlagen, die sonst gar nicht übel waren und prächtige Ausblicke boten. Große Leguane huschten häufig durch die Büsche. Die Austern sollen hier gut sein; wir nahmen ziemlich viele mit.

Nach der schönen Ausfahrt bietet der Vulkan Coseguina über der Plateauküste ein anziehendes Bild, dann der Corcovado-Kegel und der Viejo.

16. Oktober.

Also wieder einmal in Corinto! Herr Papi, der italienische Wirt und Lotse, ist auch wieder da, und die helle Stimme des Agenten Hinckel hört man noch immer überall. Ganz dicht unter Land waren wir an den dunklen basaltischen Klippen, unter dem weißen Feuerturm und dem Fort, wo Soldaten in verschossenen roten Hosen herumlagen, in die grüne Mangrovenbucht hineingegangen. Über Kokospalmen schaute die blauweiße „Kathedrale“ noch immer beschaulich in die von Jugend, Hühnern, Geiern und Borstenvieh belebten Grasstraßen.

Unter den „Kriegsschiffen“, von deren Gaffeln verschossene Flaggen wehten, befand sich auch die „Jacht“ des Präsidenten. Am Hafen lagen große Stapel von Schildkröteneiern, nicht sehr appetitreizend, zum Verkaufe ausgebreitet. Von einem Pacific-Dampfer erschien eine Anzahl Nordamerikaner am Bord, die sich nachher im Triumphzuge das Fallreep hinunter, alle mit Bierflaschen unter dem Arm, befriedigt entfernten. Das ließ tief blicken bezüglich der Bierverhältnisse bei der Pacific Mail. — Wir gaben nur etwas Dynamit ab und erhielten selber nichts.

Nachmittags schon wieder in See, wieder fast unheimlich dicht unter den Felsen, da die Sandbank auf der anderen Seite sich weit vorgearbeitet hat. Die Kirchenglocke bimmelt gerade aufgeregt und klagend. „Recht wie ein Sterbeglöckchen“, kam mir der Gedanke. — Bis Panama, wohin wir ausnahmsweise gehen (das aber künftig in den Fahrplan mit aufgenommen werden soll), haben wir 600 Seemeilen vor uns. Zum Anlaufen von Panama verlangten die Nordamerikaner (wohl der Konsul in Corinto) — mit welchem Rechte, weiß ich nicht — zuvor Ausfüllung eines Fragebogens bezüglich der Passagiere und ihres Gepäckes, der vom Kapitän an Eidesstatt zu unterzeichnen war.

Managua und die von mir besuchten Stätten in Nicaragua zwischen den Vulkanen Mombacho und Momotombo (siehe Band I) wurden später von heftigen Erdbeben wieder heimgesucht. Über den Umfang der Katastrophen sind nur spärliche Nachrichten in Europa verbreitet worden.

* * *

wir nicht, da wir hier keine Ladung mitbekamen; wir selber löschten, wobei wir die Pulverflagge geheißt hatten, Dynamit, Gasolin usw.

Ich sah barfüßiges Militär und hörte eine Militärkapelle üben. Wo Straßenpflaster war, erschien es grasdurchwachsen und nicht sehr vergnüglich. Die unansehnlichen Häuser enthielten ganz leidliche Wohnungen; die Leute machten freundliche Gesichter. Am Markte lagen einige Magazine. Deutsche Namen deuten auf einige bedeutende deutsche Firmen hin. Es soll auch einen deutschen Klub geben. Eine neue Plaça, mit Musiktempel und einer anspruchsvoll weißleuchtenden Statue, befand sich gerade im Bau. Kokospalmen bildeten eine hübsche Allee zu etwas tropisch-unordentlichen Anlagen, die sonst gar nicht übel waren und prächtige Ausblicke boten. Große Leguane huschten häufig durch die Büsche. Die Austern sollen hier gut sein; wir nahmen ziemlich viele mit.

Nach der schönen Ausfahrt bietet der Vulkan Coseguina über der Plateauküste ein anziehendes Bild, dann der Corcovado-Kegel und der Viejo.

16. Oktober.

Also wieder einmal in Corinto! Herr Papi, der italienische Wirt und Lotse, ist auch wieder da, und die helle Stimme des Agenten Hinckel hört man noch immer überall. Ganz dicht unter Land waren wir an den dunklen basaltischen Klippen, unter dem weißen Feuerturm und dem Fort, wo Soldaten in verschossenen roten Hosen herumlagen, in die grüne Mangrovenbucht hineingegangen. Über Kokospalmen schaute die blauweiße „Kathedrale“ noch immer beschaulich in die von Jugend, Hühnern, Geiern und Borstenvieh belebten Grasstraßen.

Unter den „Kriegsschiffen“, von deren Gaffeln verschossene Flaggen wehten, befand sich auch die „Jacht“ des Präsidenten. Am Hafen lagen große Stapel von Schildkröteneiern, nicht sehr appetitreizend, zum Verkaufe ausgebreitet. Von einem Pacific-Dampfer erschien eine Anzahl Nordamerikaner am Bord, die sich nachher im Triumphzuge das Fallreep hinunter, alle mit Bierflaschen unter dem Arm, befriedigt entfernten. Das ließ tief blicken bezüglich der Bierverhältnisse bei der Pacific Mail. — Wir gaben nur etwas Dynamit ab und erhielten selber nichts.

Nachmittags schon wieder in See, wieder fast unheimlich dicht unter den Felsen, da die Sandbank auf der anderen Seite sich weit vorgearbeitet hat. Die Kirchenglocke bimmelt gerade aufgeregt und klagend. „Recht wie ein Sterbeglöckchen“, kam mir der Gedanke. — Bis Panama, wohin wir ausnahmsweise gehen (das aber künftig in den Fahrplan mit aufgenommen werden soll), haben wir 600 Seemeilen vor uns. Zum Anlaufen von Panama verlangten die Nordamerikaner (wohl der Konsul in Corinto) — mit welchem Rechte, weiß ich nicht — zuvor Ausfüllung eines Fragebogens bezüglich der Passagiere und ihres Gepäckes, der vom Kapitän an Eidesstatt zu unterzeichnen war.

Managua und die von mir besuchten Stätten in Nicaragua zwischen den Vulkanen Mombacho und Momotombo (siehe Band I) wurden später von heftigen Erdbeben wieder heimgesucht. Über den Umfang der Katastrophen sind nur spärliche Nachrichten in Europa verbreitet worden.

* * *

17. Oktober.

Gestern mein Gedanke wegen des Sterbeglöckleins, und heute schon das kreischende Geräusch der Säge, die den einfachen Sarg schneidet! Der Aberglaube an Bord betreffs der Eule erhält so seine Nahrung. Einer der Chilenen, ein braver Arbeiter und Familienvater, war etwa 6 Meter hoch bei einer Umstauung abgestürzt und eine schwere Luke, die ihn traf, hinterher. Er war vorher gewarnt worden, hatte indessen im Eifer der Arbeit die Befolgung der Vorsichtsmaßregeln versäumt. Von Fliegen umschwärmt, suchte der Doktor dem auf einem Tische an Deck liegenden Verunglückten, einem starken schwarzbärtigen Manne mit wachsgelbem Gesichte, die Herztätigkeit zu beleben. Der Arme war schon fast eine Leiche und stöhnte, wenn er bewegt wurde, nur laut im bewußtlosen Zustande. Es währte denn auch nicht lange, bis er tot war.

Die Chilenen legten den verschiedenen Kameraden auf dem Vordeck unter eine wollene Decke und saßen mit ernsten Mienen still daneben; vier brennende Laternen hatten sie um ihn aufgestellt. Wahrscheinlich beteten sie. Auch die Nacht über wurde Totenwache gehalten. „Sie sind besser als unsere Leute,“ hörte ich einen der Offiziere sagen. — So ein Todesfall an Bord bringt leicht Schwierigkeiten für das Schiff mit sich, weil im nächsten Hafen sofort Ansteckungskrankheiten gewittert werden, zumal von nordamerikanischen Beamten. Der Kapitän gab dem Wunsche der Chilenen nach einem Landbegräbnis nicht statt. Es war auch vielleicht zu warm dazu, und wir hätten einen costaricanischen Hafen anlaufen müssen.

18. Oktober.

Heute früh haben wir den Chilenen auf 8⁰ nördlicher Breite, ungefähr dem Golf von Dulce gegenüber, in See begraben; die Küste war in Sicht. Die Chilenen trugen den vom Zimmermann verfertigten, schwarzgestrichenen Kasten, den sie vorher mit der chilenischen Flagge bedeckt gehalten hatten, an die Bordwand. Der Kapitän, die Offiziere und wir Passagiere hatten dunkle Kleidung angelegt. Die herumstehende Mannschaft blieb im Arbeitszeug. Einer von den Chilenen sprach mit bewegter Stimme einige Abschiedsworte und wir sagten ein stilles Gebet. „Set em över Bord," befahl der Kapitän, indem er sich die Mütze wieder aufsetzte. Mehrere der Chilenen schluchzten. Die Ladewinde rasselte, und der mit Löchern zum schnellen Sinken versehene Sarg senkte sich zur Wasserfläche; hier stellte er sich, des beschwerten Fußes halber, senkrecht und verschwand sofort. Die halbstocks wehende Flagge ward niedergeholt, und wir dampften weiter. — Wie ich hörte, zahlt die Linie in solchen Todesfällen 500 Pesos an die Hinterbliebenen des mitgenommenen Arbeiters.

20. Oktober.

In manchen Kreisen der Wasserkante herrscht noch immer, obgleich lange nicht mehr in dem Grade wie früher, eine etwas säuerliche Stimmung gegen die Marine. Gestern Mittag kam sie einmal zum heftigen Durchbruch und brachte mich in lebhaften Gegensatz zur Tafelrunde. Namentlich, daß die Reichskommissarstellen früheren Marineoffizieren vorbehalten bleiben, wurmt zahlreiche Elemente aus der Handelsflotte. Eine gewisse Berechtigung kann man dem Wunsche, von seinesgleichen

in oft folgenschwerer Kritik beurteilt zu werden, ja nicht absprechen.

Gestern Abend gingen wir auf der Reede von Panama zu Anker, ziemlich weit draußen. Zwischen uns und der Stadt ragten die Masten eines vor längerer Zeit gesunkenen Dampfers aus dem Wasser. Die vielen seltsam geformten, teils übergrünten Steil-Inseln und Felsbrocken und die wenn auch nicht hohe, so doch malerische Bergformation der Küste verleihen dem Landschaftsbilde etwas sehr Reizvolles. Gewisse Farben der Luftstimmung, von denen z. B. die Halbinsel Azurro den Namen trägt, erhöhen den Eindruck. Heute früh gingen wir ein Stück näher, bei dem Felskegel Flamenco und der Insel Naos, auf der sich eine Reparaturwerft befindet, an die Stadt heran, lagen aber noch immer ein paar Seemeilen weit ab. Im Gegensatz zu unserer Erwartung machte Panama einen ganz toten Eindruck; kein Boot nahte sich. — Wegen der großen Hitze „döst“ alles an Bord. Endlich erhielten wir nach Untersuchung durch den nordamerikanischen Arzt Erlaubnis zum Verkehr mit dem Lande. (Weiteres siehe Band I der Amerika-Wanderungen, Seite 74 und 75.)

21. Oktober.

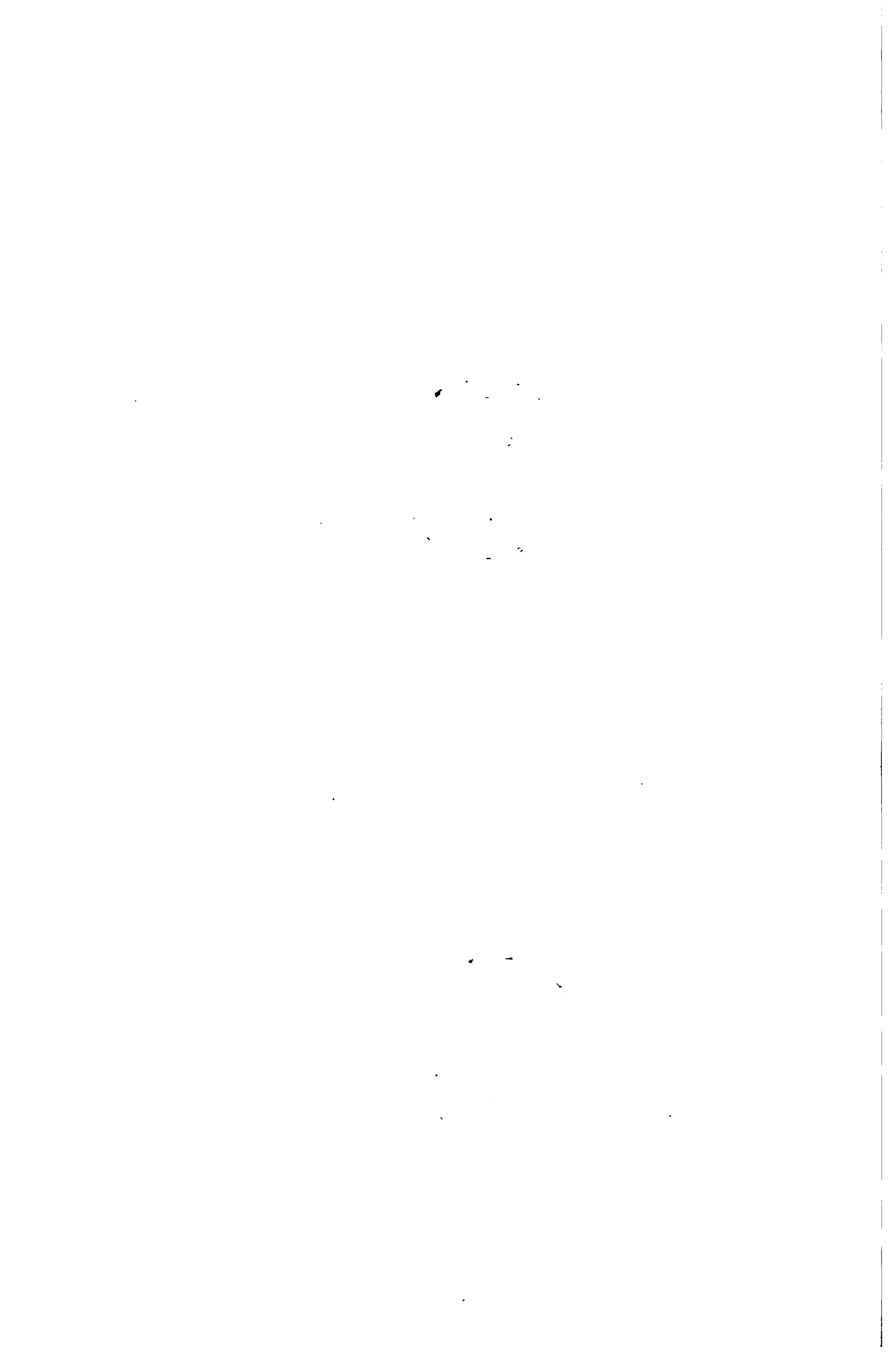
Der nordamerikanische Agent unserer Gesellschaft nahm einige andere Herren und mich mit auf seinem Dampfer an Land. Wegen der vielen Klippen ist die Hafeneinfahrt nicht ungefährlich. Wir landeten in dem schmutzigen Winkel an der Treppe beim Marine-Hotel, wo sich eine Wache rotbemützter Panama-Soldaten rekelte. Ein neues Gebäude der Elektrizitäts-Gesellschaft, ein Krematorium, einige Beginne zur Sanierung und zur Unterbringung nordamerikanischer Beamten bemerkte ich



Junge Mexikanerin.



Der „Herr der Inseln“ und der Bärenjäger Ericsson, Britisch Kolumbien.



in der engen Stadt, sonst wenig in Angriff Genommenes. (Erst im Oktober 1906 ist von Washington aus die Aufforderung zum Kanalbau erlassen worden! Und zwar soll er Unternehmern, die 5 Millionen Dollars Kapital nachweisen und 3 Millionen Kaution stellen können, überlassen werden.)

Als wir im Hotel saßen, begann der Regen niederzuströmen. Und da er nicht nachließ, verloren die Herren den Mut, an Bord zurückzukehren, glaubten auch vielleicht mehr Unterhaltung als dort zu finden. So mietete ich mir denn allein ein Boot mit zwei Leuten. Es gab eine lange Fahrt im Dunkel, bei Blitz, Donner und Regenböen. Ich steuerte und konnte die Inseln erkennen, aber zunächst nicht das Licht unseres Schiffes. Wir ruderten und segelten bei achterlichem Winde zugleich; da dieser indessen stets wechselte, ging das Segel häufig über. In dem hohen Seegang kamen wir zuweilen ganz dicht an den von wildem Brandungsgischt übergossenen Klippen vorbei, die ich oft erst im letzten Augenblick bemerkte; die Leute gaben mir aber durch Winken an, wie ich steuern müßte. Endlich konnte ich die einzelnen Lichter der „Hathor" unterscheiden und war recht froh, als ich, naß wie eine gebadete Katze, auf das tief eintauchende und dann wieder entschwebende Fallreep springen konnte. Der gute Obersteward war krank; der zweite Steward verschaffte mir noch Abendbrotreste, die famos mundeten, und sprach „von Ihrer geehrten Nummer", womit er höflichst die Nummer meines Serviettenringes meinte. — Ein großer Hai verschluckte heute mit Appetit eine über Bord geworfene Ochsenlunge, den Magen ließ er aber, vielleicht weil die bittere Galle daran war, unberührt. Recht viele Mos-

kitos, eine graue und eine schwärzliche Art, hatten sich reichlich an Bord eingefunden. — Bis Mitternacht leichterten wir eifrig in einen längsseit gekommenen Schoner und gingen dann am 22. früh nach Buenaventura in Kolumbien in See.

Also nun nach Südamerika!



Weitere Küstenreise auf der „Hathor“, von Panama nach Callao.

Bahia del Choco. — In Buenaventura. — Von Kolumbien nach Ecuador. — Passieren des Äquators. — Chicane und Kühle. — Alte Karten. — Vor der Mündung des Caracaz-Flusses. — Bei den Vertretern der Cagua-Handelsgesellschaft in Caracaz. — Zwei Speisezettel. — Ein streikender Schulmeister. — Weiteres Steinnußnehmen in Manta. — Gute Segler. — Hut-Industrie. — Allerlei Getier. — Die Reede von Machalilla. — Noch etwas Zoologisches. — Ein Rencontre. — Auf dem Wege nach Guayaquil. — Wir sollen das Gelbe Fieber haben. — Die Stadt Guayaquil. — Soldaten. — Ecuadorianer und Nordamerikaner. — Politische Geschäftsabschlüsse. — Die Cordilleren bei Bolivar. — Der peruanische Hafen Paita. — Gut uniformierte Leute. — Händler-Wettkampf. — Wir werden ausgeschwefelt. — Ankunft in Callao. — Anzeichen höherer Kultur. — Liebenswürdigkeit des Kapitäns beim Verlassen der „Hathor“. — Nordamerikanischer Interessenkampf. — Schlußwort zum zweiten Bande.

Stiller Ozean! Die Sonne glitzerte auf den sanften, tiefblauen Schwellungen; am blauen Himmel standen die leichten, weißen Cumuli. In das Rauschen des Bugwassers mischte sich das gleichförmige Mahlen und Stampfen der Maschine. Kühlender, südlicher Zug milderte die Wärme. Ja, es wurde wieder 80° F in der Kammer und oben in der Hängematte fast zu kühl, als

die „Hathor“ am 23. Oktober, einem regnerischen Sonntage in der kolumbianischen Bahia del Choco*) anlangte. Grün und niedrig lag die Küste vor uns, von Bergen gab es bei dem vorliegenden Wolkenkranze zunächst nichts zu sehen. An umbrandeten Einzelfelsen vorbei dampften wir, vorsichtig lotend wegen der sehr wechselnden, oft ganz geringen Tiefe, in die flußartige Bai hinein, wobei ein Indianerlotse uns durch das bojenlose Fahrwasser bis vor die Stadt Buenaventura brachte. Es sind eine ganze Reihe von Rios, darunter die Flüsse San Antonia, Buenaventura und Cayman, die diesen Flußausgang bilden. Ringsum deckt dichter Urwald das Land, gesäumt von dem weißrindigen Mangle- oder Mangrovenwald. Da und dort schimmern neben Bananenkulturen die Blätterdächer von Hütten. Von Buenaventura kann man über die Kordillere ins Cauca-Tal und wieder über Kordillerenketten zum Hochplateau von Bogotá gelangen. Der Weg gilt jedoch für äußerst zeitraubend und mühselig.

Buenaventura, obwohl wegen Fiebers nicht gut beleumundet, ist noch nicht der schlimmste Ort dieser Küsten; dennoch möchte ich dort selbst nicht begraben werden. Ganz nette und bescheidene Leute kamen an Bord, unter den Europäern zwei Engländer, die die Station der nordamerikanischen Kabelgesellschaft bedienen. Ihre Wohnung, hoch auf den Höhen über der Stadt, ist noch die netteste des ganzen Ortes, allein die Frau des einen Beamten konnte es schon nach den Flitterwochen nicht

*) Anmerkung. Die Orientierungskarte für die wenigen hier folgenden Häfen wird erst dem dritten, dem Südamerika-Bande beigegeben werden.

mehr dort aushalten und wollte nun um jeden Preis fort. Von den Höhen genoß man über Kokospalmen, Brotfruchtbäume, Mangos, Pandanus und Hibicusbüsche fort sehr hübsche Blicke über die untere Stadt mit einigen rotgestrichenen Dächern, über die oberen Hüttenstraßen und auf Pfählen im Sumpfe liegende Hütten, und schließlich über die Bai und die zwischen den Waldmassen sich verzweigenden Wasserarme und das Gebirge. Auf einem Hügel ragte eine von gelbblühenden Schlinggewächsen überwucherte, zur Zeit leerstehende große Holzkirche. Gegenüber lachten uns aus den Fenstern einer recht großen Schule viele vergnügte, dunkelbraune Knabengesichter an. Außer einer Cigarillo-Fabrik bemerkt man bei vielen Hütten auch die Tabaks-Hausindustrie. Überall liegen trocknende Tabaksblätter, drehen Weiber, mit Pfeifen im Munde, Zigarren. Ein Vater brachte uns sein splitternacktes, fast negerschwarzes Mädelchen, dem er auch eine Pfeife zwischen die Zähnchen gesteckt hatte, zum Photographieren. Am ödesten mutete der aus einer längeren Straße am Hafen bestehende Hauptteil an, der aus ziemlich großen und teilweise auf Pfählen in die See vorgebauten, wellblechgedeckten Holzhäusern besteht. Schmutzig und finster sahen sie aus. Außer einigen Ostasiaten waren hier besonders Franzosen Eigentümer der Läden. Es befindet sich auch ein französisches Konsulat am Platze. Das genießbarste Trinkwasser fängt man von den Dächern auf; regnet es lange Zeit nicht, tritt an diesem von Gewässern umgebenen Orte Wassermangel ein. Wir landeten mühsam, mitten im schwarzen Sumpfe der Ebbe; bei der Abfahrt konnten wir einen unten an den Felsen des Innenhafens liegenden, von der Flut umspülten Lokomotiv-

kessel als Einsteigeplattform benutzen. Es ist hier nämlich der Bau einer Bahn nach der Stadt Cali begonnen worden. Die kleinen Lokomotiven aus Philadelphia, die mangelhaften Wagen, Schienen und eine leidliche Reparaturwerkstätte deuteten auch auf etwas Betrieb oder gewesenen Betrieb hin. — Das Leichtern geschah ganz flott in geschlossenen Leichtern oder großen Kanus. Buenaventura ist der kolumbianische „Kriegshafen“ am Pacific. Das Stationsschiff, das gerade in See dampfte, war also gebrauchsfähig und zeigte uns sauber brennende Lichter. Ein deutscher Seemann war früher der Kommandant, vielleicht ist er es noch. — Wie Ruß bedeckten Scharen kleiner schwarzer Fliegen zeitweilig unsere oberen Schiffsräume. Ihr leichter Stich hinterläßt ein kleines rotes Pünktchen. Wie es scheint, verschwindet eine Insektengattung — hier waren es die Moskitos — sobald eine andere in Massen auftritt.

Auf der Weiterfahrt nach dem bolivianischen Hafen Bahia Caracaz passierten wir in der Nacht vom 26. auf den 27. Oktober den Äquator. Mein Fürther Freund und seine Anhänger strebten eifrig danach, mich zu boykottieren und z. B. aus Schikane mir das Nächtigen auf einer Bank des Rauchzimmers zu verleiden. Da es aber merkwürdigerweise immer kühler wurde, je mehr wir uns dem Äquator näherten, empfand ich es durchaus nicht unangenehm, fortan nur unter Deck zu schlafen. Bei einer Kammertemperatur von 78° F ($25^5/_9$° C) begann man bereits zu frösteln.

Auf der ganzen Küstenstrecke hier münden viele Buchten bildende Flüsse, die überwiegend mehr oder weniger unbekannt sind; auch von den hier hausenden Indianerstämmen, u. a. bei Tumaco in der Nähe der

angenommene Grenze zwischen Kolumbien und Ecuador, soll man nicht viel wissen. — Als zuverlässigste, wenn auch nicht ganz vertrauenswürdige Küstenkarte gilt noch immer die englische von 1847. Die Küstenstaaten selbst tun nichts für die Vermessung. Ohne Erlaubnis sind wohl inzwischen von einigen anderen Nationen bessere Karten angefertigt worden, doch werden sie nicht zum allgemeinen Gebrauche herausgegeben.

Am 27. früh ankerten wir in der Mündung des Caracaz-Flusses. Eine mäßig hohe Berglandschaft mit braunen, zum Teil kahlen Trockenwaldungen umgab uns. Die kurzen, lehmigen Steilabschnitte und das grüne Wasser davor, nebst den an unsere Last-Jachten erinnernden Segelleichtern, verliehen unter kühlem, grauen Himmel dem Ganzen das Gepräge eines Ostseeküstenbildes, und zwar eines ziemlich trostlos winterlichen. Weiße Salzauswitterungen oder von Bränden zurückgebliebene Asche auf Bäumen sowie in großen Flecken auf dem Boden verstärkten noch diesen Eindruck, den man in der Äquatornähe wahrlich nicht erwartet haben würde.

Weit lagen wir vom Lande ab, und so segelte ich mit einem der Leichter dorthin. Zwischen gefährlichen Riffen hindurch ging es nach dem reizlosen Lande. Hinter dem häßlichen, nur durch wenig Vegetation verschönten Ort zieht sich der Fluß weit landein und wird auch von kleinen Dampffahrzeugen befahren. Ringsum liegt eine Reihe von Städten; die Gegend soll reich sein, was man ihr freilich von hier aus durchaus nicht ansah.

Die sandigen Straßen ziehen sich etwas hinan zwischen Häusern, die aus Bambusrippen erbaut, mit Lehm beworfen und vielfach mit Wellblech gedeckt sind. Ein großes Spritzenhaus, eine Schule und eine frühere

Kirche fallen auf. Caracaz ist nämlich ein von Revolutionären zerstörter Bischofssitz. Ich fragte mich nach der Casa alěman durch, einem umfangreichen, wenn auch nicht schönen Gebäude, das recht große Magazine enthält. Auch die Cagua-Handelsgesellschaft eines Hamburger Hauses befindet sich hier, die uns 800 t Steinnüsse (vegetabilisches Elfenbein, das vorzugsweise zur Knopffabrikation benutzt wird) liefern sollte. Zwei junge Leute, ein Süddeutscher, der ganz freundlich war, aber das unverständige Räsonnieren auf deutsche Verhältnisse, das man leider nicht selten bei den Landsleuten draußen findet, besonders an sich hatte, und ein Berliner hielten das Platzgeschäft jenes Hauses in der Hand. Der Berliner hatte als Husaren-Einjähriger gedient und bekleidete hier im Nebenamt den Posten eines Feuerwehrhauptmanns, der ihm eine prächtige Uniform eintrug. Wie ich hörte, wurde die einzige Feuerspritze zurzeit lediglich als Pumpe benutzt. Regenwasser wird auch hier als kostbares Trinkwasser aufgefangen. Die Esel mit Fäßchen auf dem Rücken und dahinter einen reitenden Knaben, die aus gegrabenem Brunnen Wasser von dem sandigen Landungsplatz brachten, bildeten einen Charakterzug des anspruchlosen Straßenlebens. Die jungen Leute sagten mir, daß sie einige Familien zum Verkehr hätten; im übrigen aber schienen sie höchst bescheiden zu leben, so daß sie fast in Verlegenheit gerieten, als ich, harmlos der flotten Einladung des Süddeutschen folgend, bei ihnen im kahlen Junggesellenheim erschien. Bedienung schien im glücklichen Ecuador eine rare Sache zu sein. Der Husar und Feuerwehrhauptmann kochte eigenhändig; Tag für Tag gab es nur Beefsteak und Bratkartoffeln. Ich traf meine Wirte in Hemdsärmeln

schon bei der Vertilgung des Restes ihrer Mahlzeit an. Liebenswürdigst aber statteten sie diesen noch mit einer Konserve für den unerwarteten Gast aus. Zum Dank dafür wollte ich sie photographisch mit ihrem Heim den Zeitgenossen überliefern, indessen, wie so oft, entsprach auch hier das Resultat nicht der erhofften Vollendung. Als Gegenstück gebe ich hier ein üppigeres „Menu" zum besten, das wir abends an Bord hatten. Also: „Suppe, Mehlbeutel mit Backobst, Salzfleisch, Bratkartoffeln und Grünkohl, Hammelbraten, Kartoffelpüree und Schnittbohnen, Pfannkuchen nebst Preißelbeeren, Käse, Sardinen, kalter Aufschnitt, Apfelsinen, Äpfel und Kaffee." Mehr kann man nicht verlangen! Daß dies alles, reichlich serviert, nicht auf einmal von uns in der Kajüte gegessen werden konnte, war klar; vielleicht fand sich aber doch zur Vertilgung auch dieser Reste anderweitig genügende Unterstützung.

In Caracaz lebte ferner ein deutscher Schulmeister, ein früherer Pfarrer, Gaucho usw., der mir als nicht gut beleumdet geschildert ward. Da ihm von seinen bolivianischen Prinzipalen kein Gehalt gezahlt wurde, streikte er zurzeit, was durchaus vernünftig von ihm erschien.

Bei 75° F in der Kammer schlug ich mich zum Mittagsschlafe in eine dicke wollene Decke ein.

Nach verschiedenen Erregungen zwischen Kapitän und Agenten dampften wir am 30. Oktober nach der Manta-Bai weiter, um hier unsere Ladung von Steinnüssen zu vervollständigen.

Es war ziemlich dieselbe „Couleur in Braun". Die gewaltige Kordillere sah man nicht, nur mäßige Berge hinter Manta, darunter den fast dreieckig erscheinenden

Monte Christo. Ein paar Deutsche von der genannten Handelsgesellschaft leben auch an diesem, etwas größer als Caracaz erscheinenden Orte.

Auf kleinen, offenen Leichtern, deren Segel an Bambushölzern sie fast wie lateinische Dreieckssegel trimmen, segeln die Küstenleute von Manta ganz ausgezeichnet, sogar in schwerer See. Die Wasserfarbe erinnert durch ihre Bläue an die des Genfer Sees. Die Binnenstadt Monte Christo besitzt einen bedeutenden Umsatz der von Indianern meisterhaft geflochtenen Strohhüte, d. h. Hüte aus den Blattfasern der Carludovica palmata, die als sogenannte Panamahüte, von hier oder über Guayaquil exportiert, meist aus Ecuador stammen. Einen Hut von wunderbarer Feinheit, der in Mexiko-Hauptstadt oder New York seine 50 Dollars Gold gekostet hätte, erwarb ich hier für etwa vier Dollars. Gegen Beschwindeln muß der Unkundige aber vorsichtig sein. Unter anderen an Bord zum Verkaufe gebrachten Kuriositäten befanden sich auch durch plumpe Karminfärbung rosenrot gemachte Geweihe. Aalartige Wasserschlangen konnte man erwerben. Ihr Schwanz war abgeplattet, die Farbe oben schwarz, unten, mit Zeichnungen, bei den einen gelblich, bei den anderen fleischfarben. Sie gelten für nicht giftig, dennoch scheuen die Leute ihren Biß. Ferner boten die Händler Stücke eines Holzes an, dessen scharf-süßlicher Geruch alle Insekten vertreiben soll. Offenbar erstreckte sich diese Wirkung auch auf die Menschen. Mit den Steinnüssen kam eine Menge von Käfern auf das Schiff; sie glichen unseren Junikäfern, nur mit wesentlich dünnerem, länglichen Kopf.

Die stattliche „Saxonia“ von der Hamburg-Amerika-Linie erschien auf der Reede und lief im weiten Bogen

so nahe an gefährlicher Stelle unter Land, daß sie durch Signale der „Hathor“ gewarnt wurde. Sie soll diese jedenfalls gut gemeint gewesene Warnung aber als unnötig empfunden und übel genommen haben.

Über und über voll von Steinnüssen, wozu auch noch etwas Kaffee kam, besuchten wir am 1. November abermals einen kleinen, ähnlich gearteten Ecuadorhafen, die Reede von Machalilla, südlich der Halbinsel, auf deren Nordseite Manta liegt. Die Küstenberge erschienen etwas höher und malerischer. Ein auffallend schönes Echo fand der Ton der Dampfpfeife an ihnen. Der kleine Ort, inmitten mit der Kuppel einer Holzkirche, breitet sich hart am Strande auf sterilem Lehmboden aus. Ein großer Hummer von höchst eigentümlicher Gestalt ward gefangen; Händler boten dreizehige, kleine, meerschweinartige Nagetiere zum Verkauf an sowie eine handgroße Muschel (Tritonform), deren fettes rotes, blaugesprenkeltes Tier ein guter Bissen sein sollte. Zeitweilig soll es hier reiche Taubenjagd geben. Ich beobachtete gern den Flug der Pelikane. Sie bilden eine Kette; der Vordermann macht einige schwerfällige Flügelschläge und streicht dann auf unbeweglichen Schwingen eine Zeitlang horizontal weiter, immer mit diesen Bewegungsarten wechselnd, und wie auf Kommando führen die Hinterleute die gleichen Manöver pünktlichst aus. — Am Lande gab es ein Erdbeben, wovon wir an Bord nichts spürten.

Wir nahmen Kaffee und setzten am 2. November unseren Weg nach Guayaquil fort.

Wie ein Helgoland in Gelb tauchte das Kap San Elena aus den blauen Wogen. Wir sahen wohl den ersten Feuerturm seit Salina Cruz. In einer Sand-

bucht und auf der Höhe gewahrte man zuvor die gleichnamige Stadt mit recht vielen Häusern.

Ich hatte einen kleinen Zusammenstoß mit dem langen Doktor, der bei Tische über die „Hunnenbriefe“ usw. höhnte, indem er über Deutschland herzog. Ich verbat mir diese Verunglimpfung auf einem deutschen Schiffe. Er schwieg, strafte mich aber fürderhin mit Verachtung und grüßte mich auch bei Begegnungen am Lande nicht mehr.

Am 3. November früh liefen wir aus dem seeartigen Kanal von Jambeli in das Mündungsgebiet des Guayas ein. An Backbord zog sich die Puna-Insel hin, mit einigen Hügelzügen darauf, sonst niedrig, in der Mitte fjordartig zerrissen. Die Entfernung bis zur Stadt Guayaquil beträgt von der Mündung des Flusses aus etwa 75 Seemeilen. Das Fahrwasser ist im ganzen gut, doch erstreckt sich vor dem schmaleren, eigentlichen Fluß eine störende Barre, deren schwarzen Mudd auch unsere Schraube aufwühlte. In der Bucht von Puna schaut ein Leuchtturm hoch von gelber Klippe. Vor Anhöhen liegt ein ganz netter Ort mit roten Dächern im Grünen. Auch Badehäuser gewahrt man. Voll Selbstbewußtsein erschien ein Arzt an Bord, der uns Ausräucherung und Quarantäne verhieß, da wir von Panama kämen und einen Fall von gelbem Fieber an Bord gehabt haben sollten. Daß wir alle äußerst gesund waren und inzwischen fast 14 Tage lang Ecuadorhäfen besucht hatten, schien ihn zunächst nicht von seinen bösen Absichten abbringen zu wollen. Allein, dann erhielten wir doch einen würdigen Lotsen und konnten weiterziehen. Bei Flutbegünstigung eilten wir rasch an Wiesen mit zuweilen parkartigem Baumgrün entlang. Neben

Hacienden wuchsen Palmen; Rinder und weiße Ziegen weideten; im Hintergrund stand das Gebirge im Schleier. Endlich lag Guayaquil stattlich am Fuße einer niedrig gebuckelten Bergkette, den Cerros de la Cruz, deren letzter Buckel sich wie ein kleines Gibraltar aus rotem Sandstein aufreckte, vor uns. Unter Palmen bemerkten wir vor der Stadt zunächst das von Aasgeiern umflatterte Schlachthaus. Die Stadt ist auf der nördlichen Flußseite erbaut; südlich setzt sich das Einzelgebirge fort. Mangroven säumen das niedrige, von Wasserarmen durchzogene Vorland des seeartigen Flusses. Südlich bei der Einmündung des Rio Bodegas gewahrt man die Station für die ins Innere führende kurze Eisenbahn. In meist schiefergrauen Holzhäusern zieht sich die Stadt am letzten Berghang aufwärts; mehrere Kirchtürme ragen. Im Einschnitt des Winkels zeigen sich unten größere Gebäude, davor Dampfer am Kai, auch Flußdampfer, ankernde Segelschiffe, eine Hellig und viele Boote sowie Kanus, die die Abfuhr der Stadt nach der anderen Seite schaffen. Wir sind also wieder einmal bei einer größeren Stadt, an deren Beginn wir auf dem Strome zu Anker gehen. Eine deutsche und eine dänische Bark heißten für uns die Flagge, und wir begrüßten das staatliche Wachtschiff Ecuadors.

Oft auf dieser Reise fand ich die Konsuln und besonders ihre Familien gerade nicht draußen; so erging es mir zu meiner Enttäuschung auch wieder hier. Guayaquil steht ja gesundheitlich nicht im besten Rufe; es soll mit dem Gelben Fieber aber doch nicht so schlimm sein, wie es häufig geschildert wird. Die Stadt zählt etwa 30 000 Bewohner, darunter 600 Europäer, die, soweit es Deutsche sind, annähernd ein halbes Hundert, viel-

fach recht bedeutenden Firmen angehören und auch einen eigenen kleinen Klub besitzen.

Um die hölzernen Landungsbrücken und Landungsplattformen spielt sich ein reges und buntes Treiben ab; zahlreich sind die braunen Händler und Händlerinnen von Früchten und Gemüsen, die in üppiger Fülle in den Kanus und in der Markthalle hochaufgetürmt liegen. Breite Treppen führen gleich zu diesem mit einem Turm geschmückten Gebäude hinan. Unmittelbar dahinter liegen ziemlich lebhafte Straßen, die viele höhere, buntbemalte Holzhäuser und recht ansehnliche Verkaufsauslagen zeigen. Ein armseliger Maultiertram bildete das Verkehrsinstitut. Weiter in die Stadt hinein werden die Straßen breiter, sandig und verlieren sich bei erbärmlichen, auf hohen Pfählen stehenden Hütten, die umgeben sind von den üblichen Borstenvieh-Idyllen des spanischen Amerika. Auf einem Plan sah ich größere Abteilungen von braunen Soldaten unter Aufsicht mehr oder weniger bummelnder, goldverzierter Leutnants „Griffe kloppen" und „langsamen Schritt" üben.

Über die Ecuadorianer wurden mir allerlei unglaubliche Geschichten erzählt, die gerade nicht viel Schmeichelhaftes für das öffentliche Wesen und manche seiner Repräsentanten enthielten. Man muß solche häufig auf üble Einzelerfahrungen beruhenden Darstellungen indessen nicht immer als typisch erschöpfende auffassen. Die Regierung scheint eine heilige Angst vor den Nordamerikanern zu besitzen. Man hat sich gegen den von Nordamerika oktroyierten sanitären Überwachungsdienst gewehrt, doch mußte der betreffende Regierungserlaß zurückgenommen werden, da die Nordamerikaner einfach alle Dampfer, die in ihre Häfen einliefen, wenn

sie auf der Reise Guayaquil berührt hatten, in wochenlange Quarantäne legten. Dadurch erzwangen sie wieder die Gesundheitsatteste durch ihre eigenen Konsuln, und zwar für Schiffe aller Flaggen. Bei den neuerdings durch den nordamerikanischen Staatssekretär Root abgeschlossenen „Gegenseitigkeitsverträgen" mit den südamerikanischen Staaten ist außer Brasilien gerade Ecuador in besondere Intimität gezogen worden. Die Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsverträge der zentralamerikanischen Staaten (mit Ausnahme von Nicaragua) unter sich resp. mit Nordamerika, wozu man der Beihilfe Mexikos nicht entraten konnte, waren vorangegangen. — Von Guayaquil nahmen wir auf kürzere Zeit abermals eine bräunliche, kinderreiche Familie in der ersten Kajüte mit; diese betrug sich aber durchaus angemessen; die vier- bis fünfjährigen kleinen Puten sorgten geradezu mütterlich mit für die ein- bis zweijährigen.

Am 5. November dampften wir weiter nach dem noch im Guayaquil-Golf südlich der Insel Puna gelegenen Bolivar; an der Mündung des Flusses S. Rosa gelegen, ist es der Hafenort der Stadt Machala. — Es ward recht kühl. Ungeachtet der Bewölkung im Norden und Nordosten traten abends die Kordilleren in gewaltiger Erhabenheit heraus. Man unterschied deutlich die vordere, etwa 2000 Meter hohe Kette von der hinteren, etwa 5000 Meter hohen. Ob unter den sichtbaren Spitzen der Chimborasso war, kann ich nicht sagen; wahrscheinlich aber befanden sich El Altar, dessen Höhe 5404 Meter beträgt, sowie die Vulkane Sangay und Quinvaloma dabei. Bolivar erschien als ein richtiges Mangrovenloch. Vor einigen Häusern erstreckte sich eine

gute, von französischen Ingenieuren kürzlich erbaute Pieranlage. Eine kleine Bahn führt nach Machala. Ein Flußdampfer brachte uns ein nicht sehr reizvolles, neugieriges Sonntagspublikum an Bord. Die umliegenden Provinzen sollen reich sein, namentlich an Steinnüssen und Kakao.

Am 7. November erreichten wir Paita, den ersten peruanischen Hafen. Man spürte die Wüste von Sechura. An der von bank- und basteiartigen Felsen umgebenen Bucht wuchs absolut nichts! Nur das grüne Wasser davor war schön. Im Hintergrunde zeigt sich die mehrere tausend Einwohner zählende Stadt Paita mit farblosen, niedrigen Häusern, die durch einige ansehnlichere Gebäude unterbrochen werden. Das Boot, das Beamte, Doktor und Hafenkapitän an Bord brachte, sah kriegsschiffmäßig ordentlich aus. Die Herren waren meist alte, ausgediente Seeoffiziere in guten Uniformen. Eine bunte Menge von Händlerbooten erschien. Als unser kleiner Chilene sich ins Fallreep stellte, um das in den Booten harrende Volk zu photographieren, brach dieses spontan in eine ungeheuere Heiterkeit über seine groteske Erscheinung aus. Der gute, arme Kerl nahm diese Ovation fast geschmeichelt auf. Auf das Zeichen, ans Fallreep kommen zu dürfen, entspann sich ein wilder Wettkampf der Händler, der sich im gegenseitigen Niederrennen auf der Treppe fortsetzte; namentlich eine dicke, einen schweren Korb auf dem Rücken tragende Indianerdame kämpfte verzweifelt gegen den sie immer wieder zurückreißenden Konkurrentenstrom. Feilgeboten wurden u. a. preiswerte Strohhüte (man kaufe keine gesteiften!), Kalabassen, Korallen, Tontöpfe und furchtbare Süßigkeiten.

In Paita genossen wir das Glück, durch einen längsseit kommenden Prahm gründlich unter ärztlicher Leitung ausgeschwefelt zu werden. Alles hustete und wischte sich die Augen in den erstickenden Dämpfen der schwefligen Säure. Das in einer Kammer liegen gelassene Baby der Familie aus Guayaquil wäre auf ein Haar umgekommen. In Paita soll die Pest ziemlich arg gewesen sein, weshalb der Blödsinn des Ausschwefelns, der zu nichts gut ist, als daß die Schiffe den Beamten die Taschen füllen, wohl besonders gewissenhaft betrieben wurde. Selbst wenn dabei eine allgemeine Rattentötung möglich wäre, würde sie auf einem beladenen Schiffe kaum wünschenswert erscheinen.

Wir hatten für Paita Mehl geladen und nahmen Häute und Holzkohle — die doch kaum aus der kahlen Sierra stammen konnte — für Callao mit. Neben uns lag ein interessanter, uralter Walfischfänger aus Chile, ganz wie ein antiquiertes Kriegsschiff getakelt. Zum Tragen von weißem Zeug war es schon zu kühl geworden.

Ich hatte mich entschlossen, in Callao von Bord zu gehen. Es war das erste und letzte Mal, daß ich ein deutsches Schiff ohne Bedauern verließ.

Zwischen bienenkorbförmigen Felsen langten wir am 10. November abends auf der Reede von Callao an. Callao liegt flach; in der Ferne schimmerten auf höherem, zeitweilig von Wetterleuchten erhelltem Plateau darüber die Lichter von Lima aus dem Dunkel.

Das war ein tröstlicher Anblick!

Der nächste Tag fand uns in der Nähe eines lebhaften Hafentreibens vor dem nicht übermäßig schönen, aber gegen die in letzter Zeit sonst besuchten Orte eine bemerkenswert höhere Kultur verratenden Callao vor

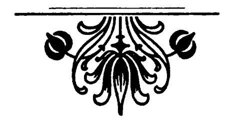
Anker. Hier hatten wir ein aus San Francisco mitbekommenes Kabel für einen nordamerikanischen Kabelleger abzugeben. Unser Kapitän half mir zuletzt noch liebenswürdig durch die Zollschranken hindurch. Niemand beachtete jetzt mein Schießgewehr, das mir an den Grenzen zentralamerikanischer Staaten so häufig Schwierigkeiten gemacht hatte.

Ein anderer Kosmos-Dampfer, der „Radames“, auf dem ich sehr gern gewesen bin, sollte mich später weiterführen. Doch meine eigentlichen Südamerika-Reiseerlebnisse bleiben dem dritten und letzten Bande meiner „Amerikawanderungen“ vorbehalten. Viel Interessantes stand mir bevor, und der stille Kampf nordamerikanischer Interessen gegen europäische, in erster Linie gegen deutsche, der sich wie ein roter Faden durch das Erwerbsleben der ganzen Westhemisphäre außerhalb der Union zieht (der ebenfalls bestehende innerhalb gehört nicht zu meinem Thema), fand gerade hier die schärfste Beleuchtung. Wirtschaftlich bisher noch minder erfolgreich, ward er unter dem Druck um so schärferer politischer Arbeit betrieben.

Wie alles auch kommen möge, wir dürfen uns durch die Politik nicht entreißen lassen, was deutsche wirtschaftliche Tüchtigkeit gerade in ganz hervorragendem Maße in Südamerika erzielt hat.

Den Verzichtenden, die sorgenvoll fragen: „Ist es nicht alles natürlich? Was soll man gegen die gewaltige Überlegenheit an Kapital und Machtmitteln, gegen geographische Bevorzugung und teilweise billigere und bessere technische Leistungen tun?“, kann man nur erwidern: „Laßt euch nicht „bluffen“ und seid nur ebenso energisch wie die Herren aus Nordamerika!“ Wie schrieb

zudem der treffliche Ratzel in seiner Politischen Geographie? „Die atlantischen, pazifischen und Golfstaaten der nordamerikanischen Union vertreten ebenso auseinanderstrebende Interessen, wie die Himmelsrichtungen ihrer Lage auseinandergehen.“ Daß wir die Flinte ins Korn werfen, ist gerade das, worauf unsere nimmersatten, zähen Konkurrenten losarbeiten, weil sie wissen, daß, wenn wir es nicht tun, wir ihnen zu stark sind!



Berichtigungen zu Band I der „Amerika-Wanderungen“:

Seite 65, Zeile 5 von oben des statt de Les.
Seite 79, Zeile 6 von unten mightily statt mightly.
Seite 307, Zeile 23 von oben Keller statt Koch.

Druck der Deutschen Buch- und Kunstdruckerei, G. m. b. H.
Zossen—Berlin SW. 11.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Protektorat:

Se. Königl. Hoheit Grossherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar und Se. Hoheit Herzog Friedrich zu Anhalt.

Vorstand:

Dr. **Max Jordan,**
Geheimer Ober-Regierungsrat
zu Berlin.

Dr. **Erich Schmidt,**
Geheimer Regierungsrat und
ordentl. Professor an der Kgl.
Universität zu Berlin.



Dr. **Georg Reicke,**
Regierungsrat und Bürgermeister
von Berlin.

Prof. A. v. Werner,
Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat
Direktor d. Kgl. Akademie d. Künste
zu Berlin.

Satzungen:

§ 1. Der „Allgemeine Verein für Deutsche Literatur" verfolgt die Aufgabe, seinen Mitgliedern neue, gute populär-wissenschaftliche Werke hervorragender deutscher Schriftsteller auf dem Gebiete der Geschichte, Literatur, Länder- und Völkerkunde, Naturwissenschaften, Philosophie, Musik, Kunst u. s. w. zu einem billigen Preise zugänglich zu machen und mittellose deutsche Bibliotheken des In- und Auslandes durch unentgeltliche Lieferung von Vereinswerken zu unterstützen.

§ 2. Die Mitglieder verpflichten sich zur Zahlung eines jährlichen Abteilungsbeitrages von achtzehn Mark, der beim Eintritt in den Verein oder bei Empfang des ersten Bandes der Abteilung zu entrichten ist oder auch ratenweise vierteljährlich bezahlt werden kann.

§ 3. In jeder Abteilung erscheinen in Zwischenräumen von drei Monaten vier Werke im Umfange von ca. 20 Bogen Oktav, die sich durch geschmackvollen Druck und eleganten Halbfranz-Einband auszeichnen und allen Vereinsmitgliedern postfrei zugesandt werden.

§ 4. Die Vereins-Veröffentlichungen gelangen zunächst nur an die Mitglieder zur Versendung und werden an Nichtmitglieder erst später und nur zu bedeutend erhöhtem Preise (der Band zu 6—9 Mark) abgegeben. Der sofortige **Umtausch** eines neuerschienenen Werkes gegen ein anderes, früher erschienenes ist den Vereins-Mitgliedern **ohne jede Nachzahlung gestattet.**

§ 5. Der Eintritt in den Verein kann jederzeit erfolgen. Die Beitrittserklärung ist an eine beliebige Buchhandlung oder an die Geschäftsstelle des „Allgemeinen Vereins für Deutsche Literatur" Berlin W., Elßholzstraße 12, zu richten. Ein etwaiger Austritt ist spätestens bei Empfang des dritten Bandes einer jeden Abteilung der betreffenden Buchhandlung oder der Geschäftsstelle des Vereins anzuzeigen.

§ 6. Die Geschäftsführung des Vereins liegt in den Händen des Verlagsbuchhändlers Alfred Paetel. Die Veröffentlichungen erscheinen im Verlag von Hermann Paetel.

Die Veröffentlichungen des „Allgem. Vereins für Deutsche Literatur" haben in den 33 Jahren seines Bestehens in allen Gauen Deutschlands und weit über dessen Grenzen hinaus die größte Anerkennung gefunden und sich in allen Schichten der gebildeten Gesellschaft, ja selbst in den höchsten Kreisen und unter den gekrönten Häuptern Europas eine überaus stattliche Zahl treuer Freunde erworben.

In den bisher erschienenen XXXII Abteilungen gelangten nachstehende Werke zur Ausgabe:

Abteilung I

†**Bodenstedt, Fr. v.**, Aus dem Nachlasse Mirza-Schaffys.

***Sybel, H. v.**, Vorträge und Aufsätze.

Osenbrüggen, E., Die Schweizer. Daheim und in der Fremde.

***Schmidt, Adolf**, Historische Epochen und Katastrophen.

***Reitlinger, Edm.**, Freie Blicke. Populärwissenschaftl. Aufsätze.

***Löher, Fr. v.**, Kampf um Paderborn 1597—1604.

Hanslick, Eduard, Die moderne Oper.

Abteilung II

***Richter, H. M.**, Geistesströmungen.

***Heyse, Paul**, Giuseppi Giusti, Gedichte.

***Bodenstedt, Fr. v.**, Shakespeares Frauencharaktere.

***Auerbach, Berthold**, Tausend Gedanken des Collaborators.

***Gutzkow, Carl**, Rückblicke auf mein Leben.

***Hoyns, Georg**, Die alte Welt.

***Frenzel, Karl**, Renaissance- und Rococo-Studien.

Abteilung III

†**Vambéry, Hermann**, Sittenbilder aus dem Morgenlande.

†**Lorm, Hieronymus**, Philosophie der Jahreszeiten.

†**Büchner, Ludwig**, Aus dem Geistesleben der Tiere.

***Lindau, Paul**, Alfred de Musset.

†**Bodenstedt, Fr. v.**, Der Sänger von Schiras, Hafisische Lieder.

***Goldbaum, W.**, Entlegene Kulturen.

***Reclam, C.**, Lebensregeln für die gebildeten Stände.

Abteilung IV

***Woltmann, Alfred**, Aus vier Jahrhunderten niederländisch-deutscher Kunstgeschichte.

***Dingelstedt, Franz**, Literarisches Bilderbuch.

***Strodtmann, Ad.**, Lessing. Ein Lebensbild.

†**Lazarus, M.**, Ideale Fragen.

***Lenz, Oscar**, Skizzen aus Westafrika.

***Vogel, H. W**, Lichtbilder nach der Natur.

†**Büchner, Ludwig**, Liebesleben in der Tierwelt.

Abteilung V

Hanslick, Eduard, Musikalische Stationen. (Der „Modernen Oper" II. Teil.)
†Cassel, Paulus, Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt.
Werner, Reinhold, Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben.
Lauser, W., Von der Maladetta bis Malaga. Zeit- und Sittenbilder aus Spanien.

Abteilung VI

*Lorm, Hieronymus, Der Abend zu Hause.
*Schmidt, Max, Der Leonhardsritt. Lebensbilder aus dem bayerischen Hochlande.
*Genée, Rudolf, Lehr- und Wanderjahre des deutschen Schauspiels.
*Kreyßig, Friedrich, Literarische Studien und Charakteristiken.

Abteilung VII

†Weber, M. M., Freiherr von, Vom rollenden Flügelrade.
Ompteda, Ludwig, Freiherr von, Aus England. Skizzen und Bilder.
Hopfen, Hans, Lyrische Gedichte und Novellen in Versen.
*Das moderne Ungarn. Herausgegeben von Ambros Nemény.

Abteilung VIII

†Ehrlich, H., Lebenskunst u. Kunstleben.
Hanslick, Eduard, Aus dem Opernleben der Gegenwart. (Der „Modernen Oper" III. Teil.)
*Reuleaux, F., Quer durch Indien. Mit 20 Original-Holzschnitten.
†Klein, Hermann J., Astronomische Abende. Geschichte und Resultate der Himmels-Erforschung.

Abteilung IX

†Brahm, Otto, Heinrich von Kleist. (Preisgekröntes Werk.)
*Egelhaaf, G., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. (Preisgekröntes Werk.)
*Jastrow, J., Geschichte des deutschen Einheitstraumes und seiner Erfüllung. (Preisgekröntes Werk.)
*Gottschall, Rud. v., Literarische Totenklänge u. Lebensfragen.

Abteilung X

*Preyer, W., Aus Natur- und Menschenleben.
*Jähns, Max, Heeresverfassungen und Völkerleben. Eine Umschau.
*Lotheißen, Ferdinand, Margarethe von Navarra.
Hanslick, Eduard, Concerte, Componisten u. Virtuosen.

Abteilung XI

†Gneist, Rudolf v., Das englische Parlament in tausendjährigen Wandlungen vom 9. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.
†Güßfeldt, Paul, In den Hochalpen. Erlebnisse a. d. Jahren 1859 bis 1885.
†Meyer, M. Wilhelm, Kosmische Weltansichten. Astronomische Beobachtungen und Ideen aus neuester Zeit.
Brugsch, H., Im Lande der Sonne. Wanderungen in Persien.

Abteilung XII

*__Meyer, Jürgen Bona,__ Probleme der Lebensweisheit. Betrachtungen.

*__Herrmann, Emanuel,__ Kultur und Natur. Studien im Gebiete der Wirtschaft.

Büchner, Ludwig, Tatsachen und Theorien a. d. naturwissenschaftl. Leben der Gegenwart.

Hanslick, Eduard, Musikalisches Skizzenbuch. (Der „Modernen Oper" IV. Teil.)

Abteilung XIII

Geffcken, F. H., Politische Federzeichnungen.

Lesseps, Ferdinand von, Erinnerungen.

*__Meyer, M. Wilh.,__ Die Entstehung der Erde und des Irdischen.

Bodenstedt, Friedrich v., Erinnerungen aus meinem Leben. I. Bd.

Abteilung XIV

*__Falke, Jacob von,__ Aus dem weiten Reiche der Kunst.

*__Herrmann, Emanuel,__ Sein und Werden in Raum und Zeit.

*__Henne am Rhyn, O.,__ Kulturgeschichtliche Skizzen.

*__Preyer, W.,__ Biologische Zeitfragen.

Abteilung XV

Hanslick, Ed., Musikalisches und Literarisches. (Der „Modernen Oper" V. Teil.)

*__Bodenstedt, Fr. v.,__ Erinnerungen aus meinem Leben. II. Band.

*__Hellwald, Fr. v.,__ Die Welt der Slawen.

*__Spielhagen, Fr.,__ Aus meiner Studienmappe.

Abteilung XVI

*__Büchner, Ludwig,__ Das goldene Zeitalter.

Brugsch, H., Steininschrift und Bibelwort.

Meyer, M. Wilh., Mußestunden eines Naturfreundes.

*__Sterne, Carus,__ Natur und Kunst.

Abteilung XVII

Hanslick, Ed., Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der „Modernen Oper" VI. Teil.)

Henne am Rhyn, O., Die Frau in der Kulturgeschichte.

*__Gottschall, Rud. v.,__ Studien zur neuen deutschen Literatur.

*__Falke, Jacob v.,__ Geschichte des Geschmacks.

Abteilung XVIII

*__Werner, Reinhold,__ Auf fernen Meeren und Daheim.

*__Ullrich, Titus,__ Reisestudien.

*__Jähns, Max,__ Über Krieg, Frieden und Kultur.

*__Diercks, G.,__ Kulturbilder aus den Vereinigten Staaten.

Abteilung XIX

Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. I. Band.
Ehlers, Otto E., An indischen Fürstenhöfen. II. Band.
Brugsch, H., Mein Leben und mein Wandern.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. I. Band.

Abteilung XX

Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. I. Band.
Ehlers, Otto E., Im Sattel durch Indo-China. II. Band.
Hanslick, Ed., Aus meinem Leben. II. Band.
*Fitzner, Rud., Die Regentschaft Tunis.

Abteilung XXI

*Falke, Jakob von, Aus alter und neuer Zeit.
*Frenzel, Karl, Rokoko, Büsten und Bilder.
*Ehrlich, H., Modernes Musikleben.
Wegener, Georg, Herbsttage in Andalusien.

Abteilung XXII

Hanslick, Ed., Fünf Jahre Musik. (Der „Modernen Oper“ VII. Tl.)
Dove, Karl, Südwest-Afrika.
*Herrmann, E., Das Geheimnis der Macht.
Ehlers, Otto E., Im Osten Asiens.

Abteilung XXIII

*Wegener, Georg, Zum ewigen Eise.
Werner, R., Salzwasser. Erzählungen aus dem Seeleben.
*Hirschfeld, G., Aus dem Orient.
*Haacke, W., Aus der Schöpfungswerkstatt.

Abteilung XXIV

*Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch.
*Dove, Karl, Vom Kap zum Nil.
*Seidel, A., Transvaal, die Südafrikanische Republik.
Tanera, Karl, Aus drei Weltteilen.

Abteilung XXV

Hanslick, Ed., Am Ende des Jahrhunderts. (Der „Modernen Oper“ VIII. Teil.)
*Zabel, Eugen, Russische Literaturbilder.
*Below, Ernst, Mexiko. Skizzen und Typen aus dem Italien der neuen Welt.
*Lindau, Paul, An der Westküste Kleinasiens.

Abteilung XXVI

*Gottschall, Rud. von, Zur Kritik des modernen Dramas.
Koenigsmarck, Graf Hans von, Japan und die Japaner.
*Münz, Sigmund, Römische Reminiscenzen.
Hanslick, Ed., Aus neuer und neuester Zeit. (Der „Modernen Oper“ IX. Teil.)

Abteilung XXVII

*Münz, Moderne Staatsmänner. Biographien und Begegnungen.
*Reuleaux, F., Aus Kunst und Welt. Vermischte kleinere Schriften.
Zimmermann, A., Weltpolitisches. Beiträge und Studien zur modernen Kolonialbewegung.
*Wegener, Georg, Zur Kriegszeit durch China 1900/1901.

Abteilung XXVIII

*Meyer, M. Wilh., Der Untergang der Erde.
*Rumpelt, A., Sizilien und die Sizilianer.
*Meyer, Chr., Kulturgeschichtliche Studien.
*Lanera, C., Eine Weltreise.

Abteilung XXIX

*Grothe, H., Auf türkischer Erde, Reisebilder und Studien.
*Wilda, J., Reise auf S. M. S. „Möwe".
*Pietsch, L., Aus der Heimat und der Fremde.
*Meyer, M. Wilh., Von St. Pierre bis Karlsbad.

Abteilung XXX

*Zabel, Eugen, Auf der sibirischen Bahn nach China.
*v. d. Nahmer, Vom Mittelmeer zum Pontus.
*Dehn, Paul, Weltwirtschaftliche Neubildungen.
*Kienzl, Wilh., Aus Kunst und Leben.

Abteilung XXXI

*Wegener, Georg, Reisen im westindischen Mittelmeer.
*Karpeles, Gustav, Literarisches Wanderbuch. Neue Folge.
*Dehn, Paul, Weltpolitische Neubildungen.
*Genthe, Siegfried, Korea. Reiseschilderungen.

Abteilung XXXII

Genthe, Siegfried, Marokko. Reiseschilderungen. Herausg. von Dr. Georg Wegener.
Heigel, Karl Theodor von, Biographische und kulturgeschichtliche Essays.
Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. I. In der Mitte des Kontinents.
Wilda, Johannes, Amerika-Wanderungen eines Deutschen. II. Zwischen Alaska und Peru.

Bezugs-Erleichterung.

Damit die verehrlichen Mitglieder, welche dem Verein neu beitreten, Gelegenheit haben, sich aus den früher erschienenen Abteilungen die ihnen zusagenden Werke **billiger als zum Ladenpreise von 6—9 Mark** für den Band beschaffen zu können, haben wir bei einer **Auswahl** aus den mit einem * bezeichneten Bänden zur Erleichterung des Bezuges eine bedeutende Preisermäßigung eintreten lassen, und zwar in der Weise, daß nach freier Wahl

5	Bände	anstatt	30— 40	*M.* jetzt	20	*M.* kosten.
10	"	"	60— 80	" "	35	" "
15	"	"	90—120	" "	50	" "
20	"	"	120—160	" "	65	" "
25	"	"	150—200	" "	80	" "
30	"	"	180—240	" "	95	" "
35	"	"	210—280	" "	110	" "
40	"	"	240—320	" "	125	" "
50	"	"	300—400	" "	155	" "
60	"	"	360—480	" "	183	" "
70	"	"	420—560	" "	210	" "

Die mit † versehenen Bände können nur noch bei Abnahme sämtlicher Abteilungen abgegeben werden.



